a. Lat. b.

1930 o.

<366367854400018

<366367854400018

Bayer. Staatsbibliothek

Ausführliche Erläuterung

der

zehn ersten Kapitel

der Schrift des Tacitus

über

Deutschland.

Von

Friedrich Rühs.

Berlin 1821.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Den

durch deutsche Gelehrsamkeit und deutsche Gesinnung gleich ehrwürdigen Männern,

Immanuel Becker,
August Böckh,
Philipp Buttmann,
Friedrich Göschen,
Aloysius Hirt,
Friedrich Schleiermacher,
Wilhelm Süvern
und
Friedrich Wilken

in
dankbarer Erinnerung vielfältiger Belehrung und Anregung zugeeignet.

Vorrede.

Wer die Beschaffenheit der Nachrichten über Germaniens ältesten Zustand kennt und erwägt, wird bald überzeugt seyn, daß sie einer Revision höchst bedürftig sind; man fährt noch immer fort unsre älteste Geschichte auf Hypothesen zu gründen und über die Meinungen der spätern Schriftsteller sind die Aussagen der Quellen fast ganz in Vergessenheit gerathen. Bei den Untersuchungen, die ich über das germanische Alterthum anstellte und zu denen ich mit besondrer Vorliebe immer zurückkehrte, ergaben sich mir auf dem einfachen Wege einer unbefangnen Forschung ganz andre Resultate als überall vorgetragen wurden und ich habe keinen Anstand genommen, sie hier niederzulegen. Namentlich ist die Ansicht über unsre älteste Verfassung, die durch die blinde Verehrung Mösers entstanden ist, völlig ohne geschichtliche Begründung: wer sich die Mühe nimmt, die Beweise die er für seine Behauptungen aufstellt, genau zu prüfen, muß es oft unbegreiflich finden, wie ein so geistreicher Mann-

die gebrechlichen Stützen übersehn konnte, worauf sein Gebäude ruht.

Ein andrer Bewegungsgrund, der mich zu dieser Arbeit ermunterte, war die Rücksicht auf die einseitige Behandlung, die den germanischen Alterthümern zu Theil geworden ist: es schien mir der Mühe werth zu seyn, einen Versuch zu machen, alle germanischen Völker als eine ursprüngliche Einheit zu betrachten, ihre Sprachen, Gesetze, Sitten so wie die verschiednen Denkmähler ihrer Geschichte zu vergleichen und zur Erläuterung der ältesten über die alten Germanen vorhandnen Nachrichten zu benutzen, ich schmeichle mir, daß das, was hier zusammengestellt ist, auf manche Verhältnisse ein neues Licht werfen, vielerlei Mißverständnisse beseitigen und mannichfaltige Aufklärung gewähren wird: durch die weitere Verfolgung dieses Wegs läßt sich mit Gewißheit eine noch größere Ausbeute erwarten.

Meine Ansicht von den deutschen Alterthümern und den Quellen derselben ist in der Einleitung ausführlich auseinandergesetzt: und ich hoffe in der Benutzung den dort entwickelten Grundsätzen treu geblieben zu seyn. Die neumodische Art historische und alterthümliche Gegenstände, gleichsam wie in einem poetischen Rausch zu behandeln, selbst das Einfachste in einen dichten Ne-

bel von Bildern und Redensarten einzuhüllen, durch die Vermischung aller Sprachen und Mythologien ohne Sonderung der verschiednen Völkerstämme und Berücksichtigung geschichtlicher Umstände, ein unendliches Chaos hervorzubringen, ist meinem ganzen Wesen fremd: ich wünsche, daß die gegenwärtigen Untersuchungen, die durch eine uneingenommene und ruhige Betrachtung, die nichts als Wahrheit suchte, entstanden sind, dazu beitragen mögen, unsrer Alterthumsforschung den kritischen Ernst zu erhalten, den sie auf jene Weise bald völlig verliehren muß; es wird ihr ergehn wie es der nordischen unter den Händen eines Rudbeck und Peringskjold oder der irländischen unter denen eines Keating und Valencey ergangen ist; sie muß in ein Spiel des Witzes und der Grübelei ausarten, das bunte Seifenblasen hervorbringt, die aber bei der leisesten Berührung zerplatzen: es giebt keinen so ungereimten und kläglichen Einfall, dem man nicht mit den stehend gewordnen Redensarten verbrämt und verpanzert den Anstrich einer wissenschaftlichen Wahrheit geben könnte.

Meine erste Absicht war das Buch als Commentar zu einer kritischen Ausgabe des Tacitus lateinisch zu schreiben: allein zwei Gründe bestimmten mich diesen Plan aufzugeben: ich fand

daß es mir nicht möglich sey besonders bei gewissen Gegenständen, z. B. der Verfassung mich so bestimmt und deutlich in einer fremden Sprache auszudrücken, als ich es zur Vermeidung von Mißverständnissen wünschen mußte: zweitens glaubte ich, daß eine deutsche Bearbeitung einem großen Theil meiner Volksgenossen angenehmer seyn würde: ich wünschte durch dieses Werk einiges zur Beförderung eines genauen und gründlichen Studiums der vaterländischen Geschichte beizutragen, das für uns Deutsche das vornehmste Mittel der Einheit und der politischen Bildung ist: von der Vorzeit müssen wir lernen, aber es kann nur geschehn, wenn wir sie in ihrer Wahrheit und ihren wirklichen Verhältnissen auffassen; alle menschlichen gemeinsamen Einrichtungen sind ihrer Natur nach nur für die Zeit, und es kommt daher vor Allem darauf an, den wechselseitigen Einfluß der Zeit und ihrer Ausbildung und der menschlichen Anordnungen gehörig einzusehn; in dieser Wechselwirkung offenbart sich was man den Charakter, den Geist der Zeit nennen kann, der, weil alle menschliche Entwicklung nur im Streben besteht, nothwendig ein wandelbarer seyn muß. Wir müssen die ewigen und festen Wurzeln des bürgerlichen Vereins aufsuchen, aber wer kann verlangen, daß der ausgewachsene Baum noch die

Geschmeidigkeit der Gerte haben soll? Leider scheint es durch den Unverstand der einen und die Nichtswürdigkeit der andern dahin gekommen zu seyn, daß Gesinnungen wahrhafter Freiheit und Gefühle für die Ehre und die dauerhafte Wohlfahrt des gemeinsamen deutschen Vaterlandes verdächtig erscheinen; wem sie aber einmal Sache des Herzens und der Ueberzeugung sind, der wird sich nicht scheuen, sie unter allen Umständen zu bekennen: auch mir ist es nicht gegeben in den großen Angelegenheiten des Rechts und der Freiheit kalt oder gleichgültig zu bleiben, ich habe daher keine Gelegenheit außer Acht gelassen um nicht blos der historischen, sondern auch der politischen Wahrheit die Ehre zu geben: ich habe alle Veranlassungen dieser Art desto lieber ergriffen, da die leidige Sophistik unsrer Tage bisweilen große Verkehrtheiten durch falsche Vorstellungen alter Verhältnisse zu rechtfertigen gesucht hat.

Statt des lateinischen Textes hab' ich eine Uebersetzung gegeben, die einen doppelten Zweck hat; einmal sollte sie als eine Anweisung für den Leser dienen, den Zusammenhang in den angeknüpften Erläuterungen und Untersuchungen fest zu halten, zweitens aber auch meine Ansicht über den Sinn und das Verständniß der Urschrift enthalten. Die Rechtfertigung der von mir vorge-

zognen Lesearten wird sich meist in den Erläuterungen finden: besonders und im Einzelnen habe ich mich aber nicht darauf eingelassen, doch darf ich mir schmeicheln, durch ein oft wiederholtes Lesen aller übrigen Werke des Tacitus, wobei mir immer die Germania gegenwärtig war, mit den Eigenthümlichkeiten seiner Darstellungsart ziemlich vertraut geworden zu seyn. Allerdings ist namentlich die erwähnte Abhandlung einer kritischen Bearbeitung höchst bedürftig: nur ist den Kritikern mehr Festigkeit und Besonnenheit zu empfehlen, als neulich ein vermeintlicher Verbesserer sogar in einer gelehrten Zeitung bewiesen hat: so wilde, verwegne und willkührliche Aenderungen können nicht ernsthaft genug zurückgewiesen werden. Ueber den Werth der verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen und das was durch sie geleistet ist, werde ich mich ausführlicher in einem Anhange am Schlusse des Werks erklären.

Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß die Stellen, worauf sich meine Vorgänger als Belege ihrer Aussagen berufen, oft etwas ganz anders sagen, als was sie enthalten sollen; bisweilen habe ich sie gar nicht auffinden können: und viele Schriftsteller sind in Hinsicht auf ihre Anführungen so gleichgültig, daß sie, ohne selbst nachzusehn, die Angaben Andrer auf gutes Glück nach-

schreiben. Diesen Vorwurf wird man mir nicht machen können: es ist keine einzige Stelle nachgewiesen, die ich nicht wiederholt und im Zusammenhange untersucht habe. Da ich aber seit langer Zeit und an verschiedenen Orten zu diesem Buch gesammelt habe, habe ich nicht immer dieselben Ausgaben zur Hand gehabt: bei der Ueberarbeitung für den Druck war es mir nicht möglich, überall eine Uebereinstimmung herzustellen, obgleich es in den meisten Fällen geschehn ist: billige Leser werden diesen kleinen Uebelstand freundlich übersehn, um so eher, da bei allen Abweichungen und wo eine Schwierigkeit eintreten kann, die benutzte Ausgabe angegeben ist.

Fr. Rühs.

Nachschrift.

Der Verfasser hat in dieser Vorrede, die unverändert, wie er sie vor fast 3 Jahren schrieb, mitgetheilt ist, seine Ansichten über die Behandlung der deutschen Alterthümer, und über das, was er für sie durch diese neue Bearbeitung zu leisten hoffte, ausgesprochen.

Sie zu vollenden, ward ihm nicht vergönnt; ein früher Tod entriß ihn, im noch nicht erreichten vierzigsten Jahre, dem vielseitigsten wissenschaftlichen Streben, eine Reihe von Entwürfen

für künftige Thätigkeit unterbrechend. So ist auch dieses Werk, das unter dem Titel „das alte Germanien" eine ausführliche Erläuterung der Schrift des Tacitus dieses Namens enthalten sollte, ein Bruchstück geblieben, das kaum die Hälfte des Ganzen umfaßt. Wenn gleich manches, was die Vorrede andeutet, in diesen Bogen noch nicht ausgeführt ist, so machte doch die Eigenthümlichkeit der Behandlung, die schon hier durch stete Rücksicht auf die skandinavischen Alterthümer und die Sitten entfernterer Völker dem so oft bearbeiteten Gegenstand neue Ansichten abgewann, es den Freunden des Verewigten zur Pflicht, seine letzte Arbeit auch unvollendet der gelehrten Welt zu überliefern.

Sie wird in ihr das unermüdliche redliche Streben des Verfassers nach Wahrheit und was dadurch für die Wissenschaft gewonnen ist, nicht verkennen.

Zu einer Fortsetzung des Werks finden sich mehrere Materialien unter dem Nachlaß, und hoffentlich wird, was aus ihnen sich neues und bedeutendes zusammenstellen läßt, dem Publikum in der Folge mitgetheilt werden können.

Berlin, im Juni 1821.

Der Herausgeber.

Das alte Germanien.

Erster Theil.

Einleitung.

Bei ihren ersten Fortschritten auf dem Gebiet der Wissenschaften richtete sich die Aufmerksamkeit der neuern Völker auf ihre Vorzeit: einem Scharfsinn, der sich schon an andern Gegenständen versucht, in vielseitigen Vergleichungen geübt hatte, mußten selbst dürftige und unvollständige Nachrichten, einzelne Denkmähler von Wichtigkeit erscheinen und er fühlte sich gereizt, zerstreute Bruchstücke zu einem Ganzen zusammenzusetzen. So achtungswerth auch jede Bestrebung ist, die sich auf das Vaterland bezieht, und der eine aufrichtige Volksliebe zum Grunde liegt, so kann doch die Absicht nicht die Fehler und Mißgriffe entschuldigen, die aus Vernachläßigung einer gründlichen und sichern Forschung entspringen. Daß die Bemühungen, die Vergangenheit aufzuklären und dort einen Zusammenhang aufzufinden, wo er auf dem ersten Anblick verschwunden scheint, die Verwirrung häufig vermehrt, ja selbst dem wahren Verständniß geschadet haben, indem Muthmaßungen, Meinungen und Möglichkeiten zu Thatsachen und Wahrheiten, ja zur herrschenden Ansicht erhoben worden sind, lehrt die Geschichte dieser Versuche bei allen Völkern und auch bei dem unsrigen.

Aber nicht blos die Vaterlandsliebe begeisterte die Deutschen für die Erforschung ihres Alterthums, die Kenntniß desselben hing unmittelbar mit dem Leben zusammen: je freier, je unabhängiger der Blick ward, mit dem man die deutsche Verfassung betrachtete, desto deutlicher leuchtete es ein, daß ihre Grundkeime schon aus der grauesten Vorzeit stammten: der Lauf der Zeit hatte sie verdunkelt, durch fremdartige Zusätze verfälscht und entstellt, und es war desto anziehender, sie in ihrer ersten, reinen Gestalt aufzusuchen. Wenn das deutsche Recht in vielen Gegenden freilich dem zerstöhrenden Einfluß des römischen erlegen, in seiner freien und eigenthümlichen Entwickelung beschränkt und zurückgedrängt war, konnte es doch nicht ganz untergehen: es hatte sich wenigstens in Bruchstücken erhalten und fand theilweise eine Anwendung, die der Kenntniß desselben eine praktische Wichtigkeit gab, und viele scharfsinnige und vortrefliche Gelehrte veranlaßte, den vaterländischen Alterthümern ihren Fleiß zu widmen. Das Recht ist nur eine Seite in der Entwickelung eines Volks; wer es näher kennen lernen, seine Entstehung und das Verhältniß des Rechtszustandes zu dem ganzen politischen Leben einsehen und begreifen will, muß nothwendig tiefer in die Geschichte überhaupt eindringen. Fehlt der Rechtswissenschaft diese historische Begründung, so artet sie in ein geistloses Auffassen gegebener Begriffe aus, deren Quelle fremd bleibt, in die Anwendung herkömmlicher Formen, die ohne Bedeutung und Zusammenhang erscheinen.

Die harten Erfahrungen der neuern Zeit haben es recht eindringlich bewiesen, wie nothwendig es sey, daß

eine innige Ueberzeugung von dem Werth der Volksthümlichkeit, eine hohe Vorstellung von der Vortreflichkeit des Vaterlandes alle Gemüther durchdringe, belebe, begeistre; solche Gesinnungen machen die sicherste Schutzwehr gegen fremde Unterdrückung aus; sie werden zur Vertheidigung politischer Selbstständigkeit, ohne welche kein Volk gedeihen, sich eigenthümlich, seinen ursprünglichen Anlagen gemäß entwickeln kann, alle Herzen entflammen und alle Hände bewaffnen. Jeder Blick in die Geschichte beweist, daß Völker, die einer fremden Herrschaft unterworfen werden, mit dem Verlust ihrer politischen Selbstständigkeit entarten und auch sittlich und innerlich verderben; ist nicht das Schicksal der Griechen, des glänzendsten und herrlichsten Volks unter allen, eine traurige Bestätigung dieser Wahrheit: wie nahe waren selbst die Deutschen dieser Schmach und der Augenblick schien nicht mehr fern, der die alte Herrlichkeit ihres Ruhms auf immer zu vernichten drohte. Wenn die eigentlichen Lebenskeime der Volksthümlichkeit, Freiheit und Unabhängigkeit, durch fremden und auswärtigen Einfluß geknickt und zerstöhrt sind, so bietet alles, womit sich eine gutmüthige Beschränktheit zu trösten vermeint, die Literatur, die Sprache, die Sitte, der Genuß einer stillen Häuslichkeit, nur eine morsche und zerbrechliche Stütze dar. Es wird daher eine heilige Pflicht, alles zu benutzen und hervorzurufen, was die Liebe zum Vaterland erwecken und nähren, den Sinn für das Heimathliche anregen und stärken kann. Alle edle und große Völker haben die Geschichte als ein vorzügliches Mittel zu diesem schönen und würdigen Zweck betrachtet, sie

gleichsam als ihr Palladium angesehen und mit warmer Liebe gepflegt.

Aber außer den allgemeinen Gründen giebt es noch besondre Ursachen, welche den Deutschen das Studium ihrer Vorzeit und ihrer Geschichte zu einem dringenden Bedürfniß machen; es wird genug seyn, die bedeutendsten hervorzuheben. Einmal, kein starkes und gemeinsames politisches Band umschlingt die eigentlichen Deutschen; es war in der ganzen Art ihrer geschichtlichen Entwickelung gegründet, daß sie sich allmählig in eine Reihe mehr oder minder starker, unabhängiger Staaten auflösten; wenn diese Zerstückelung auch einer freien und vielseitigern Ausbildung vielleicht eben so vortheilhaft war, als einst ein ähnliches Verhältniß bei den Hellenen, so erleichtert sie doch die Eroberungsversuche ehrgeiziger und ländersüchtiger Nachbaren, und bietet einer hinterlistigen Staatskunst Gelegenheit dar, den Saamen innerer Entzweiung auszustreuen. Deswegen ist es wünschenswerth, daß der Begriff von der ursprünglichen Einheit des deutschen Volks, wie er aus der Geschichte hervorgeht, in höchster Klarheit und Lebendigkeit hervortrete; denn nur ein inneres Band kann das, was äußerlich und dem Scheine nach getrennt ist, wieder zusammenknüpfen. Die Verfassung des deutschen Reichs hatte allerdings große Mängel, aber erst, nachdem sie zertrümmert war, wurden die Vorzüge empfunden, die ihr eigen waren, und durch die Aufgedunsenheit erhöhter und vervielfältigter Würden und Titel, ein strengeres Wirken der höchsten Gewalt und eine raschere Polizei nicht ersetzt werden; eine solche Verfassung und noch mehr diejenige, der eine besonnene und durch die

Natur der Umstände gebotne Beschränkung überspannter Erwartungen nur entgegen sehen darf, kann nicht anders bestehen, als wenn alle Theilnehmer von ihrem Werth durchdrungen und von dem lebendigen Wunsch beseelt sind, zu ihrer Erhaltung aus allen Kräften, mit Aufopferung besonderer Wünsche und Rücksichten beizutragen. Den Mangel eines äußeren zwingenden und bindenden Verhältnisses muß ein freier Wille ersetzen.

Zweitens. Nur die Geschichte giebt dem Deutschen Aufschluß über den wahren Charakter des Volks, dem er angehört; nur in ihr spiegelt sich der ganze Ernst, die Gediegenheit desselben ab; nur durch sie kann die Ueberzeugung hervorgehen, daß in den geistigen und sittlichen Anlagen, womit der Deutsche ausgestattet ist, die Keime des Vortreflichsten enthalten sind, was ein Volk durch seine Bildung erstreben soll; daß sie nur durch die unselige Einmischung des Fremden theils erstickt wurden, theils eine Richtung erhielten, für die sie gar nicht geeignet waren. Die Geschichte belehrt uns, daß wir uns unsrer Sprache, unsrer Sitten und Neigungen nicht schämen dürfen; daß wir ihnen treu bleiben müssen, um die Sicherheit und Freiheit unsrer Gränzen zu bewahren, um uns die Achtung des Auslandes zu erwerben und um uns selbst genug zu seyn. Die Ueberzeugung, daß die Deutschen keinem Volke nachstehen, ist der wahre und erlaubte Nationalstolz: es ist ein uraltes germanisches Gefühl, das schon die beiden friesischen Heerführer, die der Unterhandlungen wegen zur Zeit Nero's nach Rom kamen, auf eine Art an den Tag legten, die selbst den römischen Stolz zur Bewunderung zwang: als man sich beeiferte, ihnen alle Herrlichkeiten der ewigen Stadt zu

zeigen und sie auch auf den Schauplatz des Pompejus führte, fiel ihnen auf den Sitzen der Senatoren die abweichende, fremdartige Tracht einiger Zuschauer auf: es ward ihnen gesagt, daß diese Ehrenstelle den Botschaftern solcher Völker angewiesen werde, die durch Tapferkeit und Treue gegen die Römer sich auszeichnen; kein Sterblicher, riefen sie aus, übertrift die Germanen in den Waffen und an Treue, und ohne weiteres nahmen sie ihren Platz mitten unter den Senatoren *): es ist jenes Gefühl, das unsre Väter durch das Sprichwort auszudrücken pflegten, daß Landesweise Landes Ehre sey. In diesem Sinne muß jede Anmaßung fremder Völker, sich über uns zu erheben und übermüthig auf uns herabzusehen, mit Würde und Nachdruck abgewiesen werden; wir dürfen in solchen Fällen dem Ruhm unsrer Väter und unsrer eignen Ehre kein Haar breit vergeben.

Aber diese edle und ächte Volks- und Vaterlandsliebe unterscheidet sich dadurch von dem rohen Trieb, der auch den Wilden an seine Geburtsstätte knüpft, daß sie auf Ueberzeugung und Einsicht ruht; sie darf nicht ausarten in eine kindische Eitelkeit oder in eine thörichte Pedanterie; die Germanen müssen sich nicht ausschließend für das edelste aller Völker halten, und nicht, von einer vermeinten Vortreflichkeit der ältesten Vorfahren eingenommen, das Leben und die Thaten derselben in einem ganz falschen Lichte betrachten. Allerdings erhalten die einheimischen Geschichten und Alterthümer einen besondern Reiz, wenn wir uns mit vaterländischen Gesinnungen zu

---

*) Tac. Ann. XIII, 54.

ihnen wenden: selbst ein unbedeutendes Denkmahl wird dadurch werth und rührend, eine halbverschollene Erinnerung willkommen; allein diese Liebe, diese Neigung dürfen keinen Einfluß auf die wissenschaftliche Ansicht und Darstellung haben. Ein falscher und unzeitiger Patriotismus hat die Gelehrten nur zu häufig verleitet, den wahren Gesichtspunkt ganz zu verrücken; schon ihre ältesten Stammväter sollen als Muster der Weisheit und Tugend erscheinen: sie finden alles in ihren Sitten vortreflich und vollkommen; diese überpatriotische Eitelkeit bewog die Franken und Briten im Mittelalter, ihre Urväter unter den Helden zu suchen, die vor Troja kämpften, die Rudbecke, das Paradies, die platonische Atlantis, die Germania des Tacitus *) nach Schweden zu versetzen; ja es hat nicht an Gelehrten gefehlt, die sich nicht gescheut haben, dieser blinden Vaterlandsliebe zu Gefallen Denkmähler zu erdichten und Schriften unterzuschieben und zu verfälschen. Der wissenschaftlichen, der ächthistorischen Betrachtung ist es nur darum zu thun, ein treues und wahres Bild zu erhalten, und sie muß sich daher vor jeder Täuschung und Verblendung zu hüten suchen; der Werth eines Volks wird nicht erhöht, wenn man ihm Vorzüge andichtet, die es nicht besaß und nicht besitzen konnte; man darf es einem rohen Geschlecht, das noch unmittelbar einer strengen Nothwendigkeit gehorcht und noch

*) Olof Rudbeck bemüht sich ausführlich zu zeigen, daß alles, was der römische Geschichtschreiber von Germanien erzählt, von Schweden gelte und sich in Schweden wieder finde: das eigentliche Deutschland werde nur gelegentlich als ein Anhängsel mitgenommen.

von den ungezügelten Trieben der Natur beherrscht wird, nicht zur Last legen, wenn ihm die sittlichen Empfindungen, Ansichten und Vollkommenheiten fehlten, zu denen es sich erst durch eine höhere Bildung an der Hand der wahren Religion, der Künste und Wissenschaften emporschwingen konnte.

Unstreitig ist es ein Vorzug Germaniens, daß sich aus dem Alterthum eine Schrift erhalten hat, die einen der herrlichsten und ausgezeichnetsten Geister Roms zum Verfasser hat und ein merkwürdiges, lebenvolles Gemählde unsres Vaterlandes und seiner Bewohner aufstellt: sie mußte insonderheit die Aufmerksamkeit der Deutschen an sich ziehen, und sie dürfen es als eine besondre Gunst des Geschicks betrachten, das ihnen bei dem Untergang so vieler herrlichen Geisteswerke gerade dieses köstliche Denkmahl bewahrt hat; es hat seit drei Jahrhunderten den Geist und den Scharfsinn der Philologen beschäftigt, die dadurch, ohne sich zu weit von ihrem eigenthümlichen Gebiet zu entfernen, vaterländischen Gesinnungen ein Genüge leisten konnten. Betrachtet man die Menge von Ausgaben und Uebersetzungen, die unzähligen Erläuterungen selbst einzelner Stellen, so sollte man sich beinahe versucht fühlen, in das Urtheil eines neuen Bearbeiters *) einzustimmen, daß es nicht leicht sey, noch etwas Neues darüber zu sagen; allein eine tiefere Erwägung wird uns leicht von der Unrichtigkeit dieser Ansicht überzeugen. Erstlich macht eben diese große Masse des Stoffs eine strenge Auswahl und Durchsicht nothwendig; selten hat die Kritik so viel Ueber-

*) Bredow's

flüßiges und Unnützes auszuscheiden, so viel Falsches gradezu abzuweisen, als bei einer richtigen Darstellung des germanischen Alterthums; übertriebener Nationalstolz, mangelhafte und einseitige Kenntniß, beschränkte Urtheilskraft oder gar bloße Hypothesensucht haben die Ausleger nur zu oft zu den abentheuerlichsten und grundlosesten Behauptungen hingerissen. Es würde daher schon ein nicht geringes Verdienst seyn, alles, was die Alterthumsforscher und Philologen seit Jahrhunderten zusammengetragen haben, zu prüfen und das Wissenswürdige aus dem Wust des Gleichgültigen, das Bewährte von dem Hypothetischen abzusondern. Zweitens aber ist das Gebiet der deutschen Alterthümer noch keineswegs erschöpft; noch lassen sich aus vielen ungenutzten Quellen neue Aufklärungen entnehmen, noch giebt es viele Gegenstände, die zu neuen Untersuchungen reizen: die großen Fortschritte der Sprachforschung, der Kritik, der Völkerkunde versprechen auch den deutschen Alterthümern ein neues Licht: überhaupt giebt es auf dem Gebiet der Geschichte keine einzige Seite, der sich nicht durch erweiterte Combinationen, durch die historische Hevristik neue Ansichten abgewinnen ließen: eben deswegen ist das Studium der historischen Quellen immer unerläßlich, denn jeder neue Bearbeiter findet neue Aufschlüsse: die Fortschritte späterer Zeitalter müssen im Allgemeinen neues Licht auf sie werfen: wir entdecken vieles in ihnen, was unsre Vorgänger nicht verstanden, auch nicht verstehen konnten. Jeder Deutsche sollte billig mit dem Werke des Tacitus eine nähere Bekanntschaft haben: in demselben ist unläugbar das Merkwürdigste und Anziehendste zusammengedrängt, was das klassische Alterthum vom alten Deutsch-

land wußte; das Meiste, was aus andern Quellen geschöpft wird, erhält nur angeknüpft an seine Nachrichten Licht, so wie umgekehrt die seinigen nur in Verbindung mit andern Aufschlüssen verständlich und vollständig werden. Nach dieser Ansicht schien es zweckmäßig, die Schrift des großen Römers zum Grunde zu legen, und der Erläuterung derselben ausführlichere Untersuchungen und Erörterungen, wo es nöthig scheinen sollte, anzuschließen. Der Begriff der Alterthümer bei einem lebenden, noch fortdauernden Volk ist allerdings schwankend und unbestimmt: in unserm Fall müssen wir ihn auf den ursprünglichen Zustand einschränken, ehe er durch den überwiegenden Einfluß neuer Elemente, des Christenthums, des Rechts und der Regierungen eine vollkommene Veränderung erlitt: nur dann werden wir diese Gränzen überschreiten, wenn alte Sitten, jenen Einwirkungen zum Trotz, entweder allgemein oder an einzelnen Stellen fortdauern, oder wenn irgend eine spätere Einrichtung nur in etwas Aelterem ihren Grund hat und ihre Erklärung findet: solche Beziehungen geben dem Studium des Alterthums einen neuen Reiz und durchdringen es mit einem frischen Leben.

Die Quellen, die uns Aufschlüsse über das germanische Alterthum versprechen, sind von sehr verschiedenartiger Beschaffenheit: eine feste Ansicht über sie und die Art ihrer Benutzung ist um so nothwendiger, da sie theils nur unter gewissen Bedingungen auf eine bestimmte Weise benutzt werden können, theils ihrer Natur nach eines vielseitigen Mißbrauchs fähig sind.

I. Die Nachrichten und Angaben in den

Schriftstellern. Die Griechen und Römer hatten meist nur eine unvollkommne Kenntniß von fremden Ländern und Völkern; selten stammte sie aus eigner Anschauung der Schriftsteller, sondern sie war die Frucht ihrer Belesenheit, daher werden die Nachrichten ganz verschiedner Zeiten vermischt. Die Alten waren überhaupt weniger als wir in der schweren Kunst geübt, die Eigenthümlichkeiten eines fremden Volks rein aufzufassen; sie betrachteten es immer von ihrem Standpunkt aus, immer in Vergleichung mit sich, nach ihren Ansichten und Vorurtheilen. Bei ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit der Sprache der fremden Völker mußte es ihnen unmöglich seyn, den Stamm festzusetzen, zu welchem ein jedes gehörte. Es wird zweckmäßig seyn, hier wenigstens einen allgemeinen Blick auf die Kenntnisse der Alten von Germanien und den angränzenden nördlichern Gegenden, den Umfang derselben und die Art, wie sie erlangt ward, zu werfen: es versteht sich, daß wir uns nicht in eine genaue Untersuchung über einen Gegenstand einlassen werden, dessen Umfang ein eignes Werk erfordert und der auch von vielen Gelehrten mit besondrer Aufmerksamkeit und Ausführlichkeit behandelt worden ist; hier kann eine allgemeine, auf die Resultate beschränkte Uebersicht genügen, nebst einigen Bemerkungen über die Schriftsteller, die Nachrichten über unsre Vorzeit mitgetheilt haben.

Die nähere Kenntniß der Alten von Germanien beginnt erst mit den Kriegen der Römer diesseits des Rheins, mit ihren Zügen und Eroberungen auf der rechten Seite des Stroms, oder mit den Unternehmungen, die Cäsar's Ehrgeiz veranlaßte, wie Cicero unter

andern ausdrücklich eingesteht *). Der gewöhnlichen Meinung nach sollen freilich schon die Phönizier längs den germanischen Küsten durch den Sund oder die Belte bis nach Preußen geschifft seyn, um Bernstein einzutauschen: wie häufig haben nicht die nordischen Alterthumsforscher zu den Fahrten der Phönizier ihre Zuflucht genommen, um ein Licht über alte Sitten und Denkmähler zu verbreiten: selbst Johann von Müller nahm keinen Anstand, Kulm für eine phönizische Colonie zu halten. Allein läßt sich bei dem unvollkommnen Zustand der Schiffahrt, da noch nicht die große Erfindung des Compasses gemacht war, die Möglichkeit einer Reise aus den Häfen von Sidon oder Tyrus durch das ganze mittländische Meer, den Ungestüm der spanischen See, die Gefahren des Kanals, der Nordsee, die verrätherischen Gewässer, die in die Ostsee führen, durch dieses klippenvolle, unzuverläßige Meer bis nach Samland nur denken? Würde die Phönizier nicht, sobald sie nördlichere Breiten erreichten, die rauhe Witterung zurückgeschreckt, die lange Zeit, die eine solche Schiffahrt erfordert, zur Verzweiflung gebracht haben: war es möglich, hinreichende Lebensmittel mitzunehmen, da alle Küsten, die sie berühren konnten, durchaus rauh und unwirthbar waren? Nur allmählig, nach einer Reihe fortgesetzter Unternehmungen konnten sie die preußische Küste erreichen: diese setzen aber Niederlassungen, Emporien voraus, von denen sich keine Spur findet: läßt es sich erwarten, daß ein handelndes Volk die Unternehmungen verfolgte, auf ein bloßes Ungefähr, da die rauhe Oede

*) De prov. consul. c. 13.

der zwischenliegenden Küsten jede Hoffnung auf eine Belohnung außerordentlicher Anstrengungen niederschlagen mußte? Der Bernstein ist überhaupt eine Waare, die, schon ihrer Natur nach, keinen großen Handel verstattet: hätte man ihn in ganzen Schiffsladungen abgeholt, wie bald würde der Werth gesunken seyn; und da er sich nur einzeln findet, welche unendliche Zeit würde ein Schiff zum Eintausch einer Ladung gebraucht haben? Aber wenn man die Nachrichten der Alten betrachtet, so findet sich auch kein einziges Zeugniß, das der phönizischen Schiffahrt eine solche Ausdehnung giebt; und man erkennt, daß man einzig und allein aus dem Umstande, daß der Bernstein eine gesuchte Handelswaare des Alterthums ausmachte, den kühnen Schluß ableitete, die handelnden Völker hätten sie selbst aus den Gegenden abgeholt, wo man sie in neuern Zeiten in vorzüglicher Güte und Menge gefunden hat.

Herodot hatte von Deutschland noch gar keine Kenntniß: er hat nur eine dunkle Sage über die Quellen der Donau. In seinen Läuse essenden Budinern kann nur eine vorgefaßte Meinung Germanen erkennen, und man könnte sie mit eben so vieler Wahrscheinlichkeit in der ganzen Reihe skythischer Völkerschaften aufweisen, die er neben ihnen aufzählt. Aus dem Zeitalter Alexanders haben sich Nachrichten von einem Reisenden erhalten, der zuerst einiges Licht über Gegenden verbreitete, die vor ihm völlig unbekannt waren. Pytheas von Marseille hatte große Reisen gemacht: ihre Veranlassung ist unbekannt: denn daß er von der Stadt Marseille ausgesandt war, um neue Wege für den Handel aufzufinden, ist bloße Vermuthung,

die durch kein Zeugniß des Alterthums bestätigt wird. Leider sind wir von seinen Entdeckungen nur sehr unvollkommen unterrichtet; wir kennen sie nur aus den Bruchstücken, die Strabo und Plinius erhalten haben. Der erste ist ihm überdies sehr abgeneigt, nennt ihn den größten Lügner von der Welt und führt ihn fast nur an, um über ihn herzufallen: in neuern Zeiten hat es ihm jedoch nicht an Vertheidigern gefehlt, die seine Ehre zu retten gesucht haben *).

Die Ansicht, die Adelung mit so großer Zuversicht über den Pytheas aufstellt, ist durchaus falsch und in offenbarem Widerspruch mit den allerdings dürftigen Nachrichten der Alten: er hatte sich einmal eine Meinung in den Kopf gesetzt und ihr zu Gefallen die klarsten Stellen mißverstanden oder gradezu verdreht: es wird hier genügen, mit wenigen Worten seine Hauptirrthümer zu berichtigen, damit sie sich durch sein Ansehen nicht weiter fortpflanzen mögen. Pytheas soll zwei Reisen gemacht haben, und auf der ersten bis nach Thule und der Bernsteinküste, auf der zweiten von Cadix längs dem ganzen Theil Europa's am Meer bis nach der Stadt Tanais gekommen seyn. Die zweite Fahrt ist allerdings von der ersten geschieden und beschränkte sich auf das mitländische, schwarze und asowsche Meer; es ist eine bloße Voraussetzung, daß der Reisende auf einem Wege außerhalb des mitländischen Meeres nach Tanais

---

*) Man findet die Schriftsteller über ihn ziemlich vollständig bei Adelung: älteste Geschichte der Deutschen S. 53, angeführt, denen noch Azuni beizufügen ist, dessen oberflächlicher Aufsatz aus der Bibliotheque commerciale in d. Allg. geogr. Ephemeriden Bd. XV, S. 269 ff. übersetzt ist.

gekommen sey; um diese Unmöglichkeit zu erklären, haben einige Gelehrte gemeint, Pytheas habe die Elbe mit dem Don verwechselt: allein wenn wir bei Strabo's Worten bleiben, ist eine so gewaltsame Erklärung nicht nöthig. Er sagt, daß Pytheas, von Thule umkehrend, ganz Europa am Ozean bereist habe, von Cadix bis Tanais; allerdings scheint der griechische Ausdruck *) die letzte Ansicht zu begünstigen; allein wenn wir eine andere Stelle vergleichen, wo der Schriftsteller ausdrücklich sagt, daß alles, was jenseit der Elbe am Ozean liegt, unbekannt sey, und daß er auch von keinen früheren wisse, welche die Reise nach den östlichen Gegenden bis zur Mündung des caspischen Meers gemacht hätten **), so sieht man, daß er in der ersten Stelle nichts anders meinen kann, als daß Pytheas von Thule nach Cadix und von hier weiter bis nach Tanais geschifft sey.

Mit Gewißheit wissen wir nur, daß Pytheas in Britannien gewesen ist: die nördlichste britannische Insel Thule giebt er als das äußerste Land nach Norden an ***); ob Pytheas selbst so weit gekommen ist, oder nur Sagen, die er eingesammelt hatte, mittheilt, geht nicht deutlich aus Strabo's Auszügen hervor. Welches Land unter Thule verstanden werden muß, ist eine sehr streitige Frage; am wahrscheinlichsten und natürlichsten können die Angaben allerdings auf die nordwärts von Schottland belegenen Eilande gedeutet werden: denn die Gründe,

*) Τὴν παρωκεανῖτιν τῆς Ἐυρώπης.

**) Strabo L. II, p. 104. ed. Casaub. Paris. 1620.

***) Περὶ Θούλην τὴν βορειοτάτην τῶν βρεττανικῶν. Strabo L. II. S. 114.

wodurch man Island oder Norwegen dafür hält, sind nur sehr schwach. Für das Letztere hat sich auch Adelung entschieden, und er hascht, um dieser Ansicht Glauben zu verschaffen, nach jedem Schein, ja er verschmäht selbst die dürftigsten etymologischen Gründe nicht, wie den Namen der norwegischen Landschaft Tellemark (ganz im Süden des Reichs).

In Norwegen, fährt Adelung fort, versah sich das Schiff des Pytheas mit Lootsen und einem Dollmetscher und segelte durch einen Meerbusen Mentonomon bis nach der Bernsteinküste. Allein diese ganze Erzählung ist eine bloße Conjectur, wozu in den Quellen auch nicht die mindeste Veranlassung ist. Strabo hat kein Wort von einer Reise des Pytheas nach der Bernsteinküste *), sondern Adelung verbindet auf die willkührlichste Weise die Angaben Strabo's mit einer flüchtigen Nachricht des Plinius; „Pytheas, sagt dieser Schriftsteller **), ist der Meinung, daß die Guttonen, ein Volk Germaniens, eine seichte Meerküste bewohnen, Mentonomon mit Namen, in einem Umfang von 6000 Stadien; von ihr sey eine Tagereise weit eine Insel Abalus entfernt; dort spüle der Bernstein mit den Wellen an und sey ein Auswurf des geronnenen Meers; die Einwohner gebrauchten es statt des Holzes zum Feuer und verkauften es den benachbarten Teutonen." Wo ist hier die Rede von ei-

---

*) Adelung führt a. a. O. S. 68 Strabo's Stelle L. II. S. 104 lateinisch an und schiebt von der Bernsteinküste ein: allein Strabo spricht nur von Britannien und Thule, und hierauf bezieht sich das ἐνθένδε.

**) Hist. nat. L. XXXVII. c. II. (nach der Zweibrücker Ausgabe.)

ner Durchfahrt durch einen Meerbusen, wie passen alle diese Bestimmungen auf die Ostsee? Der Bernstein ist ein Auswurf des geronnenen Meers, das, wie wir aus andern Stellen wissen, in der Nähe von Thule liegt: und schon dieser Umstand läßt auf den Zusammenhang schließen, in welchem diese Nachricht beim Pytheas vorkam, nämlich bei den Sagen von den Wundern des äußersten Nordens. Das Wort, das oben nicht ganz genau durch eine seichte Meerküste ausgedrückt ist, heißt im Lateinischen Aestuarium, d. h. eigentlich eine der Ebbe und Flut unterworfene Gegend, wo der Ozean sich bisweilen ergießt, bisweilen zurücktritt *): diese Schilderung paßt durchaus nicht auf die Ostseeküste, dagegen aber ganz auf das Gestade Germanien's, vom Helder bis die cimbrische Halbinsel hinauf: es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Römer die Bernsteininseln hieher versetzten, wo sich diese geschätzte Waare auch in ziemlicher Menge findet. Guttonen und Teutonen sind unverkennbar germanische Stämme. Freilich läßt sich in eine halbmythische Erzählung nicht die möglichst größte geographische Genauigkeit hineintragen, und daher wird es immer unbestimmt bleiben müssen, welche unter den vielen Eilanden an dieser 150 Meilen langen Küste das eigentliche Abalus sey: vielleicht ist es längst ein Raub der zerstöhrenden Fluten geworden, die hier fortdauernd so große Verheerungen anrichten. An Vermuthungen

*) Casaubonus in den Anm. zum Strabo, L. IV. S. 89 erklärt es sehr gut durch λιμνοθάλαττη und ἀναχύσις: so auch Morus zu Caesar d. B. G. II. 27. Bisweilen kann man es durch Wedden oder Watten übersetzen.

über die Bedeutung des Namens ist der Scharfsinn der Gelehrten unerschöpflich gewesen: aber selbst die auf den ersten Anblick so sinnreiche Verbesserung Hug's *), der statt der Lesart Abalum, Alabum vorschlägt und meint, daß Pytheas vielleicht *Ἀλαβίων νῆσον*, Eiland der Elbanwohner geschrieben habe, ergiebt sich bei einer nähern Erwägung als völlig unbegründet.

Im Jahr d. Stadt 641 (113 v. Chr.) erfüllte ein zahlreiches kriegerisches Volk, das urplötzlich, ohne daß man wußte, von wannen es kam, an den Gränzen der römischen Welt erschien, alle Gemüther mit Furcht und Entsetzen. An der äußern Bildung erkannten die spätern Schriftsteller, daß es zu den germanischen Stämmen gehörte; ja sie suchten selbst den Namen Kimbern, den ein Theil desselben führte, aus der germanischen Sprache zu erklären. Die Niederlagen der Consuls Papirius Carbo, Junius Silanus, L. Cassius, des Legaten Aurelius Skaurus, des Consuls Mallius und des Quästors Servilius Caepio erhöhten den Muth der Barbaren, und sie durften an der Ausführung ihres Vorsatzes, Rom und Italien zu zerstöhren, nicht zweifeln: ohne den Marius würde es um Rom geschehen gewesen seyn. Die Feinde versäumten aus Ursachen, die sich nicht errathen lassen, die erste Bestürzung zu benutzen: sie verstatteten dem Marius hinreichende Zeit, seine Kriegsschaaren zu üben, auf den Kampf gegen die gefürchteten Kimbern vorzubereiten und mit ihnen bekannt zu werden. In der zweitägigen Schlacht bei Aquä Sextiä im J. 651 wurden zuerst die Ambroner, dann die Teutonen völlig

*) Periplus Hannonis. Friburgi 1808. 4. S. 5.

vernichtet. Aber noch war nicht alle Gefahr vorüber. Luctatius Catulus, bestimmt, die Päſſe von Noricum her zu vertheidigen, zog sich vor den andringenden Kimbern zurück; Marius eilte ihm mit seinem siegreichen Heer zu Hülfe; und die blutige Schlacht bei Vercelli im Aug. 653 befreite Rom von der letzten Furcht, und auch die Kimbern wurden fast gänzlich ausgerottet.

Nur wenige entgingen dem allgemeinen Verderben; einige Haufen, 6000 an der Zahl, waren zur Bewachung des schweren Gepäckes, das das Hauptheer nicht mitführen konnte, jenseits des Rheins (in Gallien) zurückgelaſſen: ihre Nachkommen, die in Caesars Kriegen unter dem Namen Advatiker vorkommen, hatten sich nach langen Kämpfen mit den umwohnenden Völkern endlich einen festen Sitz in Belgien errungen. In der Gegend von Verona und Vicenza, dort in 13, hier in 7 Gemeinden und daher tredeci und selte communi genannt, leben Deutsche, die italiänische Gelehrte für Nachkommen der Kimbern gehalten haben: es sind meist Hirten, Bergknappen, Maurer, Zimmerleute, und von diesem letzten Geschäft hat man sie im Deutschen Zimmerer genannt, woraus die Unkunde auf eine kimbrische Abstammung geschlossen hat. Es ist ausgemacht, daß dieses Völkchen von Tyrol her eingewandert und mit seinen tyrolischen Nachbaren von gleicher Abkunft ist *).

Die Tage bei Aix und Vercelli waren allerdings eigentliche Rettungsschlachten für Rom, und es ist gewiß, daß die Römer die Erinnerung daran zu erhalten

---

*) S. Adelung älteste Geschichte S. 125 u. Mithridates II. S. 213.

suchten; dem Marius wurden wegen der Siege über den Jugurtha, die Kimbern und Teutonen Trophäen errichtet, die Sulla niederreißen, Caesar aber wieder herstellen ließ*): indessen sind die Inschriften, worin der Siege des Marius erwähnt wird, und die in den alten antiquarischen Werken häufig vorkommen, so wie die Münzen, die ihrer gedenken, sämtlich falsch. Daß der Triumphbogen zu Orange, den Marius zur Verherrlichung seiner Siege aufgeführt haben und von welchem sogar einst ein Stein mit der Inschrift Teutobochus heruntergefallen seyn soll, einer andern Veranlassung angehört, ist längst erwiesen. Aber selbst nach einem fast zweitausendjährigen Zeitabstande hat man örtliche Denkmähler und Erinnerungen jener denkwürdigen Schlachten zu finden geglaubt: im Delphinat sogar 1613 das Grab des Königs Teutobochs, und in demselben sein Beingeripp, das 25 Fuß lang war; Peiresc bewies indessen, daß die Knochen, die ein französischer Wundarzt als Ueberbleibsel des teutonischen Recken für Geld zeigte, von einem Elephanten waren. Neuere Alterthumsforscher haben auf andere Spuren aufmerksam gemacht: so soll der provenzalische Name einer Gegend in der Nähe von Aix auf dem Wege nach Marseille Malousse aus Mala ossa verdorben seyn, von den vielen Knochen der gefallenen Ambroner und Teutonen, die den Einwohnern, wie Plutarch erzählt, noch lange hernach zur Umzäunung ihrer Rebenberge dienten. Bei der Stadt Pourriere soll Marius ein pyramidalisches Denkmahl errichtet haben, das im funfzehnten Jahrhundert noch fast ganz erhalten war,

*) Suet. Jul. II.

gegenwärtig aber beinahe völlig verschwunden ist; eine Abbildung auf einer Tapete ist erst während der Revolution fortgekommen. Bis auf eben diese, alten Gebräuchen und Monumenten so verderbliche Zeit, pflegten die Einwohner des Dorfs Pertuis, anderthalb Meilen von Aix, eine Wallfarth nach einem heiligen Berge anzustellen, und auch in diesem Gebrauch hat man eine fortdauernde Feyer des römischen Siegs erblickt. Man findet auch unter der Erde bisweilen Waffen, kurze Messer aus Stein und kleine Pfeile, in der Gestalt eines Kleeblatts. Peiresc läßt auch den Umstand nicht unbemerkt, daß die Bauern in der dortigen Gegend beim Antreiben ihres Viehs den Ausruf gebrauchen: Ambrons, Ambrons: er findet hierin ein vom Vater auf den Sohn vererbtes Andenken an die Ambronen: Fauvry de St. Vincent konnte freilich keine Bestätigung dieser Angabe finden, aber sollte jener Ausruf nicht eher eine besondre Form für allons von ambler (gehen) gewesen seyn *)? Alle diese Spuren können doch nur der feurigen Einbildungskraft überpatriotischer und starkgläubiger Alterthumsforscher genügen: sie haben sogar eine noch geringere Bedeutung als die Erinnerungen, die man bei uns in ähnlichen Anzeichen von den Niederlagen des Varus mit so großem Eifer nachzuweisen versucht hat.

Die Gefahr, womit sich die Römer so unerwartet bedroht sahen, richtete ihre Aufmerksamkeit auf germa-

---

*) Notice sur les lieux de Provence, où les Cimbres, les Ambrons et les Teutons ont été vaincus par Marius etc. par Msr. Fauvry de St. Vincent. Magasin encyclopédique 1814. IV. S. 314. Dänisch mit Zusätzen vom Bischof Münter in Antiquariske Annaler, Kjöbenh. 1815. II. 2. S. 210.

nische Völker: die vielen Gefangnen, die in ihre Hände fielen, boten ihnen eine leichte Gelegenheit dar, manches über ihre Gebräuche und Sitten zu erfahren: allein die Nachrichten der Augenzeugen, die Denkschriften des Catulus, der nach Cicero's *) Zeugniß mit Xenophonteischer Anmuth sein Consulat beschrieben hatte, des Sulla und auch das Gedicht des Archias, das sogar dem rauhen Marius gefiel **), so wie die Geschichte des Posidonius von Rhodus sind verlohren: selbst die größern Werke der römischen Geschichte sind gerade über diesen Zeitraum mangelhaft, wir haben nur die kurzen Angaben in den Uebersichten eines Vellejus, Florus und anderer, und was Plutarch, der zu Ende des ersten christlichen Jahrhundert lebte, im Leben des Marius, hauptsächlich nach dem Werk des Posidonius, der, um den kimbrischen Krieg mit Genauigkeit darzustellen, den Schauplatz desselben bereist hatte, mittheilt: allein über die Völkerschaften ist auch er leider! nur zu kurz und unbefriedigend.

Von den Ländern, die die Germanen bewohnten, hatten die Römer noch immer keine andre Kunde, als die sie aus dunkeln und unsichern, zum Theil ganz veralteten Sagen schöpften; dem Caesar war es vorbehalten, römische Legionen zuerst bis an und über den Rhein zu führen. Vom ganzen transalpinischen Gallien erkannte nur ein kleiner Theil die römische Herrschaft. Caesars Ehrgeiz fand hier einen würdigen Schauplatz und die Streitigkeiten unter den gallischen Völkerschaften

---

*) Brutus c. 35.

**) Cic. pro Arch. c. 9.

erleichterten seine Absichten nicht wenig. Die Sequaner und Aeduer kämpften mit einander um die Oberherrschaft: jene, erliegend, riefen germanische Völker herbei, die immer bereit waren, für Sold in den Krieg zu ziehen. Ein germanischer Fürst, Ariovist, zog ihnen anfangs mit einer nicht sehr beträchtlichen Macht zu Hülfe, die aber bald durch neue Schaaren ungemein verstärkt ward. Durch die Unterstützung der Germanen neigte das Uebergewicht sich auf die Seite der Sequaner, aber Ariovist, gelockt durch die Vorzüge des Landes, machte sich zum Oberherrn desselben und rief immer mehr germanische Stämme herüber. Die Gallner wußten weiter keinen Ausweg, als sich den Römern in die Arme zu werfen, und Caesar, auf jede Gelegenheit begierig, die ihm neue Lorbeeren versprach, trat als der Befreier Galliens auf; die Germanen wurden geschlagen und mußten über den Rhein zurückkehren: zum ersten Mal spiegelten sich die Adler römischer Legionen in den Fluten unsres Stroms.

Caesar fuhr fort, die römische Herrschaft in Gallien immer mehr zu befestigen, und schon warf er seinen Blick auf die Länder jenseits des Rheins: er wußte, daß unter den Stämmen, die dort hausten, keine Vereinigung Statt fand; die Usipeter, Tenchterer und Ubier gingen, von den Sueven gedrängt, über den Fluß und ließen sich im Lande der Menapier (im heutigen Flandern) nieder und suchten sich weiter auszubreiten: der Imperator bestand auf ihre Rückkehr, und unerwartet, während die Vornehmsten sich zur Unterhandlung nach seinem Lager begeben hatten, fiel er über die Germanen her und richtete unter ihnen ein entsetzliches Blutbad

an. Die Ubier hingegen behandelte er freundschaftlich: sie forderten ihn zur Hülfe auf, und Caesar hoffte durch dieselben Eroberkünste, die ihn zum Herrn von Gallien gemacht hatten, auch Germanien den Römern zu unterwerfen. Er schlug eine Brücke über den Rhein (zwischen dem Mayn und der Lahn) und wandte sich gegen die Sigambrer, die sich weigerten, die flüchtigen Usipeter und Tenchterer, die sie in Schutz genommen hatten, auszuliefern: allein die Germanen hatten sich in ihre Wälder zurückgezogen, und Caesar kehrte nach achtzehn Tagen zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben; er hatte nur die Schwierigkeiten kennen gelernt, womit kriegerische Unternehmungen gegen ein solches Land und solche Völker begleitet seyn mußten. (698 d. St. 55 v. Chr.)

An den Gährungen, die in Gallien fortdauerten, nahmen die Germanen ununterbrochen Antheil. Caesar erneuerte nach drei Jahren die Unternehmung mit keinem bessern Erfolg: nicht weit von dem Ort seines ersten Uebergangs schlug er abermals eine Brücke, allein die Germanen zogen sich nach ihrer Weise ins Innere: Caesar, zu vorsichtig, ihnen zu folgen, kehrte um und ließ nur einen Theil der befestigten Brücke stehen: allein umsonst hoffte er, die germanischen Stämme durch Furcht zu zügeln; sie ließen sich keineswegs abschrecken, ihrem Triebe zu folgen und jenseits des Rheins Beute und Besitzungen zu suchen: sie waren immer bereit, jedem, der sie aufforderte, wider die Römer Beistand zu leisten. Caesar mußte allen seinen Entwürfen auf die Unterjochung Germaniens entsagen, obgleich er in seinen Denkwürdigkeiten den schlechten Ausgang auf alle Weise zu bemänteln sucht: er nahm selbst germanische Söldlinge

in seine Dienste, die ihm nicht nur in seinen gallischen Kriegen einen wichtigen Beistand leisteten, sondern auf eine entscheidende Weise zur Entscheidung des Tages bei Pharsalus beitrugen *). Die Unternehmungen Caesars und die seinem Heere folgenden germanischen Schaaren verschafften den Römern zuerst eine nähere und anschauliche Kenntniß von dem Lande und seinen Einwohnern: die gegenseitigen Berührungen vervielfältigten sich, und durch die kurzen, aber sehr treffenden und charakteristischen Nachrichten und Schilderungen in seinem Buch über den gallischen Krieg ,ward die jetzt durch ihn auf die Germanen geleitete Neugierde der Römer einigermaßen befriedigt. Die Angaben Caesars über Germanien, so unvollkommen sie auch sind, liegen offenbar bei den folgenden Schriftstellern zum Grunde. Der Vorwurf der Nachläßigkeit und absichtlicher Entstellung, den schon Pollio Asinius den Commentarien macht, trift gerade die Stellen nicht, die das alte Deutschland und die Sitten seiner Einwohner betreffen.

Die Einfälle der Germanen in die Länder jenseit des Rheins dauerten fort: sie nahmen ununterbrochen an den Händeln und Meutereien der Galler Theil, obgleich sie auch beständig sich an die Römer vermietheten: bis auf die Niederlage des Varus machten germanische Krieger sogar einen Theil von der Leibwache des Augustus aus. Die römischen Imperatoren bemühten sich freilich, sie abzuhalten. M. Vipsanius Agrippa machte einen kurzen, erfolglosen Zug über den Rhein, und siedelte endlich die Ubier am diesseitigen Ufer an,

---

*) Caesar de B. G. VII. 13. Florus epit. IV. 2.

um in ihnen gleichsam eine Vormauer gegen ihre eignen Landsleute zu bilden: allein alle diese Maaßregeln waren unzureichend. Die Sigambrer fügten unter andern im Jahr 738 dem Lollius eine schimpfliche Niederlage zu und erbeuteten den Adler der fünften Legion. August ward dadurch veranlaßt, nach Gallien zu gehen: er suchte durch ein allgemeines Vertheidigungssystem das Reich kräftiger zu schützen. Verschanzungen erhoben sich am Rhein und der Kern der Legionen ward nach seinen Ufern geschickt.

Drusus führte den Befehl und wünschte die Gelegenheit zu benutzen, um durch die Unterjochung der Germanen sich unvergänglichen Ruhm zu erwerben. Deswegen suchte er nicht nur mit einem verheerenden Streifzug (742) die Usipeter, Tenchterer und andere benachbarte Völker heim, sondern wahrscheinlich in der Absicht, den Feinden, die sich immer zurückzogen, in den Rücken zu kommen, ließ er einen Canal aus dem Rhein (von Doesburg) bis in den Süderfee graben, und schiffte darauf längs der Küste bis an die Mündung der Ems; allein der herannahende Winter nöthigte ihn zur Rückkehr, nachdem er ein Castell am linken Emsufer angelegt hatte. Drusus setzte seine Unternehmung planmäßig fort; er drang im folgenden Jahre bis an die Weser, und selbst die Gefahr, der er sich in einem unwirthbaren Lande, mitten zwischen unendlichen Sümpfen und Wäldern, überall von muthigen Feinden umringt, ausgesetzt sah, schreckte ihn nicht ab; er suchte das Land immer vollständiger zu erforschen, denn eine genaue Bekanntschaft mit demselben und allen seinen Verhältnissen mußte der Eroberung durchaus vorangehen. Drusus schien daher

auch jede Unternehmung nur als Vorbereitung auf eine folgende zu betrachten: und je vertrauter er mit den Schwierigkeiten ward, desto mehr schien der Eifer, sie zu besiegen, in ihm zu wachsen. Sein letzter Zug im Jahr 745 führte ihn bis an die Elbe, wahrscheinlich in die Gegend, wo sich die Saale mit ihr vereinigt. Da erschien ihm ein Weib von übermenschlicher Größe und rief ihm die Worte zu: „wohin strebst du doch, unersättlicher Drusus? Es ist dir nicht bestimmt, dies alles zu schauen. Gehe davon, denn das Ende deiner Thaten und deines Lebens steht dir bevor" *). Daß die Schutzgottheiten der Länder sich bisweilen auf diese Weise kund gaben, war ein allgemeiner Wahn des Alterthums **). Wirklich stürzte der römische Feldherr auf dem Rückmarsch mit dem Pferde und starb nach dreißig Tagen an den Folgen dieses Unfalls. Nie sind die Römer in den spätern Zeiten so weit wieder in Germanien vorgedrungen: höchstens mochten einzelne Reisende oder Kaufleute sich zu den entfernteren Stämmen wagen, aber so gefährliche Unternehmungen wurden gewiß nicht oft versucht.

Mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen ward das Andenken des Helden gefeiert: ihm ward der ruhmvolle Beiname: der Germanische, zuerkannt, der auch auf seine Söhne überging. In der Gegend von Maynz thürmten die Krieger ihm zu Ehren ein Denkmahl auf, um welches alljährlich die Legionen kriegerische Uebungen, und

---

*) Dio Cass. LV, 1.

**) Eine ähnliche Erscheinung aus Africa erzählt der jüngere Plin. L. VII, ep. 27.

die Gemeinden Galliens öffentliche Gebete veranstalteten: nach einer uralten Sage *) soll sich dieses Ehrenmahl, der Eichelstein, bis auf unsre Zeiten erhalten haben. Am Rhein hatte er eine Menge von Burgen angelegt und bei Bonn eine Brücke geschlagen: ja er soll auch an der Weser und Elbe Besatzungen zurückgelassen haben, allein diese Nachricht gründet sich blos auf der verwirrten und unzuverläßigen Erzählung des Florus. Selbst im innern Deutschland hat man in manchen Ortsnahmen, z. B. Druseck in der Altmark, Droysgrund u. s. w. Erinnerungen an den römischen Heerführer gesucht: allein schon Grupen hat das Grundlose dieser Ansicht gezeigt; jene Benennungen erklären sich sehr natürlich aus dem altdeutschen Wort Druse (Drosse, altschwedisch), einem Haufen, einer Erhöhung, womit Druse, Drüse zusammen hängen. Einige Alterthumsforscher vermuthen sogar, daß in der Verwünschungsformel der Dros, Droes, die im ganzen Niederdeutschland von Holland bis nach Arkona gehört wird, und worunter man den Teufel versteht, sich das Andenken des schrecklichen Drusus bei den Germanen selbst fortgepflanzt habe: allein auch diese Vermuthung, die man selbst in neuern Büchern als eine ausgemachte Wahrheit angeführt findet, ist völlig unhaltbar: jenes Wort findet sich auch im Isländischen (Drussi) und bedeutet einen Riesen, einen groben, unverschämten Menschen: und hier liegt die Wurzel sehr nahe, nämlich das Zeitwort Dreissa, übermüthig seyn, Dreiß, Uebermuth. Die Redensart:

*) Otto Frising. chron. III. c. 4.

die Druß gehe dich an, ist von einer Krankheit hergenommen, wie schon der alte Agricola bemerkt *).

Tiberius kam an die Stelle des Drusus und suchte die Ruhe durch allerlei Künste zu sichern; er versetzte verschiedene sigambrische und suevische Stämme an die Westseite des Rheins, und knüpfte freundschaftliche Verbindungen mit mehrern germanischen Völkerschaften an, namentlich mit den Kauchen und Cheruskern: immer häufiger traten Germanen, selbst die Söhne der edelsten Geschlechter, in römische Dienste; allein da sie sich in so viele Stämme zertheilten, war es unmöglich, allgemein verbindliche Verträge mit ihnen zu schließen, und ihre Angriffe und Streifereien dauerten fort. Es wurden daher von den Befehlshabern an der Gränze bisweilen neue Züge unternommen, um diese Bewegungen zu dämpfen und die römischen Waffen den Barbaren zu zeigen: wie M. Vinicius und L. Domitius Aenobarbus, über dessen Unternehmung sich einiger Aufschluß in einer Stelle des Dio Cassius findet, die Morelli aus einer venezianischen Handschrift vor nicht langer Zeit bekannt gemacht hat **). Als er den Befehl über die Gegenden an der Donau führte, siedelte er die Hermundurer, die aus unbekannten Gründen ihre Heimath verlassen hatten und neue Wohnsitze suchend umherzogen, in einem Theil des Markmannenlandes an. Da sich ihm Niemand wi-

---

*) Deutsche Sprüchwörter, II. Bl. III. der Hagenauer Ausgabe v. 1529.

**) Dionis Cassii historiarum Rom. fragmenta a Jacobo Morellio nunc primum edita. Bassani 1798. 8. S. 32. Eine zweite Ausgabe dieser Fragmente ist 1800 zu Paris in Folio veranstaltet.

dersetzte, ging er über die Elbe, schloß mit den dortigen Völkern freundschaftliche Verhältnisse, und errichtete dem August an dem Fluß einen Altar. Auf diesen Zug, der in's Jahr 755 fiel, bezieht sich die Nachricht des Tacitus, daß er in Germanien weiter eingedrungen sey, als irgend einer der frühern Feldherrn *).

Auch Tiberius, der 757 abermals den höchsten Befehl erhielt, führte verschiedene Unternehmungen aus und drang im folgenden Jahre bis an die Elbe: allein so prahlerisch auch der schmeichelnde Vellejus Paterculus von seinen Thaten spricht, so wurden doch auch durch diese Züge keine bleibenden Eroberungen gemacht. Die Versuche der Römer, die Unterjochung zu beschleunigen, hatten eine große Verbindung der Stämme zwischen dem Rhein und der Weser zur Folge. Die große Rettungsschlacht im zehnten Jahr der christlichen Zeitrechnung vereitelte alle Hoffnungen auf eine feste Ansiedlung an der Ostseite des Rheins, womit die Römer sich schmeicheln mochten. Nicht so glücklich, wie nach achtzehn Jahrhunderten die neuen Welttyrannen, fanden fast Alle, die an dem Zuge des Varus Theil genommen hatten, ihren Tod auf germanischer Erde **); nur wenige entrannen, die Meisten fielen als die Opfer einer gerechten Erbitterung oder mußten als Knechte in den Häusern der Germanen noch lange ihre Schmach überleben: wie manche Sprößlinge glänzender Häuser, die mit fröhlichen Hoffnungen ihre Laufbahn begannen, dienten nun

---

*) Ann. IV. 44.

**) Herrman und Marbod. V. Fr. Roth. Stuttgart 1817. Eine würdige, gelehrte und geistreiche Schrift.

germanischen Barbaren als Hirten oder Meier! Einzelne wurden von ihren Angehörigen freilich losgekauft, doch unter der Bedingung, daß sie außerhalb Italien bleiben sollten, und andere nach 41 Jahren durch einen Sieg des L. Pomponius über die Chatten befreit.

Die Deutschen haben seit lange sich bemüht, die klassische Stelle auszumitteln, wo einst das Schicksal ihres Vaterlandes entschieden ward; es gehört nicht hieher, die verschiedenen Meinungen und Ansichten darüber einer nähern Prüfung zu unterwerfen: bei den unbestimmten und flüchtigen Aeußerungen der Alten wird die Entscheidung immer zweifelhaft bleiben. Hätten die Römer ein festes Lager auf dem Kampfplatz gehabt, so würden Ueberbleibsel vielleicht bis auf unsre Zeit sich erhalten haben: aber von den schnell aufgeworfenen Werken der verwirrten Legionen sah ja selbst Germanikus nach kaum sechs Jahren fast keine Spur mehr *). Nichts ist trüglicher, als sich auf noch vorhandene Ortsnamen zu berufen: sie sind durchaus allgemein, z. B. Dode Köppe, Todtenbeck, Vahrenholz (Vornholz) u. s. w., und kommen, wie schon Grupen hinreichend bewiesen, überall vor, in Gegenden, wohin es Keinem einfallen wird, die varianische Niederlage zu versetzen. Daß die berühmte Arminius-Burg eine Erfindung der Unwissenheit, und nach ihrem Erbauer dem Grafen Hermann von Schwalenberg im 12ten Jahrhunderte benannt sey, ist längst urkundlich dargethan **). Aber ein noch weit geringeres Gewicht können die Erzählungen der Bewohner in diesen Gegenden selbst haben: es ist gradezu unmöglich, daß

*) Tac. Ann. I, 61. **) Grupen origg. Germ. I, 112.

die Volkssage sich achtzehn Jahrhunderte hindurch von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanze: es finden sich Erzählungen an Ort und Stelle, die auf die alte Begebenheit deuten, aber man muß sich hüten, sie für alterthümlich zu halten, sie sind vielmehr in späterer Zeit aus Büchern durch Gelehrte auf das Volk übergegangen und von demselben nach seiner Weise umgebildet.

Die Niederlage des Varus erregte allgemeine Bestürzung: strenge Maßregeln wurden gegen die Germanen in Rom und Italien ergriffen: die gewaltsamsten Mittel aufgeboten, um ein neues Heer zusammenzubringen, und Tiberius eilte zum Schutz der Grenzen an den Rhein. Um die Legionen durch Beschäftigung von Meutereien abzuhalten und die Schmach, die dem Heer des Varus zugefügt war, zu rächen, unternahm der Sohn des Drusus Germanikus verschiedne neue Züge, und verwüstete mit Schwert und Feuer alle Gegenden, denen er sich nahte; ohne Rücksicht auf Geschlecht oder Alter wurden alle Germanen, die ihm in die Hände fielen, niedergemacht: allein obgleich er bis zu dem Ort vordrang, wo Varus vor sechs Jahren den gerechten Lohn tyrannischer Unterdrücker empfangen hatte, so ward auch er vom Hermann angegriffen, und nur mit Mühe und nicht ohne Verlust gelang es ihm, den Rhein zu erreichen; auch seine folgende Unternehmungen, deren Erfolg die römischen Geschichtschreiber so glänzend darstellen, waren doch immer nur Streifzüge, und selbst die herrlichsten Siege führten zu keiner Entscheidung *). Auf dem Zuge im J. 16 ward die

*) Zonaras Ann. II, S. 169. ed. Wolf.

Flotte, die ihn bis zur Weser begleitete, bei der Rückkehr von Stürmen überfallen und litt einen unsäglichen Verlust: viele Schiffe strandeten oder wurden nach der entlegnern Küste verschlagen. Die Besatzungen geriethen in die Gefangenschaft germanischer Völker, und die Angivaren kauften viele los. „Wie jeder aus der Ferne zurückkehrte, sagt Tacitus *), erzählten sie von Wundern, der Gewalt der Wirbelwinde, unerhörten Vögeln, Meerungeheuern, zwischen Menschen und Thieren zweifelhaften Gestalten, gesehenen oder aus Furcht geglaubten.“ Auf diese Weise ward durch die heimkehrenden Schiffbrüchigen die anschauliche Kenntniß des innern Germaniens allerdings vermehrt.

Germanien ward jetzt von den Römern gewissermaßen aufgegeben und sie hielten es für gerathner, die germanischen Völkerschaften sich selbst zu überlassen: es kommen nur noch einzelne Kriege mit den Stämmen am Rhein vor, und Klaudius zog alle Besatzungen von dem rechten Ufer des Stroms zurück. Mit den Völkern an der südöstlichen Gränze oder an der Donau, standen die Römer in vielfältigern Verbindungen und gewissermaßen in einem politischen Verhältniß. Die Markmannen unter dem Marbod machten sich ihnen furchtbar, und nur durch Verträge konnte das Reich gegen diese mächtigen Völkerschaften gesichert werden: hier fanden sie, besonders an den Fürsten Freunde und Verbündete, die durch ihren Beistand die Volksfreiheiten unterdrücken wollten, und die sich, wenn die Entwürfe des Ehrgeizes scheiterten, den Erbfeinden ihres Volks in die Arme war-

*) Ann. II, 24.

fen und einen Gnadenlohn von ihnen annahmen. Römische Ränke und römisches Geld äußerten auf Fürsten und Völker einen verderblichen Einfluß; sie nährten Uneinigkeiten unter ihnen, um sie durch sich selbst zu verderben. Besonders in den südöstlichen deutschen Ländern hatten sich mitten unter den Germanen römische Kaufleute und Krämer niedergelassen *).

Den römischen Schriftstellern aus dieser spätern Zeit verdanken wir mannichfaltige Nachrichten über Germanien und die germanischen Völker: nur ist zu bedauern, daß grade diejenigen Werke, die die meisten Aufschlüsse enthielten, nicht auf uns gekommen sind. Vor allem beklagen wir den Verlust der hieher gehörigen Bücher des Livius, des hundert und vierten, das zuerst die Lage Germaniens und die dortigen Sitten beschrieb, und dann eine Erzählung der Kriege Caesars in Gallien enthielt, die in den folgenden Büchern fortgesetzt ward, und des hundert und siebenvierzigsten und der folgenden Bücher, worin die Thaten und Kriege des Drusus beschrieben werden. Strabo, von dessen Lebensumständen wir nichts weiter wissen, als daß er zu Amasia in Kappadocien gebohren war, sich in seiner Jugend den Wissenschaften widmete und späterhin große Reisen machte, und um das Jahr 23 starb oder wenigstens zu schreiben aufhörte, verräth im siebenten Buch seiner Erdbeschreibung eine ziemlich richtige, wenn auch dürftige Kenntniß Germaniens, obgleich er zur Ergänzung selbst die Sagen früherer griechischer Schriftsteller, des Klitarchus und Ephorus benutzt, ohne sie durch

*) Tac. Ann. II, 62.

neue Erfahrungen aufzuklären und zu berichtigen: er gesteht übrigens selbst, daß alles, was jenseits der Elbe nach Norden hin sich erstreckt, unbekannt sey, daß Niemand ostwärts bis zur Mündung des kaspischen Meers zu schiffen, oder die Gegenden jenseits der Elbe zu Lande zu bereisen versucht habe. Der Spanier Pomponius Mela, der zur Zeit des Klaudius lebte, giebt im dritten Buch seines Werks über die Lage der Erde einen flüchtigen Abriß von Germanien und den nördlichern Ländern, und hat, wenn er auch die veralteten Angaben nicht ganz verschmäht, doch unläugbar auch von den Entdeckungen einer spätern Zeit Gebrauch gemacht. In der allgemeinen Darstellung Germaniens stimmt er mit dem Tacitus genau überein, der entweder aus ihm, oder auch aus einer gemeinsamen Quelle mit ihm geschöpft hat.

Unter allen römischen Schriftstellern hat der ältere Plinius unstreitig die genaueste Kenntniß vom alten Germanien, wie die vielen Nachrichten, die in seinem großen Werke über die Naturgeschichte vorkommen, beweisen. Vieles hatte er allerdings aus einer weitläuftigen Belesenheit geschöpft, und er hat das, was er derselben verdankt, offenbar nicht immer kritisch genug gewürdigt: aber vieles giebt er aus eigner Erfahrung, wie z. B. die unvergleichliche Schilderung von der Lebensart der Kauchen am unbedeichten Nordmeer. Plinius hatte in Germanien Kriegsdienste geleistet: da mahnte ihn ein Traumgesicht zu einer Arbeit, deren Verlust wir nicht genug beklagen können: ihm erschien das Bild des Drusus Nero, der nach vielen Siegen seinen Tod auf dem feindlichen Boden gefunden hatte: er empfahl dem

Schriftsteller sein Andenken, und bat, daß er dasselbe vor der Nacht der Vergessenheit bewahren möge. In zwanzig Büchern beschrieb er alle Kriege, die die Römer mit den Deutschen geführt haben *). Denselben Gegenstand, aber von einem geringern Umfang, hat auch Rufidius Baßus behandelt, dessen Werk über den germanischen Krieg nach Quintilians Urtheil **) ausgezeichnet, wenn gleich bisweilen nachläßig geschrieben war. Endlich blühte um diese Zeit auch der Schriftsteller, der unter allen mit besonderer Vorliebe und einem ächthistorischen Geist über unser Vaterland geschrieben, der nicht nur die germanischen Kriege der Römer ausführlich dargestellt, sondern auch die innern Verhältnisse ihres Lebens näher beleuchtet hat: da wir unsre Entwickelung der germanischen Vorzeit an seine Darstellung anknüpfen werden, müssen wir auf ihn besonders zurückkommen.

Nach den Zeiten des Tacitus werden die Nachrichten über Germanien dürftiger, obgleich die Römer doch fortdauernd, besonders diesseits der Donau, Besitzungen gehabt zu haben scheinen; die römischen Legionen blieben zum Theil lange in Deutschland, ihre Feldlager erwuchsen zu ordentlichen Ortschaften, die Krieger wurden hier gewissermaßen einheimisch und knüpften mancherlei Verbindungen mit den Eingebohrnen an. Je mehr die innere Auflösung des römischen Reichs sich entwickelte und die alten Einrichtungen verfielen, desto größer ward die Gefahr vor den germanischen Völkern, die durch einzelne glückliche Unternehmungen zu größern Versuchen er-

---

*) Plinii ep. L. III, 5.

**) Instit. Orat. X, 1. S. 228. ed. Bip.

muntert wurden. Durch den Einfall der Markmannen zur Zeit des weisen Antoninus ward die römische Macht in ihren Grundfesten erschüttert: und die Siege des Markus Aurelius dienten mehr, die Gefahr zu beseitigen, als ihr ein Ende zu machen. Auch die spätern Imperatoren unternahmen Kriegszüge gegen die Germanen und einige suchten die Vertheidigungsanstalten kräftiger einzurichten: die merkwürdigen Ueberreste römischer Anlagen, die man noch im südlichen Deutschland findet, stammen zum Theil aus dieser Zeit; es wäre wohl der Mühe werth, eine neue und sorgfältige Untersuchung über diese außerordentlichen Denkmäler anzustellen, um zu entscheiden, ob sich wirklich eine Vertheidigungslinie vom Rhein bis zur Donau erstreckte, und die Zweifel zu beseitigen, die gegen den Ursprung derselben erhoben sind *). Auf den Triumphbogen und in Gemählden wurden, durch die Schmeichelei entstellt, die Siege, deren die Imperatoren sich rühmten, dargestellt. Bei ihren Einfällen in das römische Reich schleppten die Germanen eine ungeheure Menge von Gefangenen mit sich fort, die sie bei den Friedensschlüssen zum Theil wieder auslieferten; germanische Söldner und Hülfsvölker wurden immer allgemeiner: sie mußten selbst gegen ihre Stammgenossen fechten, obgleich man immer in ihre Treue Zweifel setzte und sie im Verdacht heimlicher Verbindungen mit ihren Landsleuten hatte **). Bald schrieben die germanischen

*) Sammlung der Schriften über die Frage: wie weit die alten Römer in Deutschland eingedrungen. Berl. 1750, S. 341. Grupen Origines Germ. I, S. 266 ff. C. F. Roesler contra pervulgatam opinionem de Romanorum imperio trans Rhenum diu lateque propagato. Tubingae 1801. 4.

**) Ammianus Marc. XIV, 10.

Völker den Römern Gesetze vor, und die Ahnung, die unsern großen Geschichtschreiber ergriffen hatte, ward nach nicht drei Jahrhunderten erfüllt: in allen Theilen des westlichen Reichs erhoben sich Staaten germanischen Ursprungs, und die Gebieter des östlichen Theils mußten froh seyn, die ihnen gebliebene Hälfte beschützen zu können *).

Unter den spätern Schriftstellern muß zuerst Klaudius Ptolemäus genannt werden, der im zweiten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung zu Alexandria lebte und sich nur mit den Wissenschaften beschäftigte; seine Erdbeschreibung behauptete Jahrhunderte hindurch ein klassisches Ansehn und ward daher sehr häufig abgeschrieben, auch ziemlich früh ins Lateinische übersetzt: es findet sich bei ihm eine Menge von germanischen Orts- und Völkernahmen, die man bei keinem andern gleichzeitigen Schriftsteller findet, und von denen es in der That sehr zweifelhaft ist, ob sie nicht von spätern Abschreibern und Bearbeitern eingetragen sind; überdies ist dieser in vieler Beziehung merkwürdige Schriftsteller gänzlich vernachläßigt und eine kritisch berichtigte Ausgabe ist noch immer ein unbefriedigtes Bedürfniß, obgleich ältere Philologen, wie Js. Voßius, Eduard Bernard und Jakob Gronov sich damit beschäftigt haben. Nach dem Zeugniß des Agathias hat Asinius Quadratus, über dessen Lebensumstände sich aber nichts Bestimmtes ausmitteln läßt, die germanischen Sachen genau beschrie-

---

*) Die Geschichte der Kriege zwischen den Römern und Deutschen ist noch immer am vollständigsten und lichtvollsten von Maskow im ersten Theil seiner Geschichte der Deutschen dargestellt.

ben; der Verlust dieses Werks ist sehr zu beklagen, da dieser Schriftsteller den spätern Zeiten angehört, in denen die Kenntniß von Germanien große Fortschritte gemacht hatte. Mannichfaltige Nachrichten über unser Vaterland enthalten die Geschichtschreiber der spätern Kaiser, besonders Herodianus, Ammianus Marcellinus, der selbst gegen die Alemannen gefochten hat und daher in den Fragmenten seiner Geschichte, die sich erhalten haben, sehr schätzbare Aufschlüsse mittheilt; Zosimus und Agathias und Prokopius, die ausführlich von den spätern Kriegen mit den germanischen Völkern gehandelt haben. Nachdem mit der christlichen Religion sich auch wissenschaftliche Bildung und Thätigkeit unter den Germanen verbreitet hatte, entstanden in ihrer eignen Mitte Schriftsteller, die allerdings manche Erläuterungen geben; allein die Art, wie sie selbst ihre vaterländischen Verhältnisse ansehn und darstellen, ist nicht mehr rein, sondern durch fremde Meinungen und Ansichten bestimmt und zum Theil getrübt, doch entfallen ihnen, oft gleichsam unbewußt, Winke und Aeußerungen, die, angeknüpft an andere Nachrichten und mit ihnen in Verbindung gesetzt, zu wichtigen Aufschlüssen führen.

Die Mittheilungen dieser verschiedenen Schriftsteller müssen freilich als die Grundlage betrachtet werden, worauf unsre Kenntniß des germanischen Alterthums beruht; allein es giebt noch andre Hülfsmittel, woraus wir die schriftlichen Nachrichten ergänzen können, und die zum richtigen Verständniß derselben ungemein viel beitragen.

II. Die Natur ist die zweite Quelle, die uns wichtige Aufschlüsse gewährt. Die Oberfläche der Erde ist freilich im Lauf so vieler Jahrhunderte durch die stillen

Wirkungen der Zeit, noch mehr durch die zerstöhrende und veredelnde Hand des Menschen bis zum Unkennbaren geändert; allein die Richtung der Gebirge, der allgemeine Lauf der Ströme, die Grundbeschaffenheit des Bodens sind sich doch gleich geblieben. Die Natur bietet uns feste Punkte dar, um die Angaben über die Lage der Länder und die Wohnsitze der Völker zu prüfen und zu ordnen: selbst in der ewigen Wiedererzeugung ihrer mannichfaltigen Gestalten, der Pflanzen, Thiere, und selbst der Menschen folgt sie Gesetzen, die durch die Oertlichkeit bedingt sind: und wenn auch durch zufällige Veranlassungen leichte Abweichungen und Veränderungen eintreten, so läßt sich doch eine gewisse Grundbildung, ein Urcharakter immer wieder erkennen, der sich, allen fremdartigen Einwirkungen trotzend, fortdauernd erhält. Eine genaue, möglichst anschauliche und lebendige Bekanntschaft mit dem gegenwärtigen Deutschland wird daher eine trefliche Hülfe zum Verständniß des alten seyn.

III. Oft giebt die Sprache überraschende Aufschlüsse, wo alle andre Angaben uns verlassen: nicht blos über den Zusammenhang und die Verwandtschaft der Völker, selbst über die feinsten Schattirungen der innern Vorstellungen, über das Leben und den Charakter, über Einrichtungen, Sitten und Beschäftigungen: zwischen der Sprache, die immer nur der Ausdruck innerer Begriffe ist, und dem Geist muß nothwendig ein genauer Zusammenhang Statt finden. Viele Seiten des germanischen Alterthums werden durch Hülfe der Sprache aufgeklärt, und je genauer man sie ihrem ganzen Umfange nach kennt, sie in ihren verschiedenen Mundarten, und den mannichfaltigen Unterarten derselben, so wie in ihren ver-

alteten Formen erforscht, in denen vieles, was sich auf ursprüngliche Vorstellungen, Sitten und Meinungen bezieht, und in der allgemeinen und ausgebildeten Umgangssprache untergegangen ist, sich erhalten findet, desto größer wird die Ausbeute für die richtige Erkenntniß der germanischen Vorzeit werden. Die Sprachen sind nothwendig entweder aus gewissen allgemeinen Grundanlagen der menschlichen Seele, oder auch durch die Nachahmung des Eindrucks, den ein sichtbarer oder sinnlicher Gegenstand auf das Gehör oder die Empfindung macht, entstanden: äußere Veranlassungen, die besondre Bildung des Körpers, der Himmelsstrich, die Beschaffenheit des Landes, das ein Volk bewohnt, geben jenen innern Bedingungen eine besondre Richtung: es ist daher sehr natürlich, daß eine gewisse Aehnlichkeit in dem Bau aller Sprachen und ihren einzelnen Bestandtheilen Statt finden muß; dem philosophischen Sprachforscher kann es lehrreich und anziehend seyn, die Wörter bis auf ihre Grundtöne aufzulösen, die Urbegriffe zu entwickeln, die sie zunächst bezeichnen, und überhaupt dem allgemeinen Gesetz nachzuspüren, das der Sprachbildung zum Grunde liegt; allein bei der historischen Benutzung der Sprachen gelten uns die Wörter und grammatischen Formen als bloße Thatsachen, und der Forscher darf sich nicht aus einem durch geschichtliche Verhältnisse begränzten Kreis entfernen: jenseits desselben verliert er sich auf einem unermeßlichen Felde, wo alle Sicherheit aufhört: Schlüsse aus der Sprache können nur dann als gültig und beweisend erscheinen, wenn sie durch eine Reihe von Analogieen und übereinstimmenden Beispielen, durch eine gewisse Gesetzmäßigkeit in den Formen und Wortbildun-

gen bestätigt werden: deswegen beschränken wir uns auf die Sprachen derjenigen Völker, die wir als Verwandte und Abkömmlinge eines bestimmten Stammes erkennen und die sich nicht bloß durch die Sprache, sondern auch durch andre Verhältnisse als zusammengehörig ankündigen, mit einem Wort, auf die germanischen Sprachen. Für eine tiefere etymologische Erforschung derselben ist wenig geschehn: das vorzüglichste Werk ist Johann Ihre's schwedisch-gothisches Wörterbuch, das auch auf die andern Mundarten gelegentlich viel Licht verbreitet; durch die gründliche und besonnene Kritik, die scharfe an der klassischen Philologie geübte und befestigte Urtheilskraft, durch die Fülle der edelsten und gediegendsten Gelehrsamkeit und durch das angebohrne Gefühl des Richtigen ist Ihre ein noch immer unerreichtes Muster; wie weit steht unser Wachter hinter ihm zurück, der selbst, wenn er die Wahl hat, gleichsam instinktmäßig das Falsche annimmt, der um seine Hypothesen zu Ehren zu bringen, unbedenklich die ausdrücklichsten Zeugnisse mißversteht oder verdreht und seine sehr unvollkommne Kenntniß germanischer Mundarten durch eine ganz verkehrte Einmischung des Galischen oder Kimbrischen zu ersetzen sucht.

IV. Viele alte und eigenthümliche Züge haben sich viertens in den Sitten und Einrichtungen der spätern Zeit erhalten, obgleich sie immer mehr untergehn und aussterben, je allgemeiner eine gewisse Gleichheit der Bildung sich über alle europäische Völker verbreitet. Zu den ersten und reichsten Quellen gehören die Gesetze; fast alle germanischen Stämme besitzen Sammlungen derselben, deren Entstehung der ersten Zeit angehört, wo das

Christenthum eine höhere Kultur und die Schreibkunst unter ihnen ausbreitete; wenn sie daher auch nicht ganz rein, nicht ganz von dem Einfluß des römischen und geistlichen Rechts frei sind, so hat sich doch in ihnen ein außerordentlicher Reichthum von ächtgermanischen, eigenthümlichen Meinungen, Gebräuchen und Ansichten erhalten. Die große Uebereinstimmung, die in gewissen rechtlichen Bestimmungen Statt findet, beweist, daß ihnen etwas Allgemeines in der Vorstellung des Volks zum Grunde liegen mußte. Das Studium der germanischen Gesetze ist seit lange vernachläßigt: diese Vernachläßigung hat insonderheit eine sehr nachtheilige Einwirkung auf die ganze Bildung und selbst auf die Verfassung des deutschen Vaterlandes geäußert; die Studien, denen sich die künftigen Rechtsgelehrten, Richter und Volksverwalter ergaben, erhielten eine höchst einseitige und beschränkte Richtung: in ihren Köpfen entstanden die verwirrtesten und sonderbarsten Begriffe über Gesetzgebung und Rechtspflege; sie gewöhnten sich die eigentlichen Elemente eines politischen Lebens als von dem Volke unabhängig zu betrachten: ihre halbverstandene römische Weisheit hemmte und zerstöhrte alle freie Entwickelung: die Keime zu einer eigenthümlichen Rechtsverfassung, deren Wurzeln in dem Volk vorhanden waren, starben ab: selbst geistreiche und trefliche Männer verzweifelten an der Möglichkeit eines deutschen Gesetz- oder Rechtsbuchs und hielten die Fortdauer des bisherigen unlebendigen Rechtszustandes, der sich wie eine leidige Krankheit Jahrhunderte hindurch fortgepflanzt hatte, für ein unbezwingliches Uebel. Wir können aber kühn behaupten, daß die Gesamtheit der germanischen Gesetzgebungen alle Ansprüche

befriedigt, daß sie dem Charakter des Volks angemessen sind, und Milde, Gerechtigkeit, Würde, Bestimmtheit vereinigen. Selbst die Sprache ist für rechtliche Begriffe und Beziehungen bereits sehr weit ausgebildet, man findet in den alten Gesetzen und Rechtsbüchern Ausdrücke für die verschiedenen Verhältnisse der Verwandtschaft, die mannichfaltigen gerichtlichen Geschäfte u. s. w.; in spätern Zeiten ist dieser einheimische Reichthum ganz vergessen; man entlehnte die lateinischen Bezeichnungen und diese drängten sich selbst in die Sprache des gewöhnlichen Umgangs ein. Die Deutschen haben das eigentliche Volksleben zu wenig beachtet, nicht auf die Gebräuche, Meinungen, Festlichkeiten und Vorstellungen der Menge die Aufmerksamkeit gewandt, die sie verdienen; die Ueberlieferung hat, da sie hier gleichsam verkörpert, an etwas Aeußerliches gebunden war, selbst der gänzlich umgeänderten Verfassung, ja dem neuen Glauben zum Trotz, viel Alterthümliches aufbewahrt: manches, was bei einem Stamm untergegangen ist, hat sich bei einem andern erhalten, und es wäre sehr zu wünschen, daß wir vollständigere Sammlungen benutzen könnten: am aufmerksamsten sind die Engländer auf die „Volksalterthümer" gewesen, und der Gewinn für die Alterthumsforschung würde sehr groß seyn, wenn wir ähnliche Sammlungen von allen Stämmen besäßen, als Bourne, Brand und Ellis über England veranstaltet haben *).

*) Observations on popular antiquities chiefly illustrating the origin of our vulgar customs, ceremonies and superstitions. By John Brand, arranged and revised with additions by Henry Ellis, Lond. 1813. II. 4.

V. Zur richtigen Beurtheilung des frühsten Zustands Germaniens und seiner Bewohner verhilft fünftens die Vergleichung mit andern Völkern, die mit den Germanen ungefähr auf einer Stufe der Entwickelung stehn, und unter ähnlichen Bedingungen des Himmels und des Bodens leben oder lebten. „Man schildert, sagt ein berühmter Verfasser *) die alten Deutschen nur allzugewöhnlich als völlige Wilde: einige vielgelesene Schriftsteller vergleichen sie besonders gern mit den amerikanischen, mit jenen Wilden, die bei der ersten Entdekkung des neuen Welttheils nicht einmal den Gebrauch des Eisens kannten, von denen mehrere Stämme Menschenfresser waren oder es noch sind; mehrere andre in jeder Rücksicht auf der niedrigsten Stufe der menschlichen Natur, an der äußersten Gränze der Thierheit stehn. Solche falsche Vergleichungen und übertriebne Schilderungen entstehn, wenn die Geschichtschreiber von vorgefaßten Meinungen ausgehn, besonders aber aus dem Mangel bestimmter Begriffe. An bestimmten Begriffen über Wildheit und Bildung hat es in diesem Fall ganz besonders gefehlt.“ Aber sollte hier das Mißverständniß nicht auf Schlegels Seite seyn? Er hat, wie sich aus den Gründen, die er für die höhere Kultur der Germanen anführt, schließen läßt, zunächst an Gibbon gedacht, der die alten Germanen wegen ihrer Unbekanntschaft mit der Schreibkunst, dem Ackerbau und dem Gelde für Horden von Wilden erklärt **). Weit entfernt

---

*) Fr. Schlegel Vorlesungen über die neuere Geschichte S. 32.

**) Im neunten Kapitel seiner berühmten Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs.

das Gemählde dieses Schriftstellers, worauf der Einfluß vorgefaßter und aus französischer Modephilosophie entsprungner Ansichten nur zu deutlich ist, für getroffen zu erklären, können wir aber auch der entgegenstehenden Meinung nicht beistimmen, die in der Vergleichung mit rohen Völkern eine Art von Herabsetzung zu rügen scheint: Schlegel sucht die Gründe des Engländers für sich zu benutzen, und indem er unsern ältesten Vorfahren den Gebrauch der Schrift, des Geldes und des Eisens zuschreibt, sie als ein in der Entwickelung weit vorgerücktes Volk darzustellen: wir werden aber in der Folge zeigen, daß die beiden ersten Erfindungen der alten Germanen ganz abgesprochen werden müssen, die Anwendung des Eisens aber bei ihnen beschränkt war, und sich in diesem Umfang selbst bei Völkern findet, von denen es in der That zweifelhaft seyn kann, ob sie dem Menschen oder den Thieren näher stehn. Ungereimt wäre es allerdings, die Germanen mit nordamerikanischen Wilden überhaupt vergleichen zu wollen; Amerika ward und wird von vielen, ganz verschiedenen Völkerstämmen bewohnt, zwischen denen in Hinsicht auf Abstammung, auf Gestalt und Bildung der größte Abstand Statt findet; so wenig man die Germanen mit den Pescheräh's oder Eskimo's vergleichen kann, eben so wenig wird man sie den gebildeten Peruanern oder Mexikanern an die Seite stellen können: allein es finden sich auch Stämme, die grade auf derselben Stufe der Kultur mit unsern Vorfahren zur Zeit des Tacitus standen, die neben der Jagd auch einen Anfang mit dem Ackerbau gemacht hatten, und überdies in einem ähnlichen Klima lebten: in ihren Sitten, Verfassungen und Ansichten herrscht die auffallendste

Uebereinstimmung mit der Lebensart, den politischen Verhältnissen und Gebräuchen der Germanen. Die Vergleichung mit Völkern dieser Art ist ungemein lehrreich, aber sie kann sich noch viel weiter erstrecken, auch auf alle Stämme, bei denen ähnliche Veranlassungen ähnliche Erscheinungen zur Folge haben. Weniges in den Sitten, der Lebensart und den Gewohnheiten eines Volks ist zufällig, obgleich die wahre Ursache öfters verdunkelt ist, oder von den Beobachtern nicht bemerkt wird; die Völkerkunde setzt uns aber in den Stand, den Grund durch Analogie aufzufinden und die unvollkommnen Nachrichten der Schriftsteller zu ergänzen. Es kommt hier also auf etwas viel Anderes und Nothwendigeres an, als auf die allerdings sehr unbestimmten und relativen Begriffe von Bildung und Wildheit, und es wird von selbst einleuchtend seyn, was für ein helles Licht das Studium der Völkerkunde auf viele Seiten des germanischen Alterthums werfen muß: so wie die Vorzeit der gebildetern Völker oder des klassischen Alterthums überhaupt einen mehr statistischen oder ästhetischen Karakter an sich trägt, so muß die eines auf einer niedrigen Entwickelungsstufe stehenden Volks mehr aus dem ethnographischen Gesichtspunkt angesehen werden.

VI. Die Denkmähler endlich gewähren nur eine geringe Ausbeute; am wichtigsten sind unstreitig alle diejenigen römischen Monumente, die sich auf die Kriege mit den Germanen beziehen: vieles ist freilich verloren und zerstöhrt. Maximinus z. B. hatte alle seine Thaten in Germanien, von denen er selbst in seinen Briefen an den Senat so prahlerisch spricht, in Gemählden abschil-

dern und an der Kurie aufstellen lassen; sie wurden aber nach seinem Tode auf Veranlassung des Senats weggenommen und verbrannt. Einiges ist jedoch noch übrig; merkwürdig sind insonderheit die Säule und der Triumphbogen des Markus Antoninus *), auf welchen viele Gegenstände des germanischen Alterthums bildlich dargestellt sind; auch auf Sarkophagen finden sich germanische Trachten, und eine genauere Aufmerksamkeit auf die römischen Denkmähler möchte vielleicht auch unter den Statuen und andern Ueberbleibseln Germanisches erkennen lassen. In allen Gegenden Deutschlands sind Denkmähler und Alterthümer der verschiedensten Art gefunden: allein selten läßt sich mit Gewißheit bestimmen, ob sie wirklich den Germanen angehören: der größte und bedeutendste Theil stammt offenbar von den Römern, im nördlichen Deutschland von den Slaven her. Durch sonderbare Zufälle sind oft Dinge aus weit entfernten Gegenden nach Oertern gerathen, wo man sie gar nicht erwarten sollte, z. B. arabische Münzen an die Küsten der Ostsee, oder römische an den Ganges. Nicht immer ist die Geschichte im Stande, die Art zu erklären, wie solche Gegenstände nach einer so unerwarteten Stelle gekommen sind; nichts würde aber übereilter seyn, als nach dem Fundort eines Denkmahls zugleich das Volk bestimmen zu wollen, dem es angehört. Ueberdies hat auch die Gewinnsucht, der falsche Patriotismus, oder was sonst für Bewegungsgründe wirksam gewesen seyn mö-

---

*) Columna Antóniniana — nunc primum a Petro Sancti Bartolo, aere incisa et in lucem edita. Cum notis excerptis ex declarationibus J. Petri Bellorii. Querfolio.

gen, erdichtete Alterthümer untergeschoben; ein fleißiger Schriftsteller *) hat viele Nachrichten von Figuren, Geräthschaften, Bildern u. s. w. zusammengetragen, die in Deutschland gefunden seyn sollen, allein das Meiste ist unverkennbar fremden Ursprungs, Vieles kündigt auf dem ersten Blick sich als untergeschoben an, und das Wenige, was übrig bleibt, ist noch immer zweifelhaft. Ein besonders übler Umstand ist es, daß bei dem gänzlichen Mangel an Inschriften sich auch die Zeit nicht ausmitteln läßt, in welche auch die wirklich ächten versetzt werden müssen.

Ueber das Leben des großen römischen Geschichtschreibers haben sich nur sehr dürftige und vereinzelte Nachrichten erhalten; K. Kornelius Tacitus, aus einem angesehenen Hause, wenn auch nicht aus dem glänzenden Geschlecht der Kornelier, war um die Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts gebohren: wo, ist ungewiß; es wird zwar Terni (Interamna) als sein Geburtsort angegeben, aber nur weil der Kaiser Tacitus und sein Bruder Florianus hier ihre Grabstätten hatten **); der Stolz der spätern Interamnaten fühlte sich durch einen solchen Landsmann ungemein geschmeichelt, und sie errichteten ihrem berühmten Bürger zu Ehren eine Inschrift, die aber durch die Ueberschwemmungen des Nera

---

*) Der Vf. der Abhandlung über die Kunst der heidnischen Teutschen, im fünften Bande von Meusels Geschichtforscher.

**) Vopisc. Vita Floriani c. 2.

zerstöhrt ist *). Schon früh zeichnete er sich als Redner und Schriftsteller aus; sein Ruhm erweckte in dem jüngern Plinius, mit dem er in genauer Verbindung stand, den lebhaften Wunsch, ihm nachzueifern. Sein Verdienst führte ihn zu den höchsten Ehren: unter dem Vespasian trat er seine Laufbahn an und ward wahrscheinlich in die Kommission der Zwanziger aufgenommen; von Titus wurden seine Würden erhöht und von Domitian noch vermehrt **); zur Zeit der Secularfeier, die der letztere im Jahr 841 veranstaltete, war er Prätor und bekleidete das Priesterthum der Funfzehner. Unter dem Nerva ward er im 97sten Jahre nach Chr. Konsul an der Stelle des Verginius Rufus, dem er eine sehr beredte Leichenrede hielt ***). Sein politisches Leben scheint er mit Ruhe und Besonnenheit geführt zu haben, seine schönste Kraft fiel in die Zeiten des Domitianus; er hatte aber das Glück, der Wuth desselben zu entrinnen. Es ist eine ganz unerwiesene Vermuthung, daß er verbannt worden sey, obgleich er sich wohl, um den Argwohn des Tyrannen zu vermeiden, von selbst aus Rom entfernte; seine genaue Verbindung mit dem Agrippa machte ihm ohnehin sorgfältige Vorsicht zur Pflicht. Der überlegnen Gewalt auszuweichen, ist kein Zeichen von Feigheit: nur wer sich ihr hingiebt und zu ihrem Diener erniedrigt, ist verächtlich. Für die Welt

---

*) Die Inschrift steht unter andern in Dithmar de fide Corn. Taciti in rebus Germ. in s. exercitt. Francofurt. subsecivae. T. I. S. 260. Vergl. Keysler neueste Reisen. Hannover, 1751. S. 879.

) Hist. I, 1. *) Plin. ep. II, 1.

und die Nachkommen ist es ein Glück, daß es auch den verdorbensten Geschlechtern und Zeiten nicht an Zeugen des Wahren und Rechten gebricht. Darf man die bekannte Stelle des Quintilianus *) auf den Tacitus deuten, so war schon damals sein schriftstellerischer Ruf entschieden. „Noch ist ein Mann vorhanden und erhöht den Ruhm unsers Zeitalters, ewigen Andenkens würdig, den man einst nennen wird, den man jetzt kennt. Er hat Freunde, aber keine Nachahmer: als wenn die Freimüthigkeit, obgleich das, was er gesagt hatte, gemildert ward, ihm geschadet habe. Aber den erhabnen Geistesschwung und die kühnen Aussprüche findet man auch in dem, was bleibt.“ Es sind freilich scharfsinnige Kritiker der Meinung, Quintilianus habe einen andern Verfasser im Sinn gehabt; aber in der That passen die Worte auf keinen so gut als auf den Tacitus: es ist klar, daß eine schriftstellerische Vollendung, wie sie in seinen Werken erscheint, nicht mit einem Male erworben wird, sondern daß sie das Resultat früher Vorbereitung und Gewöhnung ist. Offenbar konnte Quintilianus mit so außerordentlicher Bewunderung nur von einem außerordentlichen Geiste sprechen, und wenn viele des Andenkens würdige Namen auch vergessen seyn mögen, so hat die römische Literatur doch der einzigen Schriftsteller nicht so viele, daß selbst jede Spur ihres Andenkens vertilgt seyn könnte. Da Plinius überdies sagt, daß der Ruhm des Tacitus schon in seiner Jugend groß war, so wäre es sehr sonderbar, wenn Quintilianus ihn ohne alle An-

---

*) Instit. orat. X, 1. §. 104. Vgl. Spaldings Anmerkung.

deutung sollte übergangen haben; wahrscheinlich aber wurden seine Arbeiten nur in einem engern Kreise ausgestellt, bis endlich die Zeiten zurückkehrten, wo es erlaubt war, freie Gesinnungen frei auszusprechen.

Schon dem Jünglinge hatte der Konsul Julius Agrikola seine Tochter verlobt: nach dem Konsulat ward die Heirath vollzogen (78 n. Chr.); man sieht aus dem unsterblichen Denkmahl, daß er seinem Schwiegervater errichtet hat, daß den Tacitus die edelsten und zartesten Empfindungen auch in Rücksicht auf seine häuslichen Verhältnisse beseelten. Ob ihn Kinder überlebt haben, ist ungewiß, aber wahrscheinlich; der Kaiser Tacitus rühmte sich, sein Verwandter zu seyn, und befahl seine Werke in allen Büchersammlungen aufzustellen und sie jährlich zehnmal abzuschreiben. Sidonius Apollinaris sagt, daß er ein Ahnherr des Polemius, Präfektus von Gallien gewesen sey. Man hat auch in neuern Zeiten behauptet, daß er Reisen außerhalb Italien gemacht und namentlich Germanien und Britannien besucht habe. Letzteres glaubt man aus der Stelle im Leben des Agrikola schließen zu können, wo es heißt: „Agrikola hatte einen durch innern Aufruhr vertriebenen Häuptling des (irischen) Volks aufgenommen, und behielt ihn unter dem Schein der Freundschaft bis auf eine günstige Gelegenheit bei sich; ich habe oft von ihm gehört, daß Hibernien mit einer Legion und mäßigen Hülfsvölkern besiegt und behauptet werden könne *).“ Allein die Worte: von ihm, beziehen sich unverkennbar auf den Agrikola.

*) Cap. 24. Saepe ex eo audivi, die Zweibrücker Herausgeber schlagen ganz unnöthig audivit vor.

Ehemals war die Meinung, daß Tacitus wenigstens in Gallia Belgika gewesen sey, allgemein: man berief sich auf die Stelle des Plinius *), wo er von dem Wunderkinde des römischen Ritters Kornelius Tacitus spricht, der Finanzaufseher im belgischen Gallien war; Reinesius hat auch eine zu Pattern bei Jülich gefundene Inschrift auf diesen Kornelius Verus Tacitus bekannt gemacht, und freut sich nicht wenig, ein Denkmahl auf den berühmten Geschichtschreiber entdeckt zu haben: allein schon der Bischof von Adria, Philippus a Turre, bewies, daß der vom Plinius erwähnte Rationator nicht der Geschichtschreiber gewesen seyn kann **). Bayle, freilich mit großer Oberflächlichkeit, und Dithmar entwickelten die Gegengründe ausführlicher, und obgleich Gundling mit Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit die alte Meinung zu rechtfertigen versuchte, so sind doch seine Beweise zu gezwungen und ungenügend; seit Hamberger und Schlözer ist es als ausgemacht angesehen, daß der Schriftsteller und der Rationator nicht mit einander verwechselt werden dürfen ***). Es findet sich in der That auch weder in der Germania noch in seinen andern Büchern nur die leiseste Spur, daß er aus wirklicher anschaulicher Erinnerung spricht; grade wo sie

---

*) Hist. nat. VII, 17. Seit Harduin wird non pridem gelesen, die ältern Ausgaben haben nos pridem.

**) Monumenta Veteris Antii, Romae 1700, 4. 88.

***) Bayle dict. s. v. Tacite. Dithmar in der vorhin angeführten Abh.: An Cornelius Tacitus potuerit esse rationum in Belgica procurator. Gundlingiana. Stück 25. S. 367 ff.

am nützlichsten hätte seyn können, bei topographischen Angaben, ist er entweder verwirrt und ungenügend, oder er wiederholt auch nur die ältern Beschreibungen und Nachrichten. Die spätern Schicksale und das Todesjahr des Tacitus sind unbekannt.

Seine Schrift über das alte Germanien, die für uns eine so vorzügliche Wichtigkeit hat, ist, wie sich aus einer Bemerkung des sieben und dreißigsten Kapitels schließen läßt, unter dem zweiten Konsulat des Trajan geschrieben, also im Jahre 98 oder 99 nach Christus. Ueber den Zweck dieser Arbeit hat man oft sehr wunderbare Ansichten gehegt, und in neuern Zeiten wohl gar dem Gemählde des Tacitus den historischen Charakter abgesprochen; er habe, hat man gemeint, den in Weichlichkeit und entnervende Sinnlichkeit versunknen Römern zur Strafe und Warnung das Bild eines kräftigen und unverdorbenen Menschenschlags vorhalten wollen: allein diese Ansicht ist durchaus ungegründet. Allerdings ist die Germania auch auf eine ethische Wirkung berechnet, aber nur in so weit sie aus den Thatsachen selbst hervorgeht, schon in der einfachen Darstellung der deutschen Lebensweise lag der schneidendste Gegensatz gegen die römische. Eben so wenig genügt die Vermuthung, daß der große Schriftsteller die Römer durch eine ausführliche Schilderung von der Furchtbarkeit der Germanen warnen wollte, sie durch neue Kriege zu reizen, daß Trajan vielleicht selbst ihn zu einer solchen Darstellung veranlaßte, um die Erwartung neuer Rachkriege niederzuschlagen: ein so bestimmter Zweck hätte aber doch auf irgend eine Weise näher angedeutet werden müssen, denn selbst in der Hauptstelle, die die Furchtbarkeit der Germanen besonders her-

vorhebt *), kann man auch eben so gut einen stillen Vorwurf, eine Ermunterung erkennen, durch kräftigere Angriffe und glänzendere Thaten den Ruhm der gefeiertesten Helden zu verdunkeln.

Die Kriege der Römer mit den Germanen machen einen beträchtlichen und anziehenden Theil in den größern historischen Werken des Tacitus aus; nur durch eine nähere Kenntniß des Landes und des Volks konnten diese Darstellungen recht verständlich und eindringlich werden: eine solche Ausschweifung vertrug sich aber nicht mit dem Plan seiner Annalen und Historien, und es war natürlich, daß er diesem Mangel durch eine besondre Schilderung abzuhelfen suchte. Die Germania steht in einem genauen Verhältniß zu seinen Hauptschriften, denen sie gewissermaßen zur Erläuterung dient. Tacitus hatte überdies eine sichtbare Vorliebe für die Germanen, die, der Natur getreuer, noch die Tugenden oder wenigstens die Keime derselben bewahrten, die er so schmerzhaft bei seinen Volksgenossen vermißte. Diese Neigung geht aus vielen Stellen hervor, unter andern aus der herrlichen Lobrede, die er dem Arminius hält **). Die Absicht des Tacitus ist also keine andre, als den Römern eine nähere Nachricht von einem Volk zu geben, das ihnen immer merkwürdiger ward. Die Thatsachen, die er erzählt, sind durchaus historisch und werden auch von andern Schriftstellern bestätigt, ja sie haben, sobald man sie nur richtig versteht, auch die größte innere Wahrheit: aber er stellt sie aus solchen Gesichtspunkten dar, in welchen sie die treffendste Wirkung machen konn-

*) Im 37ten Kapitel. **) Ann. II, 88.

ten; die Beurtheilung geht von ihm allein aus; die Gründe, wodurch er diese und jene Erscheinung zu erklären sucht, gehören nicht den Germanen, sondern seinem Scharfsinn an; in dem blos Zufälligen, in dem, was aus Noth und Bedürftigkeit entsprungen ist, findet er Absicht und freiwillige Beschränkung. Man muß daher, um ein reines Bild von dem Zustand, den Sitten und der eigenthümlichen Lebensart der alten Germanen zu erlangen, das Wirkliche und Faktische von den Erklärungen und Deutungen des Schriftstellers absondern, wodurch jenes oft entstellt und verdunkelt ist. Wilde Völker gewinnen bei der Vergleichung mit verfeinerten sehr leicht, wenn der Beobachter ihre guten Seiten nur gegen die schlechten der letztern hält; wie reizend schilderten Bougainville und Andre die Bewohner von Tahiti und andern Südseeinseln, Bartram die Wilden in Florida und le Vaillant gar die Hottentotten; ihre Gemählde sind in der That passende Gegenstücke zur Germania des Tacitus, der Verhältnisse, die in weit einfachern Bedingungen gegründet sind, mit der Eigenthümlichkeit seines tiefen und reichen Geistes betrachtet und ihnen aus der Fülle desselben eine Glorie leiht, die sie in der Wirklichkeit, nach ihrer eigentlichen Natur angesehen, verlieren.

Tacitus war freilich nicht in Germanien: allein dennoch hatte er von manchen Eigenthümlichkeiten der germanischen Völkerschaften anschauliche Kenntnisse; die Soldaten oder Gefangnen, die in Rom und Italien lebten, behielten ihre Lebensart und ihre Sitten bei, und einem aufmerksamen Beobachter mußte sich eine Menge von Zügen darbieten, die zur Verlebendigung

seiner Schilderung dienten: er konnte auf diesem Wege auch manche andre Nachrichten erhalten, allein reichere Aufschlüsse gewährten ihm die Erzählungen so vieler Römer, die in Germanien gewesen waren, die Berichte der Feldherrn und Heerführer, und endlich die frühern Schriftsteller, die zum Theil für uns verloren gegangen sind; er hat seine Nachrichten sichtbar mit Auswahl und Kritik gesammelt und die einzelnen Angaben unter gewissen allgemeinen Gesichtspunkten vereinigt und zusammengestellt. Freilich ist es auch ihm begegnet, daß er Manches als allgemein und Regel ansieht, was nur individuell und Ausnahme war, daß er manche veraltete Notiz unter neue Nachrichten mischt, und ungeachtet er sorgfältig bemüht ist, ungermanische Stämme zu scheiden, so fehlt es ihm nicht selten an hinreichenden Bestimmungsgründen. Unstreitig ist die Darstellung des Tacitus von Germanien das vollkommenste und lebendigste Gemählde eines barbarischen Volks, das wir aus dem ganzen Alterthum besitzen, in dem viele Züge vorkommen, die auch bei den spätern germanischen Stämmen sich wieder finden. Olof Rudbeck kann sich gar des Gedankens nicht erwehren, der Römer müsse die altschwedischen Gesetze studirt haben: ja ein neuerer schwedischer Gelehrter *) ist sogar so weit gegangen, zu wähnen, daß die Germania im Kloster Corvei gemacht sey, denn was Tacitus von den Schweden sage, stimme gar nicht mit den Denkmählern aus dieser Zeit überein, dagegen passe seine Schilderung von den Germanen genau auf die Schweden des neunten Jahrhunderts.

*) Fant bibliotheca crit. hist. Sveciae. Ups. 1808. part. I.

Daß seinen geographischen Angaben die Bestimmtheit fehlt, die wir den unsrigen zu geben im Stande sind, ist natürlich und kann kein Vorwurf für ihn seyn; ohne Ortsbestimmungen, ohne Vermessungen, ohne Landkarten konnte er selbst nur ein unvollkommnes Bild von Deutschlands Gränzen und Umfang haben, und noch schwieriger mußte es ihm seyn, die Gränzen der verschiedenen Völker festzusetzen, obgleich die Alten und besonders die Römer eine große Geschicklichkeit besaßen, sich überall zurecht zu finden, die Hauptschlüssel einer Gegend schnell zu erkennen und sich mit geringen äußern Hülfsmitteln an Ort und Stelle einheimisch zu machen. Höchst verkehrt und einseitig sind die Einwendungen gegen die Glaubwürdigkeit des Tacitus, die man von seiner falschen Darstellung der Juden hergenommen hat *); er giebt die Nachrichten, wie er sie empfangen hatte, ohne sich in eine kritische Untersuchung darüber einzulassen; die Juden hatten sichtbar kein Interesse für ihn, sie waren ihm zu verächtlich; aber rechnet man einzelne sehr verzeihliche und natürliche Irrthümer und Mißverständnisse ab, so ist selbst seine Darstellung von der Verfassung und den Sitten der Juden genau und richtig, und eines großen Historikers würdig: die Germania ist von ähnlichen Irrthümern und Mißverständnissen keineswegs frei, aber ihr großer Werth wird dadurch gar nicht vermindert.

Der große schriftstellerische Karakter des Tacitus drückt sich auch in seinem Werk über Germanien aus;

---

*) Scheid in der Vorrede zu Eccard de origine Germanorum. Goett. 1750.

auch in ihr herrscht jene hohe Gesinnung vor, die von jeher die edelsten Gemüther diesem erhabnen Geschichtschreiber gewonnen hat: so streng er die Zeiten und die Menschen beurtheilt, die er beschreibt, so ist er durchaus über alle leidenschaftliche Bewegungsgründe erhaben; seine Mißbilligung wird durch die Verworfenheit der Schlechten bestimmt, und athmet fern von aller Erbitterung nur den gerechten Zorn über den Untergang aller edlen Gesinnungen, und die Charakterlosigkeit feiger und entarteter Schmeichler, die sich bereitwillig zu Werkzeugen verruchter Tyrannen erniedrigten.

Durch das Bestreben, allem Bedeutung zu geben, hat sein Stil eine gewisse Gezwungenheit erhalten, die nicht selten absichtlich erkünstelt zu seyn scheint: so wie am Caesar die sorglose und anmuthige Freiheit und bei dem Livius der gleichmäßige und prächtige Fluß der Rede gefällt, so hat die Kürze und Abgebrochenheit des Tacitus einen eignen Reiz; seine Darstellung ist oft ungemein mahlerisch, und gränzt unmittelbar an die poetische Sprache; es ist aber keine Phraseologie, kein Haschen nach Bildern, wie z. B. bei Ammianus Marcellinus, sondern der Ausdruck ist den Gegenständen genau angemessen: jedes Wort ist mit Ueberlegung gewählt, und der Erklärer und Uebersetzer muß auf jede Schattirung aufmerksam seyn, die den Ausdrücken eigen seyn mag.

Das alte Germanien.

Erste Abtheilung.

Erstes Kapitel *).

Begränzung. Gränzvölker. Der Rhein. Die Donau.

Ganz Germanien wird von den Gallern, Rhätern und Pannoniern durch die Flüsse Rhein und Donau, von den Sarmaten und Dacern durch gegenseitige Furcht oder Gebirge getrennt. Das Uebrige umgiebt der Oceanus, der breite Busen und ungeheure Inseln umfaßt, wo in neuerer Zeit einige Völker und Könige bekannt geworden sind, die der Krieg entdeckt hat. Der Rhein, der auf dem unzugänglichen und schroffen Gipfel der rhätischen Alpen entspringt, vermischt sich, in mäßiger Biegung

*) Die Schrift des Tacitus über Germanien zerfällt in zwei Abschnitte: der erste bis zum 28sten Kapitel, enthält eine allgemeine Schilderung des Landes und seiner Bewohner; der zweite vom 28sten Kapitel bis zu Ende beschäftigt sich mit den einzelnen Völkerschaften. Die jetzt übliche Eintheilung ist von Gruter gemacht: die ältern Ausgaben haben eine andre; es scheint aber zweckmäßig sie beizubehalten, wenn sie auch nicht ganz passend seyn sollte, um keine Verwirrung zu veranlassen.

gegen den Niedergang gewandt, mit dem nördlichen Oceanus. Die Donau ergießt sich vom bequemen, gemach erhöhten Rücken des Bergs Abnoba, und besucht mehre Völker, bis sie mit sechs Ausgängen in's Pontische Meer stürzt: denn die siebente Mündung wird von Sümpfen erschöpft.

Die Alten waren gewohnt, Länder nach den Völkern zu benennen, die sie bewohnten: daher sagt Tacitus, ganz Germanien, im Gegensatz gegen die bei den Römern so benannten Striche am linken Rheinufer, wo sich germanische Stämme niedergelassen hatten. Die Begränzung ist nur nach sehr allgemeinen Bestimmungen angegeben. Der Rhein trennt Germanien von den Gallern: selbst im Mittelalter, nachdem die linke Seite längst ganz von Deutschen bewohnt ward, wurde er noch immer als die Gränze angesehen: so sagt z. B. Wippo zur Zeit Konrads II.: der Rhein trennt Gallien von Germanien, und etwas später Otto von Freisingen: die Gegend, welche der Rhein durchschneidet, ist auf dem einen Ufer die Gränze Galliens, auf der andern Germaniens *).

Es gab einst im westlichen Europa ein sehr großes, in viele Zweige zerfallendes Urvolk, von ganz eigenthümlicher Bildung und Verfassung, das aber allem Ansehen nach zur Zeit als es historisch bekannt wird, in ei-

---

*) Wippo Vita Conrad. Pist. scripptt. Rer. Germ. III, S. 463. Otto Frising. de rebus gestis Friderici Imi L. II, c. 28. in Urstisii Germaniae histt. I. S. 470.

nigen Gegenden schon von andern einwandernden Völkern zurückgedrängt war. Die Griechen belegen es mit dem Namen Kelten, aber ohne bestimmten Begriff; sie beziehen ihn auf Völker, die ganz von denselben verschieden sind, obgleich bei näherer Bekanntschaft die auffallenden Eigenthümlichkeiten der gallischen Stämme sich bald aufdringen mußten: allein selbst nachdem Caesar längst die große Verschiedenheit zwischen Gallern und Germanen treffend auseinander gesetzt hatte, brauchten die Schriftsteller den allgemeinen Ausdruck Kelten für beide Stämme, wie z. B. Dio Kassius: auch Diodor von Sicilien, nur mit dem Unterschiede, daß er diejenigen, die über Massilien, im Binnenlande, über die Alpen und diesseits der Pyrenäen sitzen, Kelten, die aber über dieses Keltika hinaus gegen Süden, und neben dem Ocean und dem herkynischen Gebirge und überhaupt bis nach Skythien wohnen, Galater nennt *): diesen Namen wendet er daher auch auf die germanischen Völker an. Ob Galatä eine Verlängerung von Kelt, Galler eine römische Verkürzung ist, läßt sich nicht entscheiden: es ist nicht der Mühe werth, sich bei den Träumen aufzuhalten, wodurch bis auf die neuesten Zeiten die Gelehrten sich gleichsam um die Wette bemüht haben, den Ursprung und die Bedeutung des Namens aufzuklären. In unserm Sprachgebrauch bezeichnet Kelt den ganzen Volksstamm, Galler aber die Bewohner des eigentlichen Galliens, obgleich einige neuere schottische Schriftsteller behaupten, daß Galler die allgemeine, Kelt aber die besondre Bezeichnung sey: sie leiten das Wort von dem

*) Diod. Sic. Bibl. hist. V, 32.

galischen Wort Cavill, der Wald ab: und Kelt soll also einen Waldbewohner bedeuten *): allein diese etymologischen Gründe sind viel zu schwankend und ungenügend, um so verwegnen Behauptungen zur Stütze zu dienen.

Die Galler waren dem römischen Reich in den ersten Zeiten seiner Entstehung sehr furchtbar: allein sie erlagen diesem kühn emporstrebenden Volk, das sich immer kräftiger und freier entwickelte, während sie, an starren politischen und religiösen Formen festhaltend, und von den Einflüssen verderblicher Ueppigkeit innerlich aufgezehrt, untergingen. Sonst waren die Galler kriegslustig, zu Auswanderungen und fernen Abentheuern geneigt; weit und breit in der alten Welt trifft man Galler, ja in Kleinasien stifteten sie eine eigne Herrschaft **). Von diesem großen, mit herrlichen, leider! durch Pfaffenthum und Adelsherrschaft unterdrückten Eigenschaften ausgerüsteten Volke haben sich nur noch schwache Ueberreste erhalten, die, von andern Stämmen überwältigt und ihrer politischen Selbstständigkeit beraubt, sich auch in geistiger Hinsicht nur kärglich entwickelt haben. Die Hochländer oder Kaledonier in Schottland und auf den Inseln, die Irländer, die Kymren ***) in Wales und Armorika (in Niederbretagne) sind die einzigen zerstreu-

---

*) J. Grant Thougths on the origin and descent of the Gael. Edinburgh, 1814. 8. W. Owen Welsh and english dictionary. Lond. 1793. in d. W. Celt.

**) Ueber die Kelten überhaupt vergl. die herrliche Darstellung in Niebuhr's röm. Geschichte. II. S. 251 ff.

***) Adelung hat über diesen Zweig ein ganz eignes System aufgestellt: er will ihn mit den Germanen in Verbindung bringen; die gänzliche Unhaltbarkeit seiner Ansicht wird weiter unten gezeigt werden.

ten Sprößlinge eines Volks, das für die frühste Geschichte Europa's so merkwürdig ist.

Im Westen gränzten die Galler an Germanien; aber nach einer sehr ungenauen Bestimmung: Caesar nennt nur diejenigen Stämme Galler zwischen der Marne, Seine und Garonne, und von diesen reichten nur die Helvetier und Sequaner an den Rhein; dann folgten germanische Stämme und darauf die Belgen, die für die tapfersten und streitbarsten von den Gallern selbst gehalten wurden.

Die Rhäter sind die ursprünglichen Bewohner der Alpen, die sich aus dem Gebirge nach den Ebnen herabgezogen haben: schon die Alten halten die Etrusker für ihre Stammgenossen: den Alpenvölkern, sagt Livius *), ist derselbe Ursprung, besonders den Rhätern, die aber durch ihre Wohnsitze so verwildert sind, daß sie aus dem Alterthum nichts als den Klang der Sprache und selbst diesen nicht einmal unverdorben erhalten haben. Er meint nämlich, daß sie bei dem Vordringen der Galler eine Zuflucht in dem Gebirge gesucht haben: allein diese Ansicht ist höchst unnatürlich; die Gebirge waren offenbar die Ursitze des Volks, das hier rauher und ungebildeter bleiben mußte, als die in die Ebne hinabgezogenen Auswanderer **). Der Name mag sich vielleicht von ihrem Lande ableiten lassen, denn Rait bedeutet im Galischen eine gebirgichte Gegend. Die Rhäter machen wahrscheinlich einen Zweig des gallischen Volks aus: diese Annahme kann vielleicht auch durch die Aehnlichkeit der etruskischen Verfassung mit der gal-

*) V, 33. **) Niebuhr I. S. 70 ff.

lischen bestätigt werden, in welcher gleichfalls der schändliche Druck des Adels und eine strenge Priestergewalt vorherrschend waren, obgleich mit eigenthümlicher Ausbildung. Rhätischen Stammes scheinen auch die Vindeliker gewesen zu seyn, die unmittelbar an die Donau gränzten, vom Tacitus aber unter der allgemeinern Bezeichnung begriffen werden.

Offenbar faßt Tacitus unter den Rhätern noch viele andre Stämme zusammen, wenn er ihnen gleich die Pannonier anschließt, deren Sitze etwas westlich vom heutigen Wien anfingen. Sie gehören zum thracischen Völkerstamm, und namentlich zu den Illyriern. Daß sie einerlei sind mit den Päonern in Thracien oder vielmehr in Macedonien, ist eine bloße Vermuthung, der es selbst an allen scheinbaren Beweisen fehlt. Herodot erzählt, daß zwei päonische Männer, Pigres und Mantyes, die Aufmerksamkeit des großen Königs in Sardes durch ihre Schwester auf sich zogen, die, während sie ein Roß zur Tränke führte und ein Wassergefäß auf dem Kopfe trug, ununterbrochen die Spindel drehte. Ein ähnlicher Fleiß soll noch unter den Weibern in Krain herrschen, und man hat wirklich diesen Umstand hervorgehoben, um die Verwandtschaft zwischen Päoniern und Pannoniern darzuthun *); allein wenn diese Sitte auch an sich nicht einen durchaus zufälligen Charakter trüge, und bei vielen Völkern sich wieder fände **), so fällt auch schon

*) Mannert's Geographie der Griechen und Römer III, 590.

**) Z. B. in Kurland, wie Büsching in der Lebensgeschichte des Grafen Lynar in s. Beiträgen zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, Bd. V. S. 111. ausführlich beschreibt.

deswegen hier die Möglichkeit jeder Vergleichung weg, weil die Krainer slavischen Stammes und später eingewandert sind.

Die östlichen Gränzvölker sind die Sarmaten und Dacer; von diesen ward Germanien durch Gebirge getrennt, namentlich die Zweige der Karpathen, die sich südlich bis an die Donau hinabziehen, zwischen Gran und Waizen, wo der Strom sich gerade südwärts wendet; Ptolemäus nennt sie die sarmatischen Gebirge. Die Dacer sind thracischen Stammes und bilden mit den Geten ein Volk; beide reden eine Sprache, doch kommt der erste Name zunächst dem Theile zu, der nach der Donau und den Germanen hin wohnt *). Die Dacer waren von den Römern fast zur Unterwürfigkeit gezwungen, aber, des Jochs ungeduldig, niemals treu; sie hofften, daß den Germanen das Glück günstiger seyn werde und wünschten dasselbe auch für sich zu benutzen. Nachdem sie sich erholt hatten, wurden sie im zweiten Jahrhundert den Römern sehr furchtbar.

Nordwärts von den Dacern wohnten die Sarmaten: von den Germanen durch wechselseitige Furcht geschieden. Der Schriftsteller hilft sich durch eine allgemeine Aeußerung, da ihm eine genaue Bestimmung der Gränze fehlt; die gegenseitige Furcht, sagt auch Thukydides **), ist allein eine Sicherheit der Bundsgenossenschaft. Jenseits der Karpathen bis hinauf an die Ostsee wohnten Sarmaten, die offenbar die Slaven der spätern Völkerkunde sind; es wird sich aber anders-

wo Gelegenheit finden, über sie und ihr Verhältniß zu

*) Strabo L. VII. S. 304. **) III, 11.

den Germanen ausführlicher zu sprechen *). Die Gegenden nördlich von den Karpathen längs der Weichsel werden schon von Ptolemäus mit dem Namen Sarmatien belegt.

Die Nordgränze macht der Ocean, die Nordsee, deren wahre Beschaffenheit dem Schriftsteller nur sehr unvollkommen bekannt war. Der neueste Herausgeber der Germania hat aus vielen Beispielen zu beweisen versucht, daß eigentlich Halbinseln und Landspitzen verstanden werden müssen, denn man könne nicht sagen, daß das Meer Busen, Theile von sich selbst, umfasse: allein die gewöhnliche Erklärung scheint in der That vorzüglicher, der Sprachgebrauch ist keinesweges so ängstlich beschränkt, und das Beiwort breit paßt unstreitig besser auf Buchten und Meerbusen. Unter den Inseln werden theils die Eilande an der Küste verstanden, die ehemals weit größer waren, wie z. B. Borkum, das mit Juist und den Sandbänken Bandt und Büse zusammenhing, Helgoland, Nordstrand u. s. w., theils aber auch die skandinavischen Inseln, von denen Tacitus wenigstens eine dunkle Kunde hatte. In neuern Zeiten waren hier durch den Krieg, dem die Erdkunde überhaupt so viele Aufschlüsse verdankt, einige Könige und Völker bekannt geworden: nicht gradezu durch Eroberungen, sondern durch Gefangne, Erkundigungen und ähnliche Mittel. Daß Tacitus nicht, wie Einige meinen, an die Unternehmungen seines Schwiegervaters in Britannien gedacht hat, ist von selbst klar; wenn er überhaupt einen bestimmten Zug im Sinne hatte, so meint er vermuthlich die be-

*) Unten beim 46sten Kapitel.

rühmte Unternehmung Tibers zur Zeit Augusts, von der das Denkmahl zu Ancyra und die Schriftsteller in den stolzesten Worten sprechen; man habe den Ocean, heißt es, bis an's Ende der Welt und so weit nach Westen beschifft, als noch nie ein Römer gekommen sey: man habe das Vorgebirge erreicht, und hier ein unermeßliches Meer gesehen oder durch den Ruf davon gehört *).

Um die Größe der Länder zu bestimmen, fehlten den Alten die Hülfsmittel, und sie konnten daher nur ungefähre Schätzungen anstellen; über den Umfang Germaniens haben sich bei'm Plinius einige Angaben erhalten, die aber kaum irgend eine Erklärung verstatten **). Einige Griechen und auch einige Römer, sagt er, geben der Küste Germaniens eine Ausdehnung von 2,500,000 Schritten, also (nach Ideler's Bestimmung des römischen Maaßverhältnisses zu dem unsrigen) 499 Meilen; der Anfangspunkt ist die Schelde; denn bis dahin, bemerkt er kurz vorher, wird der Strand von germanischen Völkern bewohnt: aber wie weit sich die Linie erstreckt, ist völlig unbestimmt; und selbst nach der weitesten Ausdehnung, wenn man alle Krümmungen mitrechnete und das Ende alsdann bei Sarmatien oder an der Weichsel annehmen wollte, würde dennoch die angegebene Zahl viel zu groß seyn. Agrippa gab die Länge des römischen Germaniens mit Rhätien und Norikum auf 696,000 Schritte oder 139 Meilen, die Breite aber auf 148,000 Schritte oder 29½ Meilen an. Die erste Zahl von Westen nach

*) Mon. Ancyr. hinter Oberlin's Ausgabe des Tacitus II, 847. Plin. II, 67. Vellej. Paterc. II, 106.

**) H. N. IV, 28.

Osten kann als eine Annäherung an das wahre Verhältniß gelten, die zweite aber war schon dem Plinius selbst ganz unbegreiflich, und er bemerkt, daß Rhätien allein eine größere Breite umfasse; indessen geht eben hieraus hervor, daß die Eroberungen der Römer über die Donau hinaus sehr unbeträchtlich waren.

Tacitus hält die beiden Hauptflüsse Germaniens einer besondern Erwähnung werth: der Rhein war den Alten seinem Ursprung und Lauf nach bereits ziemlich bekannt. Schon Caesar *) wußte, daß er bei den Lepontiern, einem Alpenvolke, entspringe, und Strabo giebt den Adula als seine Quelle an, d. h. überhaupt die Gebirge nordöstlich vom Gotthard, also die rhätischen Alpen. Genau ist aber kein alter Schriftsteller über die Quellen des Rheins, und selbst die Angaben der Neuern waren lange Zeit widersprechend. Der Rhein hat drei Hauptquellen; die erste oder der Vorderrhein entspringt aus drei Armen, die sich bei dem Dörfchen Camot vereinigen, im Tawätscher Thal; der Mittelrhein hat seine Quelle auf dem Luckmainer im Val Tadelina (Ka d'ol Rhin, Haupt des Rheins) aus verschiednen kleinen Seen; der Hinterrhein endlich entspringt aus einem Gletscherbach und verschiednen andern Bächen im Rheinwaldthal im Kanton Bündten. Der Vorder- und Mittelrhein fließen bei'm Kloster Disentis zusammen, und bei Reichenau vereinigt sich mit ihnen der Hinterrhein. Ehemals hatte der Fluß, wie man aus geognostischer Beschaffenheit des Bodens deutlich erkennt, einen andern Lauf: von Chur bis Baden war ein großer See

*) De B. G. IV, 10.

bis die Gewalt der Gewässer den Lägeberg bei Baden durchbrach, und der Strom nahm seine Richtung durch den Wallenstädter See und das Linththal; wahrscheinlich bezieht sich hierauf die Aeußerung des Strabo *), daß der Rhein sich in viele Sümpfe und einen großen See ausbreitet **).

Seit jener großen Katastrophe floß der Rhein nordwärts in den Bodensee; er würde, sagt Ammianus Marcellinus, reich durch eigne Fülle von seinem Ursprung an beschifft werden können, wenn er nicht mehr einem reißenden, als einem fließenden Strom gleich wäre. Den weiten Lauf beschreibt eben dieser Schriftsteller schön und lebendig, nur nach seiner Art zu bombastisch; der See, den die rhätischen Anwohner Brigantia nennen, ist 460 Stadien ($11\frac{1}{2}$ Meilen) lang und beinahe von gleicher Breite ***); er ist durch furchtbare Wälder unzugänglich, außer wo die alte und unerschlaffte römische Tüchtigkeit einen breiten Weg gebahnt hat. Der Rhein fließt gleichsam wie ein getrenntes Element, ohne sich mit dem Wasser des Sees zu vermischen. Am-

---

*) L. IV. S. 192.

**) M. s. über die Quellen des Rheins und seinen Lauf Ebel's Anleitung die Schweiz zu bereisen. Zürich, 1810. 4 Bde. 3te Aufl. unter verschiednen Artikeln bes. Rhein, Rheinwaldthal, Tawätscherthal, Ragatz u. s. w.

***) Die wahre Länge von Bregenz bis nach dem nordwestlichsten Punkt etwa 9 Meilen; die Breite ist aber nur an der breitesten Stelle zwischen Rorschach und Langenargen $2\frac{1}{2}$ Meilen. Strabo's Angabe VII, S. 292, daß der Umfang 300 Stadien ($7\frac{1}{2}$ Meilen), die Breite 200 Stadien (5 M.) betrage, ist vielleicht blos vom Zellersee zu verstehen, und dann hat man nicht nöthig, die Lesart mit Mannert zu ändern.

mianus hat diese Erscheinung zu sehr ins Wunderbare gemahlt: man erkennt den Strom an seinen grünlichen Fluthen, während der See eine weißgrauliche Farbe trägt. Mela *) sagt, daß er nahe an der Quelle 2 Seen bilde, den Akronius und den Blauen (Venetus). Diese Namen kommen sonst nicht vor, und es ist ungewiß, ob der römische Erdbeschreiber den Bodensee meint. Diesen neuern Namen leitet man gemeiniglich von einem an der nordwestlichen Seite belegnen Schloß Bodmen (Potamum) ab; allein Boden (Botte in den nordischen Dialekten) bezeichnet den See, eine Bucht, einen vom Land eingeschloßnen Theil des Meers, und wahrscheinlich haben die germanischen Völker diese allgemeine Benennung auf den großen unübersehbaren Landsee angewandt. Strabo erwähnt auch der Insel Reichenau, jedoch ohne einen Namen anzuführen, die dem Tiberius zum Stützpunkt seiner Unternehmungen gegen die an dem See wohnenden Vindeliker diente.

Aus dem Bodensee heraustretend macht der Strom eine mäßige, d. h. nicht lange Biegung nach Westen; er stürzt sich dann über die Felsen bei Laufen. Kein Alter erwähnt dieses Wasserfalls; doch scheint es, daß die Beschreibung des Ammianus Marcellinus eine Lücke hat. Die Limmath, die Reuß und die Aar, die sich bei Koblenz mit dem Rhein vereinigen, führen dem Rhein die ganze Wassermasse der nördlichen Alpenkette und die bedeutendsten Gewässer des Jura zu, so daß er bereits als ein gewaltiger Fluß die Schweiz verläßt und seinen Lauf zum Meer, auf beiden Seiten von großen Wasser-

*) III, 2.

zügen verstärkt, in einer Strecke, die nach den zuverlässigsten Angaben 150 Meilen (303½ Stunden) beträgt, fortsetzt. Daß Drusus die Felsen bei Bingen, die hier zusammentretend Strudel bilden und die Schifffahrt hindern, habe wegbrechen lassen, ist ohne Beweis in den Schriften der Alten. L. Vetus machte im Jahr 59 den Entwurf, die Mosel und die Saone oder den Araris durch einen Graben zu verbinden, um auf diese Art einen Zusammenhang zwischen dem Mittelmeer und dem Rhein zu verschaffen, der aber durch die Eifersucht des Aelius Gracilis vereitelt ward *).

Der untere Theil des Rheins hat unläugbar große Veränderungen, theils durch die Einwirkung der Menschen, theils durch die Gewalt der Natur, erlitten. Drusus ließ, um den Ueberschwemmungen zu wehren, in seinem letzten Lebensjahre einen großen Deich anlegen, den nach 63 Jahren Paullinus Pompejus zu Ende brachte: man meint in der Gegend des jetzigen Vyck te Duurstede. Civilis ließ hernach den Damm durchstechen und setzte dadurch die ganze Gegend unter Wasser, das in der Folge jedoch wahrscheinlich durch den Lech wieder abgeleitet ward. Auch Korbulo ließ einen Graben, der etwas über fünftehalb Meilen lang war, zwischen dem Rhein und der Maaß ziehen, um dadurch die Ueberschwemmungen des Meers unschädlich zu machen: in welcher Gegend, ist ungewiß **). Die Aelteren sprechen von drei, Tacitus aber nur von zwei Rheinmündungen. Er sagt ***): der Rhein, der in einem Bette

*) Tac. Ann. XIII, 53.

**) Tac. Ann. XI, 20. Dio Cass. LXX, 30.

***) Ann. II, 6.

ununterbrochen fortströmt oder nur mäßige Inseln umfaßt, theilt sich bei'm Anfang des batavischen Gebiets (bei der ehemals berühmten Schenkenschanze auf der Insel Gravenwaard) gleichsam in zwei Flüsse, und behauptet an der germanischen Seite seinen Namen und die Gewalt des Stroms, bis er sich mit dem Ocean vereinigt; an der gallischen Seite ist er breiter, ruhiger und überfließend; die Anwohner geben ihm den veränderten Namen Waal; bald vertauscht er auch diese Benennung mit der der Maaß, und durch die unermeßliche Mündung derselben, die er an einer andern Stelle gleichsam ein Meer nennt *), ergießt er sich in denselben Ocean. Tacitus versteht also unter dem ersten Arm den eigentlichen Rhein, der sich jetzt einige Meilen unterhalb Leyden bei Katwyck op Zee im Sande verliert; er ward durch die vielen Ableitungen so erschöpft, daß er dem Sande, den die See ihm entgegensetzte, nicht widerstehen konnte: Spuren des ehemaligen Laufs sind aber noch sichtbar **).

Mela und Plinius kennen drei Ausflüsse; der östliche heißt nach dem letztern Flevum, der westliche Helium (die Waal), in der Mitte ist eine dritte Mündung ***), und ein mäßiger Strom behält den alten Namen. Der nördliche Arm zerfließt in Seen. Westlich der Ems war eine Landecke, die durch die Lippe

---

*) Hist. V, 23.

**) Dielhelm rheinischer Antiquarius, Frkft. 1776, S. 952.

***) H. N. IV, 29. medio inter haec ore, modicum nomini suo custodiens alveum, woraus sich doch deutlich schließen läßt, daß er das Meer erreichte, denn welchen Sinn könnte sonst Mündung haben?

und die Rheinmündungen fast zu einer Insel gemacht ward. In der Mitte war ein großer Binnensee, der nur durch verschiedene schmälere Wasserzüge mit dem Meer in Verbindung stand, so daß Holland und Frieß-land unmittelbar zusammenstießen. Allein durch eine große Fluth im dreizehnten Jahrhundert ward die Mündung des Flevus (Vlin) ungemein erweitert, das Meer strömte weit ein, riß das Land fort, und so entstanden die Südersee und die jetzt vor derselben liegenden Eilande, Texel, Vlieland, Schelling u. a. Der Name Südersee kommt zunächst dem alten See Flevus zu: eine Erinnerung an den Namen scheint sich in dem alten Vlin (von Fließen) erhalten zu haben *), und die Anwohner sollen ihn auch von dem vorliegenden später entstandnen Meerbusen unterscheiden. Es mögen sich kleine Wasserzüge vom Rhein nach diesen Seen gezogen haben; die Hauptmündung nach dieser Seite soll ein Werk menschlicher Anstrengung seyn. Drusus ließ nämlich einen Kanal bauen, ein neues und ungeheures Werk, durch welchen er erst in die See und dann in den Ocean schiffte **); allem Ansehen nach ist dies die sogenannte neue Yßel, die bei der ehemaligen Schanze Yßelort aus dem Rhein geleitet ist, und bei Doesburg sich mit der ei-

---

*) So stellt Menso Alting in s. notitia Germ. inf. die Lage dieser Gegend vor, die allerdings historisch begründet zu seyn scheint, obgleich der Umfang der physischen Veränderungen sich wohl nicht genau bestimmen läßt; die Ueberschwemmung, die hier gemeint ist, ereignete sich am 19ten November 1248, und erstreckte sich längs der ganzen Nordseeküste: s. Rymkron van Melis Stocke, med aanmerkingen door Balth. Huydecoper, Leyden 1772, II. S. 64.

**) Tac. Ann. II. 8. Suet. Claud. I.

gentlichen Yßel vereinigt. Aus dem See führten mehrere Ausgänge in's Meer, unter denen aber der Flevo der vornehmste war: selbst von der Rheinmündung scheint noch eine Erinnerung übrig zu seyn, denn einer der kleinern Wasserzüge wird Rhynflort genannt. Diese östliche Mündung des Rheins durch den Flevosee hat Mela am genauesten beschrieben *). Der Name Rhein hat seine Wurzel in vielen alten Sprachen: er bedeutet einen Strom überhaupt, und die Graubündner nennen mehrere ihrer Flüsse Rhein **).

Ueber die Bedeutung des Namens Alpen, die Tacitus als die Quellen des Rheins angiebt, findet sich eine doppelte Erklärung; einige Sprachforscher leiten es aus der Wurzel Alb, weiß, ab, und meinen, daß jene Hochgebirge von ihren schneebedeckten Gipfeln benannt sind ***); auch Albion heiße die weiße, schöne Insel. Wahrscheinlicher aber bedeutet Alp in den gallischen Sprachen eine Höhe, ein Hochgebirge; in diesem allgemeinen Sinn ist das Wort von den Römern angenommen; übergetragen bezeichnet es auch Weiden an den Seiten der Berge und in den Thälern; auch in Deutschland hat sich das Wort erhalten; der rauhen Alp gedenkt wahr-

---

*) Diese Darstellung über den Lauf des Rheins nach der Ansicht der Alten ist von der Mannertschen abweichend; ich glaube aber, daß sie die richtige ist: die Abweichungen habe ich nicht bemerkt; wer Lust hat, mag sie selbst aufsuchen.

**) Ebel. a. a. O. IV, 91.

***) Grant will auch den Namen der Appenninen durch Albbennin, weißen Berge (Benn ein hoher Gipfel, daher penninische Alpen) erklären, aber diese haben doch nur an sehr wenigen Stellen beständigen Schnee.

scheinlich schon Vopiskus *), und im südlichen Deutschlande und im Salzburgischen ist der Alben oder Almen sehr gewöhnlich.

Die Alten, denen die unermeßlichen Ströme des östlichen und nördlichen Asiens nur sehr unvollkommen oder gar nicht bekannt waren, hielten die Donau für den zweiten Fluß nach dem Nil; ein altes Sprichwort lautet: die Donau, aller Ströme Frau, der Rhein kann ihr Bruder seyn, oder nach einer andern Lesart: die Donau ist aller Wasser eine Frau, der Rhein aber mag mit Ehren ihr Mann seyn. Die Entdeckungsgeschichte der Donau ist merkwürdig, denn den untern Theil des Stroms und seine Mündungen kannte man längst, aber über die Quellen herrschte eine Dunkelheit, die erst langsam zerstreut ward. Schon in der mythischen Erdkunde kommt der Ister vor, und Herodot kennt die Flüsse sehr genau, die bis zur Theiß sich mit ihm auf beiden Seiten vereinigen: er entspringt nach ihm bei den Kelten und der Stadt Pyrene, und fließt mitten durch Europa. Die Donau wird, je mehr sie sich dem Meere nähert, immer breiter, und die Wasserfläche ist so groß, daß man an vielen Stellen die Ufer nur undeutlich erkennt. Die Zahl der Mündungen wird verschieden angegeben. Herodot zählt fünf Ausflüsse, Plinius sechs, Strabo und Ammianus sieben; auch die Neuern sind in der Bestimmung verschieden, sie zählen eigentlich nur drei Hauptausgänge, die sich jedoch wegen der vielen kleinen Sümpfe und Inseln leicht vermehren lassen **). Die Namen, doch nicht ganz über-

*) Prob. 13.

**) Plin. IV, 24. Strabo VII, 305. Amm. XXII, 8.

einstimmend, haben Plinius und Ammianus, und können nach Siegmund von Birkens Vorgang folgendermaßen verdeutscht werden. Der größte oder der südlichste wird durch die Insel Peuce gebildet und heißt nach Strabo Heilegenmünde (ἱερὸν στόμα); dann folgen Nara-Customa (von ungewisser Bedeutung, obgleich man es durch faule Münde *) erklärt, Schönmünde (Calonstoma), Falschemünde (Pseudostoma), und die kleinern Nord- und Schmalmünde (Boreonstoma und Rhenostoma); die siebende Mündung ist groß, hat aber das Ansehen eines schwarzen Sumpfs. Der Zufluß des Wassers ist so mächtig, daß es auf eine Strecke von acht Meilen dem Meer einen süßen Geschmack mittheilt.

Tacitus, und vor ihm schon Plinius, kennen die Quellen der eigentlichen Donau, und nennen das Gebirge Abnoba, denn daß dies die richtige Leseart sey, ist durch verschiedne in den Jahren 1778 und 1784 gefundene, der Diana Abnoba geweihten Altäre entschieden. Die römischen Schriftsteller verstehen unter diesem Gebirg den Schwarzwald überhaupt. Ueber den eigentlichen Ursprung der Donau sind die Meinungen und Ansichten ebenfalls sehr getheilt, und es ist ehemals sogar eine Art diplomatischer Streitigkeit zwischen den verschiednen Besitzern der zusammenfließenden Bäche und Ströme darüber gewesen, welchem Gebiet der Ruhm zukomme, die Quelle der Donau hervorzubringen. Gewöhnlich heißt es, daß sie bei Donauschingen entspringt, allein richtiger muß

*) Siegmund von Birken schon lange vor Hardouin, der Narcustoma vorschlägt. Der Donaustrand mit allen seinen Ein- und Ausflüssen von S. v. Birken. Nürnberg 1664, S. 109.

man sagen, daß, wo die Flüsse Brig und Breg zusammenfließen, der vereinigte Strom den Namen Donau annimmt; unläugbar sind diese kleinen Flüsse die eigentlichen und ursprünglichen Quellen der Donau, die sich auf ihrem weiten Laufe durch den Tribut so vieler anderer Gewässer vergrößert *). Die Alten rechnen die Gegend, wo das abnobische Gebirg mit den Donauquellen lag, ebenfalls zu Rhätien, daher singt Claudianus:

Nordwärts
Raget Rhätien hoch. In der Nähe des harzischen Waldbergs,
Das sich bläht mit dem Ruhm, den Rhein und die Donau zu
zeugen,
Dem romulischen Reich vorziehend beide Gewässer,
Schwach im Urquell erbrausen sie bald in tieferem Strudel,
Mit vereinender Welle zwingend die kleineren Ströme
Ihrem Namen zu weichen; dich, o Rheinstrom verschlinget
Zu gedoppelter Mündung getheilt die kimbrische Thetys;
Thraciens Amphitrite empfängt in fünf Betten den Ister,
Beide sind Rudern bequem, und beider gefrorenen Rücken
Schneiden das Rad; Genossen des Mars und des Nordsturms
sind Beide **).

Nicht nur einige Alte, sondern auch verschiedne unter den Neuern behaupten, daß eigentlich der Inn der Hauptstrom und die wahre Quelle des Isters sey, der wie der Rhein von den Graubündner Alpen hinabstürzt, nachdem er einen langen Weg zurückgelegt hat, sich bei

---

*) U. G. Buchner, der Ursprung der Donau in der Landgrafschaft Fürstenberg. Nürnberg 1720. 8. Fr. Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz. Bd. XII, S. 24 ff. Nur die wunderlichen Etymologien aus dem Keltischen muß man dem Vf. zu Gute halten.

**) Claud. de bello getico 330.

Passau mit der Donau vereinigt, und wegen seines längern Laufs, seines Ursprungs auf einer größern Höhe und seiner Wassermenge allerdings größere Ansprüche zu haben scheint, dem Hauptstrom Europa's seinen Namen zu geben: wenigstens sollten beide vereinigt den Ister bilden, wie Werra und Fulda die Weser. Das Wort Danubius, Donau, scheint eine uralte Wurzel zu enthalten, da in vielen Namen von Flüssen, in weit entfernten Gegenden, z. B. Don, Düna, Dwina, Dnieper, Dniester, u. m. es sich wiederfindet und in Ossetischen Fluß oder Wasser bedeutet. Die gewöhnliche Erklärung des Namens Ister aus dem Wallisischen Ist, niedrig, scheint ziemlich gesucht: ob celtische Stämme je bis an die Mündungen des Flusses saßen, ist sehr zweifelhaft und die Völker, die den Fluß zuerst benannten, nahmen gewiß keine Rücksicht auf den obern Theil: beide Namen, Donau und Ister, sind zuverläßig ohne alle Beziehung auf einander entstanden.

Zweites Kapitel.

Herkunft der Germanen. Ueber die Namen Germanen und Deutsche. Von der ältesten germanischen Dichtkunst.

Die Germanen selbst halte ich für Eingeborne, die durch die Einwanderungen und den Umgang andrer Völker gar nicht gemischt sind, weil die, welche ihre Wohnsitze zu vertauschen suchten, vor Zeiten nicht zu Lande, sondern auf Flotten ankamen, und weiterhin der unermeßliche und, daß ich so sagen darf, feindliche Oceanus aus unsrer Welt sparsam von Schiffen besucht wird. Wer ferner, wenn es nicht Vaterland ist, möchte, abgesehn von der Gefahr des fürchterlichen und unbekannten Meers, Asien oder Africa oder Italien verlassen und der ungestalteten Länder rauhen Himmel, den traurigen Anbau und Anblick Germaniens aufsuchen? Sie feiern in alten Liedern, was bei ihnen die einzige Art der Erinnerung und der Jahrbücher ist, den Tuisko, den von der Erde erzeugten Gott und seinen Sohn Mannus als Ursprung des Volks und Stifter. Dem Mannus geben sie drei Söhne, nach deren Namen die nächsten am Meere Ingaevonen, die mittlern Herminonen, die übrigen Istaevonen heißen. Einige behaupten, wie das Alterthum verstattet, daß es mehre Göttersöhne und mehre

Benennungen des Volks, Marser, Gambrivier, Suever, Vandaler giebt, und daß dies ächte und alte Namen sind; übrigens sey das Wort Germanien neu und vor nicht langer Zeit hinzugefügt; weil die, welche zuerst über den Rhein gingen und die Gallier vertrieben und nun Tungrer heißen, damals Germaner genannt wurden: der Name des Stamms, nicht des Volks, sey so nach und nach allgemein geworden, daß zuerst alle um der Furcht willen, vom Sieger, bald von sich selbst mit dem vorgefundenen Namen Germanen genannt wurden.

Tacitus hält die Germanen für Eingebohrne, für Autochthonen im Sinn der Alten, d. h. er glaubt, daß sie in dem Lande, das sie bewohnten, unmittelbar aus der Erde entsprungen wären und im Zusammenhang mit dieser Vorstellung nennt er den Tuisko, den Stammvater der Deutschen, einen Sohn der Erde. So scharfsinnig die Alten alle Verhältnisse des Lebens, die sie unmittelbar berührten, begründet und erforscht haben, so sonderbar und ungenügend sind ihre Ansichten über die allgemeinen Bedingungen, die dem Daseyn der Völker zum Grunde liegen. Phönizische, karthagische oder griechische Auswanderer, die, der Natur der Sache nach, zu Schiffe, und nicht zu Lande sich neue Wohnplätze suchten, sind freilich nicht nach Germanien gekommen: aber alle eigentlichen Völkerwanderungen geschehen zu Lande; sie sind immer die Folge irgend einer zwingenden Nothwendigkeit, einer zerstörenden Naturrevolution, des Mangels

an Unterhalt oder der Uebermacht, womit andre Völker andrängen. Das Fortrücken geschieht allmählig: nicht urplötzlich ziehen wandernde Völker aus einem warmen Himmelsstrich in einen kalten: nach und nach gewöhnen sie sich an die Veränderungen, und es vergingen vielleicht Menschenalter, ehe sie feste Sitze gewannen. Selten oder niemahls werden ansäßige, ackerbautreibende Völker den Boden verlassen, den sie bebauen; sie werden bei feindlicher Uebermacht lieber die Sklaven der Sieger werden, als sich den ungewissen Gefahren der Auswanderung überlassen. Es ist ein unbegreiflich wunderbarer Trieb, der den Menschen an sein Geburtsland knüpft und ihn überall mit süßen Erinnerungen nach demselben zurückruft: aber sein Grund liegt gewiß in der Befriedigung, den das Gemüth dort fand, wo seine zartesten, heiligsten Aeußerungen empfunden und erwiedert wurden. Anders ist es mit Nomaden: ihnen fehlt diese Anhänglichkeit an die Triften, die ihre Heerden beweiden: alles, was zunächst an die Heimath fesselt, Verwandte, Freunde, Götter, nehmen sie mit und es bedarf nur irgend einer äußern Veranlassung, irgend eines mächtigen Feindes, oder eines unternehmenden Oberhauptes, um ganze Völker in Bewegung zu setzen und sie vom äußersten Osten bis in das Herz Europa's zu führen. Allerdings hat die natürliche Beschaffenheit der Erdgegenden, durch welche sie ziehen, der Strich der Gebirge und der Lauf der Gewässer, auf die Züge der wandernden Völker einen großen Einfluß; in Ebnen können sie unterstützt durch die Schnelligkeit der Rosse und die Ausdauer der Kamele unermeßliche Strecken zurücklegen: aber große Verakketten bilden Hinderniße die dieser Völkerfluth eine Gränze setzen, oder sie nöthigen rückwärts zu fließen:

Flüsse hingegen sind natürliche Wegweiser, denen die Wanderer entweder bis zur Mündung oder zur Quelle folgen; so konnte z. B. die Donau die Einwanderer leicht vom schwarzen Meer bis nach Deutschland führen.

Die Frage über den Ursprung der Germanen hat den Fleiß und den Scharfsinn der Gelehrten seit lange beschäftigt, aber wer ihre ganze Bedeutung und die Beschaffenheit der menschlichen Einsicht erwägt, wird schon im Voraus auf keine genügende Beantwortung rechnen. Weit entfernt von der stolzen Anmaßung, die Lösung einer so verwickelten Aufgabe zu versuchen, begnügen wir uns mit einigen Bemerkungen über die verschiedne Art, wie man Licht in dieses Dunkel zu bringen versucht hat *). Die Vorstellungen barbarischer Völker über ihren Ursprung sind durchaus mythisch: es liegt ihnen keine ununterbrochne Ueberlieferung zum Grunde; in den meisten Fällen sind sie schon aus irgend einem Versuch hervorgegangen, die Entstehung der Dinge zu erklären und die Erscheinungen der Gegenwart auf eine frühere, dem menschlichen Verstande begreifliche Ursache zurückzuführen. Tacitus führt über die Abstammung der Germanen eine Sage an, die er für einheimisch ausgiebt; es ist aber hiebei unmöglich auszumachen, ob der Römer sie richtig aufgefaßt und wiedergegeben hat, ob sie ihm nicht schon entstellt, verfälscht, vorgefundnen Begriffen angepaßt überliefert ist: nur soviel geht daraus hervor, daß die einzelnen Stämme ihre besondern Urväter hatten, die freilich um des Systems willen an den Sohn der Erde angeknüpft werden

*) Eccard de origine Germanorum, das Scheid noch im Jahr 1750 herausgab, hätte billig auf immer der Vergessenheit überlassen bleiben sollen.

mußten. Die angeführten Namen sind von der Art, daß sich nichts aus denselben schließen läßt: es lassen sich nicht einmahl ihre Wurzeln mit Bestimmtheit nachweisen. Ueber den Tuisko wird hernach die Rede seyn. In dem Namen Mannus könnte man versucht werden, einen uralten mythischen Begriff zu entdecken und ihn mit dem lydischen Manes (einem Sohn des Zeus und der Erde) *), dem ägyptischen Menes, dem indischen Menu zu vergleichen: allein da uns durchaus alle Mittelglieder zur Erklärung des Zusammenhangs und alle historischen Aufschlüsse fehlen, so muß diese Namensähnlichkeit als blos scheinbar zurückgewiesen werden: wahrscheinlich ist das Wort aus Mann, das Mensch überhaupt bedeutet, entstanden. Da die Völkernamen Ingaevones, Herminones, Istaevones von Söhnen des Mannus entlehnt seyn sollen, bieten sich in den germanischen Dialecten allerdings die Namen Inge, Hermann, Eistein (Osten) dar, obgleich die Ableitungsform durchaus ungermanisch ist und der Meinung des Tacitus geradezu widerspricht; sie müßte auf ing seyn, wie Ynglingar, Karlinger, Lothringer u. s. w. Die gewöhnliche Deutung zweier, denn für Herminonen bleibt man sie schuldig, aus dem Galischen, der Ingaevoner als Meeranwohner von Aigen, das Meer und Istaevones als Niederländer von Ist, niedrig, ist sehr nüchtern und ungenügend. Merkwürdig ist es, daß diese Namen, die auch Plinius als gemeinschaftliche gebraucht, durchaus untergegangen sind, und es ist daher sehr wahrscheinlich, daß sie den Germanen ganz unbekannt, zu den Römern aber durch irgend eine fremde Vermittlung, etwa der Gal-

*) Dionys. Halic. I, 27.

ler, gekommen sind. Andre, allem Ansehen nach Römer oder Galler oder doch Germanen, die durch den Umgang mit diesen Völkern auf die herrschende Theorie über Völkerabstammung gerathen waren, nahmen noch mehr Söhne des Mannus an und machten sie getrost zu Stammvätern anderer Völkerschaften; die Gambrivier, die Strabo *) wahrscheinlich unter dem Namen Gamabriuner anführt und den kleinen deutschen Stämmen Cheruskern, Chatten, und Chatrarern beigesellt, kommen sonst nirgends vor: auch der Vandaler gedenkt er nicht weiter. Uebrigens können wir es als richtig annehmen, daß die Germanen sich nicht als Ein Volk von einem gemeinschaftlichen Ursprung betrachteten, sondern vielmehr jeder Stamm sich für ein eignes und selbstständiges ansah und über Stammväter und Herkommen eigne Sagen und Meinungen hatte.

Nachdem durch die alttestamentlichen Vorstellungen die Frage über den Ursprung des menschlichen Geschlechts fest entschieden war, durfte man die Stammväter der neuern Völker nur bis Noah zurückführen und der Zusammenhang mit Adam fand sich von selbst: es fehlt unserm Mittelalter nicht an Schriftstellern, die ihn glücklich hergestellt haben: Tuisko war, nach einigen, Noah's Sohn: und seine Mutter hieß mit drei Namen Vesta, Titea, Erde: nach andern der erstgebohrne Sohn Gomers, den Moses Askenas nennt; sie haben vollständige Geschlechtsfolgen gebildet, ganze Regierungsgeschichten vom Mannus, in dem Klüver den Adam selbst erkennt, weil Mann, Mensch, ja die genaue Uebersetzung des hebräischen Wortes sey, Suevus u. s. w., und so wie ein neues

*) LVIII, S. 291.

Volk sich zeigt, so ist die schöpferische Geschicklichkeit dieser Geschichtschreiber sogleich geschäftig, seine Stammväter ausfindig zu machen. Diese Verirrungen mußten aufhören, sobald die Wissenschaft der Geschichte in ihre Rechte trat und die Gründe des historischen Urtheils und der historischen Wahrheit aus festbestimmten und unveränderlichen Gesetzen ableitete. Die Meinung über die Abstammung des menschlichen Geschlechts von einem gemeinschaftlichen Stammvater scheint nach den merkwürdigen Ergebnissen der neuern Völkerkunde und den Fortschritten der Kritik sich immer allgemeiner zu verliehren; der unbefangne Beobachter kann sich unmöglich enthalten, mehre wesentlich von einander verschiedne Völkerstämme anzunehmen, so groß und unverkennbar der Einfluß von Wanderungen und Vermischungen auch immer gewesen seyn mag. Die Sprache, die, wenn auch nicht als das einzige, doch als das vorzüglichste und sicherste Mittel übrig bleibt, um die historisch nicht mehr auszumittelnden Verhältnisse der Völker zu einander, zu entdecken, deutet unverkennbar auf einen Zusammenhang zwischen den germanischen Stämmen, den Letten, Slaven, Griechen und weiter östlich den Persern: ja noch jenseit des Indus und der Hymalajahgebirge ist die Aehnlichkeit der Sanskritsprache, mit den Sprachen der vorhin erwähnten Völker eine höchst merkwürdige Erscheinung, deren genügende Erklärung uns eben so wenig verstattet ist als der Entstehung der Völker überhaupt. Höchstwahrscheinlich ist es aber durch fremde Eroberer eingeführt, denn so sehr das Sanskrit auch den verschiednen Hindumundarten beigemischt ist, so bleibt doch noch eine Menge ursprünglicher Worte übrig, die wesentlich von demselben abweichen. W. Jones, der

vortreffliche Forscher der indischen Verfassung und Alterthümer, Colebroke und viele andre Gelehrte sind einer Meinung *), der freilich von andern widersprochen wird; namentlich behaupten die Missionarien der Bibelgesellschaft, daß das Sanskrit für die Mutter aller bis jetzt bekannten lebenden Mundarten, deren Zahl sich bereits über zwanzig beläuft, gehalten werden muß. Sprachvergleichungen sind häufig angestellt; von Keinem aber bis auf das Persische und Indische mit solcher Gründlichkeit, und so ganz im Geist wahrer Sprachforschung als unlängst von dem dänischen Sprachgelehrten K. R. Rask **), der jetzt auf einer Reise nach dem Kaukasus den Stoff zu neuen Forschungen und die ersten Ringe der Kette aufsucht, deren späteren Glieder er so schön zusammengefügt hat. Nach diesen Untersuchungen und selbst nach dem, was von andern für die Vergleichung des Persischen und des Sanskrit geschehen ist, wird kein Unbefangner diese Sprachähnlichkeit für blos durch zufällige Veranlassung, Kriege, Wanderungen u. s. w. entstanden halten; aber dennoch reicht sie nicht zur Rechtfertigung des Schlusses hin, daß diese Völker eine gemeinschaftliche Abstammung haben müssen: höchstens können wir eine gemeinsame Quelle, einen ursprünglichen Mittelpunkt annehmen, von welchem unter ganz abweichenden Umständen und zu verschiedenen Zeiten sich einzelne Völkerschaften entfernten und nach verschiedenen

---

*) Colebroke on the Sanskrit and Pracrit languages, As. Res. VII, S. 222. Asiatic Journal V, 226.

**) Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse. Et af det Kongelige Danske Videnskebers Selskab kronet Priskrift. Kjöbenhavn 1818. 8.

Richtungen ausbreiteten. So ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich von den kaukasischen Gebirgen hinab nach Osten und Westen auswandernde Stämme hinabzogen, die sich unter den Einwirkungen der mannichfaltigsten Art ganz eigenthümlich entwickelten und ausbildeten. Wenn freilich die Spuren der Sprachähnlichkeit zwischen den germanischen und kaukasischen Völkern nur schwach und einzeln sind, so finden sich doch bei den letztern, namentlich bei den Osseten, viele Gebräuche und Sitten wieder, die auch in den Nachrichten von unsern ältesten Vorfahren vorkommen.

In neuern Zeiten hat man den Ursprung der germanischen Völker aus Indien abzuleiten versucht, und ihre älteste Heimath nach dem fernsten Osten verlegt *). Außer der eben gedachten Sprachähnlichkeit finden sich aber durchaus keine Gründe, die diese Ansicht bestätigen; es herrscht der auffallendste Unterschied in der äußern Bildung zwischen den Hindustanern und den Völkern, von denen sie das Himalajahgebirge wie eine unübersteigliche Scheidewand trennt: in der Bildung der Germanen und der Hindus ist auch nicht die entfernteste Spur einer Aehnlichkeit, während sich nach so vielen Jahrhunderten die indische Abstammung noch unverkennbar auf den Gesichtern der Zigeuner ausdrückt, ja selbst an den Mumienschädeln und den Bildern der ägyptischen Denkmähler sich der indische Character deutlich erkennen läßt. Es findet sich kein Beispiel, daß je von Indien aus eine Wanderung zu Lande ausgezogen sey, Timur zwang nach mongolischer Weise mit Gewalt einzelne

*) Vgl. Friedrich Schlegel über die Sprache und Weisheit der Indier.

Stämme seinem Heerzug zu folgen. Die Hindus scheinen ihre Colonien immer zur See und in den spätern Zeiten hauptsächlich nach Osten ausgeschickt zu haben. Die indische Religion ist so innig mit der Verfassung und dem ganzen Volksleben verbunden, daß auch unter dem entlegensten Himmelsstrich Spuren dieser Verhältnisse sich würden erhalten haben. Hiezu kommt die entschiedne Anhänglichkeit der Hindu's an ihren Geburtsort, die bis auf diesen Tag so äußerst characteristisch bei ihnen ist *): verbunden mit der merkwürdigen Gemeindeverfassung, die in ganz Hindustan herrscht und die eigentliche Ursache gewesen ist, weswegen unter allen Veränderungen in der Herrschaft doch das Volk immer dasselbe bleiben mußte. Daher finden wir auch nicht, daß die furchtbaren Eroberungen der Araber, Mongolen und Afghanen große Auswanderungen veranlaßt haben. Höchst unwahrscheinlich ist es, daß ganze Stämme die sichre Heimath aufgaben, um den Berg Meru, wo Kubero der Gott des Reichthums thront, aufzusuchen. So groß die Wirkungen religiöser Vorstellungen und Begriffe auf das menschliche Gemüth auch sind, so äußert ihr Einfluß sich doch zunächst nur auf Einzelne, die durch ungewöhnliche und schwierige Unternehmungen sich ein ausgezeichnetes Verdienst zu erringen suchen, wie auch noch heutiges Tages eifrige Pilger allen Gefahren und Beschwerden zum Trotz bis zu den höchsten Berggipfeln emporsteigen, wo aus ewigem Eis und Schnee die Quellen des heiligen Ganges hervorbrechen.

Die Stelle des Tacitus über die Namen Germania

*) A. F. Tytler considerations on the present political state of Indie. Lond. 1816, I, S. 318. second edition.

und Germanen ist vielfältig mißverstanden: die Herausgeber haben die Worte nach ihren vorgefaßten Meinungen bald auf diese, bald auf jene Art zu ändern gesucht; allein ohne allen Zweifel ist die Leseart der ältesten Abdrücke, die auch in der Uebersetzung wiedergegeben ist, die wahre und richtige. Die verschiednen Völkerschaften, die Tacitus nach Germanien versetzt, und die von den Römern auch zusammen unter dem Ausdruck Germanen begriffen werden, hatten selbst noch keinen gemeinschaftlichen Namen; solche allgemeine Benennungen entstehen entweder wissenschaftlich, wenn bei fortschreitender Bekanntschaft sich gewisse Stämme durch Bildung, Sprache und Sitten als verwandt ankündigen, wie wir z. B. die Ausdrücke Finnen, Slaven, Mongolen u. s. w. gebrauchen, oder politisch, und in diesem Fall werden selbst Völker von verschiedener Abstammung, die durch die Regierung zu einer Einheit verbunden sind, unter einem und demselben Namen begriffen.

Seit dem Cäsar fingen die Römer an dem Lande den Namen Germanien zu geben: Plinius bezeichnet in den Nachrichten über den Bernstein die Guttonen als ein Volk Germaniens *) und man hat daher wohl geglaubt, daß er diesen Nahmen schon beim Pytheas gefunden habe: allein er ist offenbar nur erklärender Zusatz des jüngern Schriftstellers und es ist durchaus kein Grund anzunehmen, daß er denselben bereits aus der Quelle entlehnte, der er bei seiner Angabe folgte. Das Wort Germanien in collectiver Bedeutung ist neu und unlängst (dem Lande) beigelegt; Wachter macht aus

*) Guttonibus, Germaniae genti. H. N. XXXIX, 11.

der ursprünglichen Bedeutung des lat. Ausdrucks addere, hinzufügen, den gewaltsamen Schluß, daß der Name Deutschland eigentlich früher und älter gewesen sey. Die Unbestimmtheit der Benennung geht aus dem schwankenden Gebrauch hervor; Dio Cassius z. B. *) sagt ausdrücklich, daß anfangs der Name Kelten allen Völkern jenseits der Alpen eigen war, als man sie aber näher kennen lernte, den Rhein immer als die Gränze betrachtete, und die Stämme am linken Ufer Galler, die am rechten Kelten nannte: so scheint er auch unter Germanien nur den von den Römern eroberten Theil, den freien und unabhängigen aber unter Keltica zu verstehen: an einer andern Stelle **) sagt er, „denn die in den obern (innern) Gegenden wohnenden nennen wir Germanen.“ Die Namen hatten sich noch nicht festgesetzt, sondern sie schwankten wie etwa bei uns die Ausdrücke Australien, Südindien, Polynesien.

Daß der Name Germanien neu sey, sagt Tacitus nicht: obgleich er vor dem Cäsar wohl nicht vorkommt; zwar führt man eine Stelle aus den consularischen Jahrbüchern an, nach welcher der Consul Claudius Marcellus bereits im J 531 einen Sieg über die Galler, Insubrer und Germanen davon getragen hat; allein hier ist das letzte Wort offenbar verdorben, und muß entweder in Gonomaner oder Kenomaner verändert werden, denn im Polybius ***) kommen beide Schreibarten vor. Dieser gallische Stamm wohnte östlich von den In-

*) Dio Cass. XXXIX, 49.

**) Τοὺς ἐν τοῖς ἄνω χωρίοις οἰκοῦντας. LXXI, 3.

***) Hist. L. II, 17 und 23 auf die erste und 24 auf die zweite Art.

ſubrern zwiſchen dem Cluſius und der Adda; es kann keinem Zweifel unterworfen ſeyn, daß ſie in der obigen Stelle gemeint ſind, wenn man die ausführliche Nachricht des Polybius über den großen galliſchen Krieg, der ſeit 529 den Römern ſo verderblich zu werden drohte, vergleicht. Die Kenomanen waren freilich Bundsgenoſſen der Römer, allein dieſe trauten ihnen nicht und ſchickten ſie fort. Die Stelle aus dem Propertius, die, wie Adelung ſagt, dem ganzen Streit ein Ende macht, beweiſt gar nichts; einmahl kann das Zeugniß eines Dichters von keinem Gewicht ſeyn, wo es auf die genaueſte Beſtimmung einer einzelnen Thatſache ankommt, und zweitens iſt die Stelle ſichtbar verdorben: nicht vom Rhein hielt Marcellus die Feinde ab, ſondern vom Eridanus, nicht vom Rhein, ſondern vom Brennus rühmte ſich der von dem röm. Feldherrn erlegte Virdumarus, der König der Galler, entſprungen zu ſeyn *). Daß die Gäſaten keine Germaner waren, iſt durch die wiederholte Verſicherung des Polybius unwiderſprechlich gewiß: und das Gegentheil geht nicht aus ſo gewaltſamen und nüchternen Wortverdrehungen hervor, wie ſie ſich Reiske

*) Propert. Eleg. IV. El. 10, v. 39 sqq. Adelung lieſt:

Claudius at Rhenum trajectos arcuit hostes,
Belgica cui vasti parma relata ducis
Verdomari, genus hic Rheno jactabat ab ipso.

Allein ſtatt at Rhenum leſen die beſten Ausgaben Eridanum, was offenbar richtig iſt, und die Handſchriften haben ſtatt Rheno, Brenno: was ebenfalls vorzüglicher iſt, obgleich die andre Lesart auch gerechtfertigt werden könnte: nämlich Wirdomarus rühmte ſich ein Sprößling des Rheins zu ſeyn, der unter den galliſchen Flüſſen der berühmteſte war. Man vgl. übrigens Plutarchi Marc. c. 6, der den Wirdomarus, oder wie er ſchreibt Britomartus, den König der Galler nennt: Adelungs Hypotheſe, daß er ein Belge geweſen ſey, iſt ohne allen Grund.

oder Anton erlauben: die der Eine Gäste, der Andre gar Gesellen daraus machen wollen.

Unter den vielen Stämmen, die den Römern als eine Einheit erschienen, führte eine den Namen Germanen: in dieser Beziehung verdient allerdings bemerkt zu werden, daß auch ein persischer Stamm nach Herodot *) eben so genannt wurde. Cäsar **) führt vier Völkerschaften an, die Condruser, die Eburoner, Cäräser und Pämaner, welche mit einem Namen Germanen hießen: Tacitus hingegen sagt ausdrücklich, daß die Tungern seiner Zeit früher Germanen genannt wurden: es geschah auf eine zufällige Weise, daß der Name eines Stamms, nicht eines Volks, allgemein ward; die Ausdrücke Natio und Gens werden häufig freilich ohne Unterschied gebraucht, allein Tacitus setzt sie in dieser Stelle offenbar einander entgegen: Natio bezeichnet das Besondre, den Stamm, gens das Allgemeine: offenbar will er durch diese Bemerkung dem möglichen Irrthum vorbeugen, daß man nicht den Ausdruck Germanen für einen allgemeinen Volksnamen halten soll: er kennt keinen solchen, denn sonst würde hier die beste Gelegenheit gewesen seyn, davon zu sprechen. Die Germanen, die zuerst über den Rhein gingen, sagten, um Furcht zu erregen, daß auch alle die andern Völkerschaften jenseits des Rheins zu ihnen gehörten und Germanen wären: das Furchtbare lag nicht in dem Namen, wie alle diejenigen annehmen, die ihn zu erklären versucht haben; wollte Tacitus dies andeuten, so hätte er sich gewiß bestimmter ausgedrückt; aber wenn alle nachkommende Stämme auch für Germanen und Verbündete der zuerst

---

*) Herod. I, 125. (+ **) De B. G. II, 4. (***

hinübergegangnen gehalten wurden, muste nothwendig bei ihren Gegnern die Furcht entstehen, daß sie einer solchen Menge nicht würden gewachsen seyn; auf eine ähnliche Art hatte Civilis, damit der Anblick desto furchtbarer sey, beide Ufer des Rheins mit Geschwadern von Germanen besetzt *). Hernach bedienten sich auch die Uebrigen des Namens, den sie vorfanden **). Nichts ist übrigens allgemeiner und gewöhnlicher, als daß der Name eines Stammes, eines oft kleinen und unbedeutenden Völkchens in der Folge zur Bezeichnung großer Nationen und ganzer Länder gebraucht wird. Nach einem in derselben wohnenden Völker, dem achäischen, sagt Dionysius von Halykarnaß ***), ward die ganze Chersonesos, in welcher sich außer dem achäischen auch das jonische und viele andre Völker befinden, Achaja genannt. So sind ferner die gemeinschaftlichen Benennungen Griechen, Römer, Engländer, Russen, Preußen u. s. w. von einzelnen zum Theil sehr unbeträchtlichen Völkerschaften entsprungen und ausgegangen.

Die etymologische Erklärung des Worts Germanen hat die Gelehrten sehr häufig beschäftigt, obgleich der Natur der Sache nach sich nichts mit Bestimmtheit über ein Wort ausmitteln läßt, dessen Entstehung über den Gränzen unsrer Forschung hinausliegt. Die Angabe des Strabo †), daß es von dem lateinischen Ausdruck Germanus, Bruder, entlehnt sey, weil die Römer sie für Brü-

---

*) Tac. Hist. IV, 22. quo truculentior visu.

**) Invento nomine, mit dem vorgefundenen Namen, nicht wie Anton und Arndt übersetzen, mit dem von ihnen erfundenen oder erkiesten.

***) Hist. Rom. I, 25. †) L. VII. S. 290.

der der Galler ansahen, ist eine Grille, dergleichen bei den griechischen Schriftstellern so ganz gewöhnlich sind. In diesem Sinn etymologisirt auch der polnische Geschichtschreiber Bogu phal *), nach welchem durch die Benennung die Brüderschaft zwischen den Deutschen und Slaven bezeichnet wird. Ein alter deutscher Gelehrter ist auch der Meinung: denn die Deutschen nennten sich noch gern untereinander Brüder: ein Feldherr rede zu seinen Spießbrüdern und die Saufbrüder wären ja überall bekannt: ja selbst der Name der Ambronen möchte wohl nichts anders seyn als eine Verstümmelung des plattdeutschen Ausrufs Dran Bröder **)! Wir berühren solche Einfälle, um die Art der frühern Forschungen zu bezeichnen und den geringen Nutzen darzuthun, den die ältern Schriften über das deutsche Alterthum gewähren. Die Endsylbe Mani scheint allerdings dieselbe zu seyn, die in den germanischen Volksnamen oft vorkommt und der Bedeutung nach mit einer andern nicht weniger häufigen Endform Vari (nach lateinischer Schreibart) gleich ist; z. B. in den Paeomani des Cäsar, den Allemannen, Normannen, Rödermän (in den alten schwed. Gesetzen Benennung der Deutschen und Holländer) u. s. w. Auch bei den Persern scheint sich das Wort in derselben Bedeutung erhalten zu haben in Karamanen, Turkmanen u. s. w. Ein neuerer Gelehrter ***) ist durch diese All-

*) Chron. Pol. ap. de Sommersberg scriptt. rerum. Siles. II, S. 20.

**) I. H. Eggeling de vocabulo Germaniae, Bremae 1694. 4.

***) Ueber den Ursprung und die verschiedenartige Verwandtschaft der europäischen Sprachen, v. C. G. v. Arndt, Frkf. a. M. 1818, S. 111.

gemeinheit des Namens zu der Vermuthung veranlaßt, daß sich zwei Stämme, von denen einer, ein keltisches oder skythisches Urvolk, einen den jetzigen Deutschen ähnlichen Namen führte, und der andere im südöstlichen Asien Manen genannt ward, sich vermischten und eine Nation bildeten: allein diesem Gedanken fehlt es an aller historischen Bestätigung, obgleich, wie in der Folge tiefer untersucht werden soll, in der großen Masse germanischer Völker sich einige Hauptstämme erkennen lassen, die aber fortdauernd von einander verschieden sind: der Name Deutsche aber, ist, wie wir sogleich zeigen werden, von spät er Entstehung und durchaus keine alte Volksbenennung.

Weniger gewiß ist die Bedeutung der ersten Sylbe: gewöhnlich leitet man sie von Werre, War, Gwerra im Mittellateinischen her, was in einigen Mundarten Krieg bedeutet; Germanen wären also Kriegsmänner; aber es läßt sich nicht einsehen, warum eine Eigenschaft, die allen Stämmen zukam, zur Bezeichnung eines einzelnen sollte gebraucht seyn: überhaupt kommt auch in keiner Mundart die Form German für Krieger vor: obgleich sie als Eigenname früh sich findet *); im Isländischen hat freilich Herman, Hermadur diese Bedeutung, wie Hermanlige kriegerisch heißt **), aber dies Wort

*) Z. B. Quorum unus vocabatur German. Ann. Fuld. a. a. 899. ap. Duchesne II, 584.

**) In der von v. Savigny in der Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, Bd. I, 8. aus dem Johannes Biclariensis angeführten Stelle ist Hermann offenbar mit diesem isländischen Wort identisch. Auch bemerke ich gegen diesen vortrefflichen Schriftsteller, daß die spanische Sprache zwar das lat. Germanus in Hermano umschafft, aber eben wie die portugiesische Germania, Germano für Deutschland, Deutscher sagt.

ist aus einer andern Wurzel und es findet sich kein Beispiel, daß hier das H jemals in G übergegangen sey. Andre haben es von Ehre oder Here abgeleitet und durch ausgezeichnete vorzügliche Männer erklärt: aber der Beweis fehlt auch für diese Behauptung, welche der gegen die erste Ansicht aufgestellte Einwand ebenfalls trifft. In gewisser Beziehung verdient bemerkt zu werden, daß die Osseten im Kaukasus sich selbst Ir oder Iron nennen, einige benachbarte Stämme machen hieraus mit hinzugefügter Aspiration Hiri, woraus nach der russischen Aussprache Giri wird *): es folgt indessen aus dieser Bemerkung nichts weiter, als daß sich auch ein ähnlichklingender Name in den Gegenden finden läßt, wohin wir den Ursitz des germanischen Stamms versetzen möchten.

Wir bedienen uns jetzt der Ausdrücke Germanen und Germanisch als eines Collectivnamens für die sämmtlichen Völkerschaften, die, wenn sie auch durch politische Veranlassungen gegenwärtig weit von einander abweichen, doch nicht blos durch die Sprache, sondern auch durch ihre alten religiösen und abergläubischen Vorstellungen und Meinungen, die Eigenthümlichkeit ihrer äußern Bildung, Denkungsart, Lebensweise und Sitten und Gebräuche einander so nahe stehen, daß sie ethnographisch nothwendig als eine Einheit angesehen werden müssen. Dieser Gebrauch wird erstlich durch das Herkommen gerechtfertigt, denn nicht nur die Römer, sondern auch die Schriftsteller des Mittelalters und neuere Gelehrte bedienen sich

*) J. Klaproth Reise in den Kaukasus und nach Georgien, II, 568. v. Arndt a. a. O. S. 117.

zur Bezeichnung dieser Völker des Namen Germanen: Zonaras z. B. sagt: die Franken, die aus dem Geschlecht der Germanen sind, Philipp von Bergamo von der heiligen Birgitte, eine Germanin von Volk, Fürstin der Landschaft Schweden; und Muratori stellt Dänen, Schweden und die übrigen Germanen zusammen *). Der Name ist aber auch deswegen vorzüglich zu einer allgemeinen Bezeichnung geeignet, weil er an keinen besondern Volksstamm erinnert, denn wir wissen nichts mehr von dem Stamm, dem er einst eigenthümlich war. Deswegen verdient er auch den allgemeinen Benennungen vorgezogen zu werden, die neuere Schriftsteller vorgeschlagen haben. Ihre gebrauchte aus einer falschen Ansicht den sehr schwankenden Ausdruck skythisch und einige dänische Sprachforscher gotisch; allein diese Benennung ist, andrer Gründe zu geschweigen, schon deswegen verwerflich, weil die meisten neuern Sprachen einen bestimmten Begriff mit diesem Wort verbinden, und es zur Bezeichnung von Gegenständen gebrauchen, die nicht germanisch sind **).

Die Entstehung der Namen Deutsch und Deutschland verdient um so mehr eine nähere Untersuchung, da man noch immer nichts Bestimmtes darüber ausgemittelt hat. Es ist zuerst geradezu falsch, daß er vor den

---

*) Zonar. Hist. p. III, S. 98. ed. Bas. Philippi Bergomensis novissimae hist. repercussiones, Venet. 1502. L. XIV, S. 347. Muratori antiqq. II. III, 708.

**) Die Verfasser der Anm. zu Vidalins Abh. de linguae septentr. appellatione Danica hinter Sagan af Gunlaugi Ormstunga, S. 204. und bes. Rask in s. Vejledning til det Isandske Sprog, in der Vorrede S. XXXII und Undersögelse S. 71.

Zeiten Carls des Großen vorkommt, obgleich Wachter behauptet, daß er uralt sey: er leitet ihn vom Tuisko oder wie er das Wort seinen celtischen Etymologien zu Gefallen verdreht, vom Tutisko ab, welcher Name von dem wallisischen Tud, Erde, eigentlich eine Gegend, Land, abgeleitet wird, und Erdgebohrner bedeuten soll. Andre machen den Teut zum Hauptgott der Deutschen, und versichern, daß die ganze Bekennerschaft der Lehren des Taut Thiod genannt worden sey *); freilich weiß die Geschichte nichts von einem solchen Religionslehrer, und mit etymologischen Gewaltstreichen, wodurch selbst die Dänen in Daci und Dautsche umgeschaffen werden, läßt sich einer Behauptung, der es an allen urkundlichen Gründen fehlt, nicht aufhelfen.

Es ist wahr, daß sich im äußersten Asien Völker mit ähnlichklingenden Namen wiederfinden: es ist an einen mandschurischen, mit den Tungusen verwandten Stamm der Deutschen erinnert worden **): noch näher scheinen die Thuschi des Kaukasus zu liegen, die sich selbst sogar eine europäische Abstammung zuschreiben, obgleich ihre Sprache, die genau mit der Tschetschinzischen und Inguschischen übereinstimmt, nicht die allerentfernteste Aehnlichkeit mit den europäischen Mundarten, namentlich den germanischen oder slavischen hat ***); überhaupt sind diese Völker in allen Beziehungen so characteristisch verschieden, daß die Namensähnlichkeit nur für ein Spiel des Zufalls gelten kann.

---

*) Radloff die Sprachen der Germanen, Frankf. a. M. 1817, S. 5.

**) v. Arndt a. a. O. S. 301.

***) Klaproth II, 292. Kaukasische Sprachen, S. 144.

Adelung *) meint, es sey am wahrscheinlichsten, daß das Wort Volk, Leute bedeute, und daß sich die Deutschen so benannt hätten, wie viele rohe Völker, die sich Männer, Menschen nennen; dies ist allerdings der Fall bei kleinen und isolirten Stämmen, die sich durch eine so allgemeine Bezeichnung entweder von den sie umgebenden Thieren oder andern Völkern unterscheiden; allein der Begriff Volk ist schon ein späterer und unbestimmterer, von dem sich auf diesem Wege wohl schwerlich die Benennung eines besondern Volks ableiten läßt; in allen angeführten Beispielen mit einigen wenigen Ausnahmen, die aber auf Mißverständnissen beruhen **), nennen die Völker sich Männer, Menschen. Bei den Germanen vollends, die von jeher in so vielen Berührungen mit andern Völkern standen und immer in viele Stämme getheilt erscheinen, mußte das Unpassende eines so allgemeinen Namens bald einleuchten.

Der einzige Weg, etwas Bestimmtes auszumitteln, scheint zu seyn, wenn wir den Gebrauch des Wortes, so weit als unsre Denkmäler reichen, verfolgen, und er führt in der That zu einem sichern und historisch begründeten Resultat.

Die Alten kennen durchaus keinen Collectivnamen, Deutsche oder Deutschland; sie haben freilich das Beiwort Teutonisch und Claudian ***) stellt sogar den teutonischen Pflug neben pyrenäische Stiere: allein sie haben diesen Ausdruck von den Teutonen gebildet, diesem den

---

*) Aelteste Gesch. der Deutschen, S. 152.

**) Die Lappen heißen sich nicht, wie Adelung sagt, Almag, Volk, sondern Sabmelats.

***) Claud. in Eutrop. I, 406.

frühern Römern vor allen germanischen Stämmen wichtigen und merkwürdigen Volk; selbst Claudian gebraucht, wo er bestimmt von dem Lande und dem Volk spricht, immer die Namen Germania und Germanen. Freilich findet sich in dem Commentar des Servius über den Virgil VII, 741. die Anmerkung, Cateja aber werden in deutscher Sprache (Theotisca lingua) Spieße genannt: allein dieser Grammatiker, dessen Zeitalter das fünfte Jahrhundert ist, ist bekanntlich sehr vielfältig interpolirt und auch diese Stelle trägt deutlich das Ansehen einer spätern Glosse, die irgend ein Abschreiber hineingeschoben hat *). Das folgende Verzeichniß enthält, wenn nicht alle, doch die meisten Stellen in den ältesten Quellen, wo Deutsch in irgend einer Beziehung vorkommt.

A. Urkunden. 1. 813. Syn. Turonensis. Ut quilibet episcopus homilias aperte transferre studeat in rusticam Romanam linguam aut Theutisca m, quo tandem cuncti possint intelligere, quae dicantur. Ap. Hardouin Acta conc. T. IV, p. 1025.

2. 829. Capit. Wormatiense: Quod in lingua Theodisca Scastlegi (an Skaftlegi?) i. e. armorum depositio vocatur. Ap. Baluze Capit. I. p. 668.

3. 842. Nidhard, indem er von der Zusammenkunft Carl's und Ludwig's zu Strasburg spricht und die Eide selbst mittheilt: Ludovicus Romana, Karolus vero Teudisca lingua juraverunt: und hernach: quod cum Ludovicus explesset, Karolus Teudisca lingua sic

---

*) Catejas tela Gallica. Unde teutonicum ritum dixit. Catejae autem lingua Theotisca hastae dicuntur. Hier ist ja offenbar eine doppelte Erklärung.

haec eadem verba testatus est. Ap. Du Chesne Hist. Franciae scriptt. II, S. 374. und auch ap. Baluze l. c. II, 39.

4. 847. Conc. Mog. Ut quilibet Episcopus transferre studeat easdem homilias in linguam Romanam rusticam aut Theotiscam, quo facilius cuncti possint intelligere, quae dicuntur. Ap. Eccard in Francia orient. II, S. 393.

5. c. 850. Lotharii capita addita Legg. Longobardorum. Quod lingua Teudisca herisliz, i. e. armorum depositio vocatur. Ap. Baluze II, p. 333, und in den Ausgaben der Longobardiſchen Geſetze, nach der Lombarda Lib. I, tit. 14. c. 17.

6. 853. Capit. Silvat. De collectis, quas Theudisca lingua Heriszuph appellat. Ap. Baluze II, p. 63.

7. 860. Vereinigung Ludwigs, Karl's und Luthers zu Koblenz: Adnuntiatio Dni Hludovici lingua Theodisca. — Haec eadem Dnus Karolus Romana lingua adnuntiavit et ex maxima parte lingua Theodisca recapitulavit. — Et Dominus Hlotharius lingua Theodisca in supra adnuntiatis capitulis se consentire dixit. Apud Baluze II, 142 und 144.

8. 862. Synod. Pistensis. Similiter et collectas quas Theodisca lingua Heriszuph appellant. Ap. Bal. II, 162.

9. 870. Dipl. Caroli Calvi. Chartam pacationis quod Tiutisce Suonbuch appellamus. Apud Goldasti scriptt. III, 68. Ed. Senkenb.

10. 943. Urk. Kaiſ. Otto's I. für die Kirche zu Utrecht: Bestias insuper, quae Teutonica lingua Elo

aut Schelo appellantur. Apud Wilh. Hedam, hist. epp. Ultraject. Ultraj. 1652. p. 84.

B. Schriftsteller. In den Auszügen aus dem sogenannten Hunibald, der im sechsten Jahrhundert geschrieben haben soll, finden sich die Namen lingua Theutonica, auch Theutonica als Land: allein die Urächtheit dieses sinnlosen Machwerks muß einem jeden auf den ersten Blick einleuchten, der in der Geschichte, Sprache und Literatur des Mittelalters nicht ganz ein Fremdling ist. Eben so wenig verdient der falsche Türpin berücksichtigt zu werden, der auch Theutonica für Germanien braucht, denn das Werk, das seinen Namen führt, ist sichtbar zur Zeit der Kreuzzüge geschmiedet. Folgende Stellen sind aus den ältesten Schriftstellern unsrer Geschichte gesammelt:

1 c. 814. Die Versammlung zu Ingelheim 788 verurtheilt den Thassilo zum Tode, weil er den Pipin verlassen habe, quod Theodisca lingua Harislit. Ann. Francorum ex Bibl. Thuna, die bis 814 gehen, ap. Du Chesne Hist. Franc. scriptt. II, S. 35.

2 c. 830. Ut cunctus populus Theudisce loquens lingua ejusdem divinae lectionis nihilominus notionem acciperet. Praecepit namque cuidam uno de gente Saxonum, qui apud suos non ignobilis vates habebatur, ut vetus ac novum testamentum in Germanicam linguam poetice transferre studeat. Auctor praef. in librum lingua Saxonica scriptum (aus der Zeit Ludwigs des Frommen), ap. Du Chesne II, 326.

3 c. 840. A quibus progeniem trahunt, qui Theotiscam loquuntur linguam. Rabanus Maurus

de invent. lingg. ap. Goldast. scriptt. II, S. 69.

4. c. 840. (von den Gothen) nostrum id est Theodiscum sermonem habuerint. — Dicam secundum nostram barbariem, quae est Theodisca. — A Latinis multa Theodisci. Walafriedus Strabo de rebus eccles, in bibl. patrum. t. X, p. 667. ed. Par.

5. c. 850. Ut partem evangeliorum theotisce conscriberem. — Lectiones has Theotisce conscriptas; hujus enim linguae barbaries. Otfridus praef. Lat. p. II, in Schilteri Thes. I.

6. c. 860. Sed et per totam Franciam in tantum coepit propagari, ut nunc usque apud eos, qui in his regionibus Latino sermone utuntur, ecclesiastica cantilena dicatur Metensis: apud nos vero, qui Teutonica seu Teutisca lingua loquimur Mete. Mon. Sangallensis de eccles. cura Caroli M. L. II, c. 11. ap. Du Chesne II, p. 111.

7. c. 900. Cujus sacramenti textus Theutonica lingua conscriptus, in nonnullis locis habetur. Ann. Franc. Fuldenses ap. Du Chesne II, p. 570.

8. c. 966. Post quarum literarum recitationem et earum propter reges juxta Thudesticam (alii Theodiscam) interpretationem: Flodoardus hist. eccl. Rem. L. IV. sub anno 949, bei Boucquet scriptt. VIII, S. 173.

9. 1040. At ille quoniam id Teutonum lingua frigidum est, sonat. — At Ekkehardus Teutonice et Romanice invectus est. Ekkehardus Jun. de casibus Monast. S. Galli, ap. Goldastum I, p. 44.

10. 1112. Mensibus anni juxta propriam, id est teutonicam linguam vocabula imposuit. Sigeberti Gemblac. Chronogr. ap. Pistorium scriptt. Francof. 1613. T. I, p. 556.

In allen diesen Stellen wird Deutsch immer nur von der Sprache gebraucht; nur einzelne Schriftsteller verwandeln es, sichtbar um dem barbarischen Ausdruck einen vornehmen und gelehrten Klang zu geben, in Teutonica. Es stammt von dem Wort Theod, Diet, Volk, das in den meisten germanischen Mundarten vorkommt, und auch noch bei unsern ältesten Schriftstellern lebendig ist: im Alemannischen und Angelsächsischen findet sich sogar Githiuthi und Getheod für Sprache überhaupt. Theodisk, das noch in dem Angelsächsischen Eltheodisk, ein Fremder, Fremdvolkischer, vorkommt, ist davon abgeleitet, um etwas, das sich auf das Volk bezieht, anzuzeigen. Das lateinische Lingua Theudisca zeigt also die gemeine Volkssprache an, im Gegensatz gegen die Lateinische oder Romanische; daher wird auch oft für deutsch barbarisch gesetzt *). Die Franken zerfielen nach der Einwanderung in Gallien in zwei große Hälften, von denen die eine römisch, die andre volkisch, deutsch sprach: die letztern, die deutschredenden, nannte man der Kürze wegen die Deutschen und dieser Name ging allmählig auf alle Stämme über, die dieselbe Sprache redeten und dem deutschen Reich angehörten. Otto der Große ist der erste, der sich König der Deutschen (rex Teutonicorum) nennt. Entscheidend für diese Ansicht ist der Umstand, daß die ältesten frän-

*) Barbarice clamans: o we mi, o we. Ekkehardus ap. Goldast. I, 26.

kischen Schriftsteller, so oft sie von Deutschland und Deutschen in allgemeinen Beziehungen sprechen, immer Germania, Gormania sagen: so die ältesten Annalen, Walafried Strabo, der Mönch von St. Gallen, der die Anekdoten zur Lebensgeschichte Carls des Großen gesammelt hat, Eginhard, die Verfasser der Fuldischen Jahrbücher, Siegebert von Gemblours u. A. Germanien bedeutet bei ihnen offenbar etwas ganz anderes als das Land, wo die deutsche Sprache gesprochen ward. Daß im neunten Jahrhundert Deutschland noch kein allgemeiner Name war, beweist auch die angelsächsische Uebersetzung des Drosius, die sich vom König Aelfred herschreibt: der gekrönte Schriftsteller sucht überall gern einheimische Namen; er nennt den Ozean Garsege, das Mittelmeer Wendelsee u. s. w. aber Deutschland heißt immer Germanien *). Seit dem zwölften Jahrhundert ward es ganz allgemein, Deutschland, deutsche Leute, Teutonici zu sagen. Im Liede auf den heiligen Anno heißt es; im deutschen Lande; man saget das darenthalvin noch sin die dir Diutschin sprechen ingegen India vili verro; Diutschi Liuti **). Gottfried von Viterbo, der im Jahr 1185 starb, gebraucht den Namen gens teutonica, teutonicorum imperium. Er hat noch eine merkwürdige Stelle, die zur Bestätigung der hier entwickelten Ansicht dient; indem er die Entstehung des Namens Francia erklärt, bemerkt er, daß Karl Martell Westfranken

---

*) Ac hit man haet eal Germania. The anglo-saxon version from the historian Orosius by Aelfred the great. Lond. 1773.

*) Schilter Thes. Bd. I.

theutonischer Sprache, woher er entsprungen war, Karlingen genannt habe: unter Karl d. Gr. ward ganz Gallien, ganz Germanien (omnisque Germania), alles Franzien: nach seinem Tode entstanden die Namen West- und Ostfranken, Ostfranken aber wird im gemeinen Leben (usualiter) das deutsche Reich (regnum teutonicum) genannt *), also das Land, wo die Volkssprache geredet wird. Die ursprüngliche Bedeutung des Worts Deutsch ging allmählich verlohren, aber es bildete sich für die Volkssprache ein neuer Ausdruck; im Schwabenspiegel **) heißt es: „Ingenuus, daz sprichet in Laygen der höchst fri." Scherz will das Wort in Latein verändern, aber ohne allen Grund, denn Laygen bedeutet hier was sonst Deutsch hieß, die Layensprache, lingua laica, wie auch im Mittelalter die französische Sprache genannt wird. Es ist aus dieser Entwickelung klar, daß fränkisch und deutsch in Hinsicht auf die Sprache gleichbedeutend sind und die alten Schriftsteller, z. B. Ottfried, bedienen sich beider Ausdrücke ohne Unterschied. Die wahre Entstehung des Namens Deutschland war auch im vierzehnten Jahrhundert noch so wenig vergessen, daß Gobelinus Persona ausdrücklich sagt: die Deutschen (Teutonici) sind von ihrer eigenthümlichen Sprache, die sie im obern Allemannien Deutsch, im Niederdeutschland, nach der Verschiedenheit der Gegenden Dudesch heißen, benannt ***). Es ist endlich auch nicht ohne

*) Gotfr. Viterb. chron. ap. Pistor. scriptt. II, p. 473.

**) Jus prov. Allem. c. 50. S. 35. in Schilters Thesaurus, Bd. 2.

***) Gobelinii Personae (geb. 1358.) Cosmodromium ap. Meibom. scriptt. I, 69.

Beispiel, daß die Sprache Veranlassung gegeben hat, um Länder und Völker zu bezeichnen: auf eine ähnliche Weise ist der Name Languedok, Occitana entstanden und allgemein gebräuchlich geworden. Da das Wort Deutsch also nicht von Teut und den Teutonen, sondern ohne allen Zweifel von Thiod, Volk, abstammt, das Th aber regelmäßig durch D ausgedrückt wird z. B. Diet (Dietpforte bei Mainz, was in Urkunden durch porta gentilis oder plebeja übersetzt wird), Dietrich, Dietbert und allen andern Ableitungen von diesem Wort, Thiof, Dieb u. s. w. *), so muß man auch der Schreibart Deutsch den Vorzug vor dem härtern Teutsch geben, das blos durch falsche Aussprache entstanden zu seyn scheint.

Es erklärt sich nun auch die Verschiedenheit der Benungen, womit andre ferne und nahe Völker die Deutschen belegen: die Spanier, Portugiesen und Engländer haben den lateinischen Namen beibehalten. Die Franzosen nennen uns Allemand's, weil die Deutschen ursprünglich auch zum Frankenreich gehörten, mit den Franken einen Stamm ausmachten: die Allemannen hingegen erschienen ihnen als ein eignes Volk, mit dem sie oft in feindlicher Berührung standen: ihr Name ward also nach der Theilung des fränkischen Reichs auch auf die Deutschen, oder die ehemaligen Ostfranken übertragen. In

---

*) Es ist merkwürdig, daß alle Wörter, die ursprünglich ein Th und im Hoch- und Niederdeutschen jetzt ein D haben, im Schwedischen T erhalten: z. B. Dirne Tjärna, Thenon, Dienen, tjena, Theot Dieb, tjuf u. s. w. Ganz analog mit dieser Regel wird auch Deutsch Tysk: hätte das Wort ursprünglich teutsch gelautet, so würde es im Nordischen Dysk heißen: wie z. B. aus theilen, dela, Thier, Djur u. s. w. wird. Ueber diese Gesetze des Dialektüberganges s. unten in der Einleitung zum zweiten Theil.

Italien ward der Name Tedeschi für das Volk vorherrschend, während dem Lande die Benennung Lamagna (Allemannia) oder Germania blieb, weil seit den Kriegen der deutschen Kaiser in Italien der Name Deutsche schon ganz volksmäßig war und in den kaiserlichen Heeren sich die deutschen Soldaten (milites teutonici) durch Kühnheit und Erbitterung den Italiänern besonders furchtbar machten *). Unsre skandinavischen Brüder nahmen den Namen Deutsche an, weil er, als sie in recht ununterbrochnen Verkehr mit uns kamen, bereits gemein geworden war. Bei den Finnen heißt Deutschland Saxanma, der Deutsche Saxanlainen; denn die Deutschen, die sie zuerst kennen lernten, kamen aus Niedersachsen: daher heißt bei ihnen manches, was sie den Deutschen verdanken, sächsisch z. B. die Wallnuß sächsische Nuß, der Endiviensalat Sachsensalat u. d. m. Merkwürdig ist aber die slavische Benennung Nemetz (russ.), Niemetz (poln.) und ähnlich auch an den andern Mundarten, die in russischen Annalen wenigstens auf alle Völker germanischen Stammes, Engländer, Schweden u. s. w. angewendet wird **). Die Entstehung derselben scheint in eine Zeit zu fallen, wo weder der gelehrte Collectivname Germanien noch der neuere Deutschland allgemein war; die Ableitung von niemy, stumm, scheint wenig glücklich: denn wenn auch ein Volk wirklich ein andres, dessen Sprache es nicht verstand, hätte für stumm halten können, so läßt sich doch

---

*) Videns autem milites Teutonica animositate alacres. — Italici Teutonicorum metuentes audaciam. Ottonis de S. Blasio chron. ap. Ussermannum in monumentis res Allem. illustr. II, p. 471 und 477.

**) Schlözer's Nestor I, 61.

nicht einsehen, warum sie nicht alle andere Völker, mit denen derselbe Fall war, auf dieselbe Weise benannten.

Tacitus erwähnt alter Gesänge der Germanen, die ihnen statt der Jahrbücher dienen und das einzige Mittel sind, um Erinnerungen aus der Vergangenheit festzuhalten. Ueber das Alter dieser Lieder spricht der römische Schriftsteller nur aus Voraussetzung: denn der fremden Sprache scheint er ganz unkundig gewesen zu seyn. Es ist wohl der Fall, daß einzelne, besonders anziehende Gegenstände oder vorzüglich gelungne Darstellungen im Gedächtniß aufbewahrt, auch von andern gelernt werden: aber in der Regel gehören die dichterischen Erzeugnisse ungebildeter Völker dem Augenblick an: eine unmittelbare Begeisterung bricht in Lieder und Gesänge aus und sie sind auch meist mit der Stunde verklungen, die sie geboh-ren hat. Es hat sich bei den verschiednen germanischen Völkerschaften ein reicher und herrlicher Vorrath wahrer Volksdichtung erhalten, aber eine genaue und vorurtheilsfreie Prüfung desselben ergiebt, daß die einzelnen Gesänge verhältnißmäßig nur sehr jung sind, und daß man die Erhaltung der ältesten nur ihrer frühen schriftlichen Auffassung verdankt. Bei allen Völkern, so verschieden auch die Stufe der Bildung seyn mag, auf welcher sie stehen und so abweichend die Lebensart, wozu sie durch Boden und Himmelsstrich gezwungen sind, zeigt sich ein Streben ihre Gefühle poetisch einzukleiden; und die Allgemeinheit dieser Erscheinung ist ein hinreichender Beweis, daß ihr ein ursprüngliches Bedürfniß, eine nothwendige Anlage der menschlichen Natur zum Grunde liegen muß. Der Gesang ist noch keine Kunst, sondern ein Jeder, den irgend eine Begeisterung ergreift, ist ein Dichter: alle und selbst die

rohesten Völker, die Grönländer, die Irokesen, die Finnen, die Mogolen besingen ihre Vorfahren, erheitern sich durch Liebeslieder, erhöhen durch Gesang die Freuden ihrer Gelage und Zusammenkünfte, betrauern oft in den rührendsten Ausdrücken ihre Todten, und lassen ihre Rache an ihren Gegnern in Spottgesängen aus. Tacitus sagt von den Germanen, daß Arminius noch jetzt bei ihnen besungen werde *): auch vor der Schlacht ließen sie in wildem Geschrei das Lob ihrer Vorfahren erschallen **). Die Gothen besangen die Thaten der Vorfahren ***) und Venantius Fortunatus, ein christlicher Dichter aus dem sechsten Jahrhundert, sagt dem Lupus, daß auch der Barbar ihm auf der Harfe Beifall gebe und barbarische Gesänge und Lieder weihe †). Die Germanen brachten die Nacht vor einer Schlacht bei einem festlichen Mahl mit wildem Geschrei oder frohem Gesang zu ††), Spottlieder wurden durch die Beschlüsse eines Landtags, an welchem der h. Bonifacius Theil nahm, im J. 744 verboten, und wer sie machte oder sang, sollte vor ein außerordentliches Gericht zur Untersuchung gestellt werden †††). Die nordischen Stämme hatten eigne Schmähllieder (Nidvisor), wovon sich in ihren

---

*) Ann. I, 88.

**) Amm. Marc. XXXI, c. 7.

***) Jornandes de reb. Get. c. 5.

†) Dent barbara carmina Leudos. L. VII, ep. 8. Venantii Fortunati libri XI; castigati a Chr. Browero, Mog. 1630, 4. p. 170.

††) Tac. Ann. I, 65.

†††) Capitularia regum Francorum, Ed. Stephani Baluzii. T. I. S. 154

Sagen und Mährchen Proben erhalten haben: und ein Ueberrest des uralten Brauchs hat sich in der Schweiz, namentlich unter den Entlibuchern erhalten, wo benachbarte Dörfer einander den sogenannten Hirsmontagsbothen zuschicken, der sich aus dem Stegereif in einem Reimspruch über die Nachbaren im Allgemeinen und Besondern lustig machen muß: der Spötter muß sich aber wohl vorsehen, daß er noch bei Tage zu den Seinigen kommt, weil sonst die Verunglimpften ihm leicht Rachenehmend auflauern könnten *). Selbst Ottfried ward durch die anstößigen Lieder der Layen veranlaßt, die heilige Schrift poetisch zu umschreiben, um jene weltlichen Gesänge dadurch zu verdrängen.

Man hat mit lebhaftem Eifer die Behauptung zu vertheidigen gesucht, daß es bei den Deutschen eine eigne Classe von Dichtern unter dem Namen Barden gegeben habe. An und für sich ist es nicht ungewöhnlich, daß selbst bei ungebildeten Völkern die Sänger eine Art von Verein, eine eigne Zunft bilden. Bei den Negern am Gambia giebt es zwei Classen von Sängern: von der zahlreichern, deren Mitglieder Dschelli-Kih heißen, findet man einige in jeder Stadt, die aus dem Stegreif Loblieder auf die Oberhäupter und einen jeden singen, der sie bezahlt, die Begebenheiten des Vaterlandes in ihren Gesängen verherrlichen, und daher auch mit in's Feld ziehn, um die Krieger durch große Erinnerungen zu ermuntern. Die zweite Classe besteht aus Muhamedanern, die im Lande umherziehend geistliche Lieder singen. Beide Classen sind sehr geachtet und werden reich-

*) Stalder's Fragmente über Entlebuch I, 112 und II, 78.

lich beschenkt *). Bei den gallischen Völkern bildeten die Sänger, die den Namen Barden führten, ähnliche Vereine: sie standen in großem Ansehen und hatten namentlich in Wales bis auf den Untergang des Staats einen großen Einfluß auf den Hof und die allgemeinen Angelegenheiten. Bei den Deutschen findet sich aber durchaus keine Spur von einer abgesonderten Dichterklasse: sondern jede Seele ergoß sich in Lieder, in welcher sie durch irgend eine innre Stimmung oder äußere Veranlassung hervorgelockt wurden. Natürlich mußte es auch unter unsern Vorfahren Gemüther geben, die mehr für dichterische Erzeugnisse geeignet waren als andre, und die ihres Talents wegen vorzüglicher Achtung genossen: sie führen den Namen Dichter (von dichten, nachdenken, bereiten), bei den Angelsachsen Sceop (von Schaffen), bei den Schotten Makar (Macher von Machen), und im Norden Skald (höchst wahrscheinlich von skilja verstehen, skil, skäl, Verstand, Klugheit); aber in keiner Mundart findet sich eine Spur von Barden: denn daß das Wort Barritus in keiner Beziehung damit steht, soll gleich näher nachgewiesen werden. In Thüringen sollen die Sänger noch Barthel heißen und der Name sehr gewöhnlich seyn: allein wahrscheinlich ist dieser Ausdruck nur eine scherzhafte Bezeichnung von Bartholomäus entlehnt, wie in Holland die Arbeiter, die aus Westphalen dahin gehen, Hannekens, nach dem bei ihnen so allgemeinen Namen Johann heißen **). Endlich hat man

*) Mungo Park's Reisen, S. 326. der deutschen Uebers.

**) Ueber Truhten und Truhtensteine, Barden und Bardenlieder u. s. w. V. Wilhelm Reynitsch,

noch das Zeugniß des sogenannten Klaas Kolyn angeführt, dem eine holländische Reimchronik zugeschrieben wird und der zu seiner Zeit im zwölften Jahrhundert noch Barden gekannt haben will; allein schon Huydekoper bewies, daß diese vorgebliche alte Chronik untergeschoben sey und Kluit hat hinreichend dargethan, daß sie ein Machwerk Simon de Grafs aus dem sechszehnten Jahrhundert ist *).

Es gab also unter den germanischen Völkern keine eigne Classe von Dichtern, und so blieb es auch in der Folge: die Sänger gehörten zu allen Ständen, der Ritterschaft und den Bürgern. In dem Lied der Nibelungen wird einer der tapfersten Helden Volker, weil er fideln konnte, der Spielmann genannt: beim Abschied von der Markgräfin Gotelinde fidelte er süße Töne und sang ihr seine Lieder. Unvergleichlich schön und rührend ist es beschrieben, wie er während der gemeinschaftlichen Wache mit Hagen seinen Freunden, den Burgunden, mit seiner Kunst dient und sie in den Schlaf spielt **).

Gotha, 1802, S. 82. Er hat vermuthlich aus Barthel Bardel gemacht, wie aus Barthelemy, Bardelemy S. 83, denn auch dieser Name stammt nach diesem Vf. von Barde ab: das ganze Buch ist aber ein ganz unkritischer Mischmasch, wodurch alte Verirrungen und Irrthümer nur vermehrt werden.

*) Die Rym kronyk des vorgeblichen Klaas Kolyn steht in Dumbar analectis I, S. 245. und ist besonders herausgegeben von Gerh. van Loon, Hagae Comit. 1745. Fol. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, ihn selbst nachzusehen: nach Kinderling Geschichte der niedersächsischen Sprache S. 240 soll er sagen, die deutschen Barden hätten die Verwüstungen der Normänner beschrieben und zu seiner Zeit wären zu Hegmonde noch Barden gewesen: es ist Schade, daß er nicht auch die Worte angeführt hat.

**) Lied der Nibelungen, Avanture 30, V. 7361 ff.

Aber die Dichtkunst, die zugleich von der Musik unzertrennlich war, indem die Sänger ihre Dichtungen zugleich vortrugen und mit gewissen musikalischen Werkzeugen begleiteten, ward bei den Germanen nur geachtet, wenn sie als eine freie Ergötzung getrieben ward: diejenigen, die ein Gewerbe daraus machten oder, nach dem herrlichen Ausdruck unsrer Gesetze, Gut für Ehre nahmen, wurden gering geschätzt, ja sogar für ehrlos gehalten. In den sogenannten Gesetzen der Variner und Angler, die indessen sichtbar aus einer späten Zeit sind, wird einem Harfner, der mit dem Zirkel die Harfe schlagen kann, ein um ein Viertheil höheres Wehrgeld zuerkannt als einem andern Mann von gleichem Stande *): woraus sich wieder schließen läßt, daß die Kunst ein Gemeingut war, woran alle Classen Theil nehmen konnten. Andre Gesetze sind dagegen sehr strenge gegen die Spielleute: wenn ein Spielmann erschlagen wird, kauft der Thäter nach dem ostgothländischen Gesetz **), ein dreijähriges Kalb und neue Handschuhe und Schuhe: letztere giebt er mit Fett bestrichen dem Erben des Erschlagnen: hierauf wird das Kalb auf einen hohen Berg geführt und der Erbe muß den Schwanz des Thiers in die Hand nehmen: kann er es halten, wenn ein Bauer demselben drei Streiche mit der Geißel giebt, ist es sein, wo nicht, so hat er sein Recht auf eine Buße verloren. Spielleuten, sagt der Schwabenspiegel ***) und allen denen, die sich zu eigen gege-

---

*) Legg. Angl. et Verin. T. V, §. 20.

**) Ostgöthalay Drapmala Balk, c. 18.

***) Cap. 305, S. 180 in der Schilterschen Ausg. Thes. II.

ben haben, denen giebt man eines Mannes Schatten von der Sonnen. Das ist also gesprochen, wer ihnen etwas Leides thut, der soll sich an eine Wand stellen, worauf die Sonne scheint. Der Spielmann oder wer sich zu eigen ergeben hat, soll dem Schatten an der Wand an den Hals schlagen; mit der Rache soll ihm gebessert seyn. Es gehört auch nach demselben Gesetz *) zu den Enterbungsgründen, wenn der Sohn zu einem Spielmann wird wider des Vaters Willen, daß er Gut für Ehre nimmt und der Vater ein Ehrmann gewesen ist, der nie Gut für Ehre nahm noch nimmt.

Daß schon die ältesten germanischen Völker musikalische Werkzeuge kannten, ist gewiß; außer den für den Krieg bestimmten, von denen hernach die Rede seyn wird, können wir die Harfe und die Fidel als ihnen von Altersher eigenthümlich betrachten. Jordanes sagt ausdrücklich, daß die Gothen ihre Lieder zur Zither sangen, unter welchem Ausdruck er wohl nichts anders als die Harfe verstehen kann, und Venantius Fortunatus sagt dem Gallus, daß ihm der Römer auf der Leyer, der Barbar (d. i. der Germane) auf der Harfe, der Grieche auf der Achilliaca und der Brite auf der Chrotta (Chrud) Beifall bringe **). Die Gesetze der Variner kennen Harfner und die Kunst des Harfnens: und diese Ausdrücke finden sich in allen Mundarten unsrer Sprache wieder, sie sind auch in die Töchtersprachen des Lateinischen, selbst in das Spanische und Portugiesische übergegangen und es läßt sich daher schlie-

---

*) Cap. XVII, §. 10, das. S. 13.

**) In den oben angeführten Stellen.

ßen, daß die Germanen dieses Lieblingswerkzeug mit sich in die eroberten Länder gebracht haben. In den Volksliedern der Dänen und Schweden spielt die Goldharfe eine große Rolle *). In den eben erwähnten Gesetzen wird auch des Werkzeugs gedacht, womit die Harfe geschlagen wird: es heißt der Kreis (circulus) und ist vermuthlich dasselbe, was im Angelsächsischen der Harfennagel (Hearpeaegl) genannt wird. Diese letzte Mundart hat auch den Ausdruck Harfensang (Hearpsang), was als ein neuer Beweis bemerkt zu werden verdient, daß der Gesang mit Instrumenten begleitet ward. Nicht minder alt und ausgebreitet ist der Gebrauch der Fidel; schon Ottfried nennt sie (Fidula) unter den Werkzeugen, die im Himmel erklingen. In allen Mundarten hat sich das Wort erhalten und ist ebenfalls in's Latein des Mittelalters (Vitula) und in die Töchtersprachen übergegangen. Wahrscheinlich stammt es aus einer Wurzel, die leicht berühren, streichen bedeutet, gerade wie der gleichbedeutende, aber weniger allgemeine Ausdruck Geige, der dem oberdeutschen Dialect eigenthümlich zu seyn scheint. Daß die Harfen und Fideln unsrer Altvordern noch weit von der Vollendung entfernt waren, die sie in einer spätern und ausgebildetern Zeit erhalten haben, versteht sich von selbst. Es kann seyn, daß auch noch andre Werkzeuge gebraucht wurden, die ohne besondre Kunstfertigkeit in der Behandlung zu erfordern einen lärmenden Schall und eine gewisse wilde Harmonie hervorbrachten, die einem rohen Ohre zu-

*) Z. B. s. m. in Udvalgte Danske Viser fra Middelalderen, af Abrahamson, Nyerup og Rahbeck, Bd. I, S. 326 und Swenska Folkvisor utgifne af E. G. Geyer ock A. A. Afzelius, I, S. 81.

sagte; die übrigen, besonders die feinern Instrumente scheinen allmählig aus der Fremde entlehnt zu seyn: die Benennung ist nicht so entschieden Deutsch, wie die der vorhin erwähnten; es wird ihrer in den vorhandnen Denkmälern nicht so früh gedacht, noch ist ihre Ausbreitung so allgemein.

Indessen war nach den Aeußerungen der ältesten Schriftsteller der Gesang der Deutschen nicht sehr melodisch und klang in den Ohren der Römer äußerst rauh; allein auch hier muß wohl eine Verschiedenheit angenommen werden nach der Beschaffenheit des Inhalts, denn die Melodien mancher Volkslieder, die ein hohes Alter zu haben scheinen, zeichnen sich durch Einfachheit und eine weiche Sanftheit aus. Der Kaiser Julian *) sagt, daß, wie er gesehen habe, die Barbaren jenseits des Rheins wilde, in Wörtern abgefaßte, dem Gekrächz heftig schreiender Vögel ähnliche Lieder sängen und sich bei den Liedern erfreuten. Aehnlich sind die Aeußerungen des Venantius Fortunatus in der Zueignungsschrift an den Papst Gregor; indem er von seinen Reisen unter den Barbaren spricht, sagt er: wo es mir eben so viel galt, ob ich sang oder rauh stöhnte, bei denen kein Unterschied ist zwischen dem Schnattern der Gans oder dem Gesang des Schwans; oft tönte allein die donnernde Harfe barbarische (d. h. germanische) Lieder wieder: wo ich nicht ein Musen- sondern ein Mäusedichter nach abgenagter

*) Jul. Misopogon, opera, Paris. 1630. II, S. 56. Adelung folgt der ganz falschen lat. Uebersetzung, und glaubt darin den Reim zu entdecken: ἐθεασάμην τοὶ καὶ τοὺς ὑπὲρ τὸν Ῥῆνον βαρβάρους ἀγρια μέλη λέξει πεποιημένα παραπλήσια τοῖς κρωγμοῖς τῶν τραχὺ βοώντων ὀρνίθων ἄδοντας καὶ εὐφραινομένους ἐν τοῖς μέλεσιν.

Blüthe des Olendes nicht ein Gedicht sang, sondern herschwazte, wo die zwischen Ahornbechern sitzenden Zuhörer, mit unsinniger Gesundheit zechend, vor dem Richterstuhl des Bakchus tobten *). Ein alter Lebensbeschreiber Karls des Großen wirft den Franken sogar vor, daß sie die hellen und zitternden oder die trennbaren und anstoßenden Töne im Gesange nicht vollkommen ausdrücken könnten, weil sie dieselben in ihrer natürlichen barbarischen Stimme in der Kehle mehr zerbrachen als ausdrückten. Auch Ottfried klagt, daß die deutsche Sprache durch keine Kunst gebildet sey.

Ueber die technische Einrichtung der ältesten deutschen Lieder wissen wir nichts; denn alle Proben, die wir besitzen, stammen höchstens aus dem neunten Jahrhundert, und sind zu jung, um uns sichre Schlüsse auf die ältesten Lieder unsrer Vorfahren zu erlauben. Die Stelle des Kaisers Julian, in der einige eine Andeutung des Reims, andre der Alliterazion zu finden glauben, sagt nichts weiter, als daß die Lieder der Barbaren wie ein Vogelschrei lauteten, obgleich sie in Worten abgefaßt wären, also aus articulirten Tönen bestanden. Ein Gedicht, das als solches sogleich erkannt werden soll, muß sich auch äußerlich durch seine Form unterscheiden: die einfachsten poetischen Formen bestehen blos in einer bestimmten Gleichheit des Tons, der Buchstaben oder der Sylben und werden erst bei größerer Ausbildung eines Volks und seiner Sprache

---

*) S. 31 ed. Broweri: aber der alte Poet schreibt so barbarisch, daß ich nicht weiß, ob ich ihn genau verstanden habe, im Ganzen wird indessen der Sinn getroffen seyn.

**) Ap. Du Chesne II, 75.

zu metrischer Feinheit herausgearbeitet, wobei es auf Kürze und Länge der Sylben und ihre Stellung ankommt.

Daß in der Zusammenstellung von Wörtern, die mit gleichen Buchstaben anfangen, der Alliterazion, nicht blos ein Nachdruck liegt, sondern daß dadurch auch ein gewisser Wohlklang hervorgebracht wird, und sie selbst zu einer poetischen Form werden kann, um einen Gedanken oder Gedankenbilde eine äußere Haltung zu geben, ist aus dem Beispiel vieler Sprachen ersichtlich. Bei den griechischen Dichtern ist die Alliterazion zu häufig, als daß man sie für blos zufällig halten könnte: namentlich ist sie in den Ausgängen des Hexameters sehr gewöhnlich und besonders merkt man es beim Aristophanes, daß sie absichtlich ist. In den römischen Dichtern kommen unzählige Stellen vor, wo Wörter mit gleichen Anfangsbuchstaben neben einander stehen, offenbar um einen Wohllaut hervorzubringen; selbst in sprüchwörtlichen Redensarten zeigt sich diese Form und die vorzüglichsten Schriftsteller lieben in der Poesie eine solche Zusammenstellung *). Auch im Französischen giebt es eine Menge feststehender alliterirender Ausdrücke, z. B. promettre monts et merveilles, sans rime et sans raison, maux et martyrs, sain et sauf, feu et flames u. s. w. Noch reicher sind an solchen alliterirenden Redensarten und Sprüchwörtern die germanischen Dialekte: z. B. Grat und Grand, Land und Leute, Haus und Hof, Mann und Maus, Strumpf und

*) Z. B. Montes et Maria polliceri. Tristis et tetrica, clara et certa signa, und viele andre Beispiele aus Livius, Tristes et truces Tac. Ann. Hist. IV, 2. Aus griech. und lat. Dichtern finden sich Beispiele im European Magazine 1816, Bd. 69. S. 212.

Stiel, Gelb und Grün, plattdeutsch dick und dünn, schwedisch Flink ok färdig (flink und fertig), Wett ock Wapen (Witz und Waffen), auf den bekannten kupfernen Nothmünzen Karls XII. und unzählige Beispiele mehr *).

Aber dem Ohre auffallender ist der Gleichklang ganzer Sylben, der Reim, der als rhetorische Figur auch den Alten bekannt war, und namentlich von den Rednern absichtlich gesucht ward. Dionysius von Halycarnaß hat schon auf die gleichen Endungen in den Versen des Homers aufmerksam gemacht und ein englischer Gelehrter **) zählt in der ersten Rhapsodie der Ilias 58 Zeilen mit Mittelreimen und 95, wo die Endsylben reimen, obgleich in den meisten Fällen diese Erscheinung zufällig seyn mag. In den germanischen Sprachen kommt auch eine unzählige Menge von sprüchwörtlichen Redensarten vor, die gereimt sind; z. B. Rath und That, Gut und Blut, Stein und Bein, Mein und Dein, Glimpf und Schimpf, Noth und Tod, Handel und Wandel, Kipper und Wipper u. s. w. ***).

---

*) Gleich und gleich gesellt sich gern. Schwedisch: Lägg Lökpa Laxen (Lauch auf den Lachs legen), Harm gör Helfrete (Harm, Verdruß, macht die Hölle), Englisch: Long lasly Couzy Lewisham (ein Ort in Kent). Dänische Proben s. in Nyerup Bidragtil den danske Digtekunsts Historie, Kjöbenh. 1800, I, S. 4.

**) An inquiry respecting the early use of rhime, by Sh. Turner, in der Archaeologia or miscellaneous tracts etc. Bd. XIV, S. 168 ff. die zweite Abhandlung.

***) In einem alten, für die Sprachkunde höchst wichtigen plattdeutschen Schriftsteller, Nicolaus Grysen, Spegel des antichristischen Pawestdoms u. s. w. Rostock 1593, 4., finden sich solche Wortreime fast auf jedem Blatt; von unzähligen nur einige Proben: dulle und vulle, strecket und recket, to

Beide Arten, einen Eindruck auf das Gehör hervorzubringen, sind von den germanischen Völkern zu ihren dichterischen Darstellungen gebraucht worden. Die Alliterazion oder der Buchstabenreim nur bei den Angelsachsen und den Isländern, wo jene letztere die an sich sehr einfache Form sehr ausbildeten und verkünstelten. Ob die Angelsachsen sie von selbst gewählt oder ob sie durch das Beispiel der alten britischen Einwohner, bei denen sie freilich etwas anders eingerichtet herrschend war, darauf geleitet wurden, kann hier gleichgültig seyn. Der Buchstabenreim war so ganz allgemein bei ihnen, daß sie ihn auch auf andre Sprachen anwandten, selbst auf die lateinische. Bei andern als angelsächsischen Dichtern findet sich keine Spur von solchen Versuchen, denn das Schreiben des Venantius Fortunatus an Childebert besteht aus regelmäßigen Hexametern und Pentametern, und es ist dabei sichtbar nicht auf den Buchstabenreim, sondern ein Spiel mit denselben und ganz gleichlautenden Wörtern angesehen: Künsteleien der Art sind bei diesem Dichter auch sonst gewöhnlich, wie die wunderlichen Buchstabenversetzungen, Verse, wo die Anfangsbuchstaben einen Namen bilden u. d. g. *). Aber bei den Angelsachsen findet sich hier-

---

lachende und to sprachende, den bescharenen und verlarenen Hupen, schriwende und kiwende, Kragen und Magen, verfören und bedören, tho knurrende und tho murrende u. s. w.

*) A. W. v. Schlegel in der nachher anzuführenden Rezension hat zuerst darauf aufmerksam gemacht und meint, daß man vielleicht daraus auf das Daseyn der Alliterazion bei den Franken schließen könne: ich glaube aber, daß meine Ansicht die richtige ist: das Gedicht steht auch bei Boucquet scriptt. II, S. 531. zum Beweis setze ich die ersten Strophen her:

Rex regionis et supra regna regimen
Qui caput es capitum, vir capitale bonum;

über ein merkwürdiger Aufschluß in einem Briefe eines gewissen Aedilwolds an den heiligen Bonifacius: ich schicke dir, schreibt er, ein drittes mit eiliger Feder geschriebnes Gedicht, das nicht nach dem Maaß der Füße ausgearbeitet ist, sondern aus acht Sylben in jedem Verse besteht, die aus einem und demselben, den gleichen Abtheilungen der Reihen angepaßten Buchstaben zusammengesetzt sind *). Wenn freilich das angedeutete Gedicht nicht mehr vorhanden ist, so finden sich doch viele Beispiele in den lateinischen Gedichten der Angelsachsen **); selbst in Deutschland haben die ersten Bekehrer Versuche gemacht, den Buchstabenreim in die Dichtkunst einzuführen, wie die sogenannte Cottonsche oder Bamberger Evangelienübersetzung und das Casseler Fragment eines kleinen Heldengedichts beweisen, die entweder von Angelsachsen oder doch unter dem Einfluß angelsächsischer Geistlichen abgefaßt sind: allein der Sylbenreim erhielt bei allen germanischen Völkern mit Ausnahme der Isländer die Oberhand. Diese besitzen eine ganz eigenthümliche Dichtkunst, die sie sehr künstlich ausgebildet haben: es ist höchst wahrscheinlich, daß sie den Buchstabenreim wie viel Andres, von den

---

Ornamentorum ornatus ornatius ornans!
Qui decus atque decens cuncta decenter agis etc.

*) Tertium (carmen) non pedum mensura elucubratum, sed octonis syllabis in uno quolibet versu compositis una eademque litera comparibus linearum tramitibus aptata cursim calamo perarante caraxatum tibi transmittens dicavi. S. Bonifacii epistolae p. 349. ed. Wurdtwein.

**) S. Bonifacii ep. S. 226. 350. Turner history of the Anglosaxons IV, 370 und 372 der Octavausg. R. K. Rask angelsaxisk Sproglaere, Stockh. 1817, S. 114, wo die Technik der angelsächsischen Dichtkunst scharfsinnig und gründlich auseinandergesetzt ist.

Angelsachsen, entlehnten: freilich hat diese Ansicht, besonders unter den nordischen Gelehrten, heftige Gegner gefunden; sie behaupten, daß die isländische Dichtkunst eigentlich die altnordische sey, die sich nur auf dieser Insel erhalten habe: allein die Gründe, die man anführt, sind durchaus ungenügend, um die unbegreifliche Erscheinung zu erklären, daß in ganz Skandinavien eine so ausgebreitete Dichtkunst völlig untergegangen ist, ohne daß sich wie in England, wo überdies eine äußere Veranlassung hinzukam, die dort nicht Statt findet, wenigstens Spuren des Ueberganges zeigten *).

Der Sylbenreim oder der eigentliche Reim hingegen ist weit allgemeiner und die Grund- und Hauptform für die Dichtungen aller germanischen Völker geworden: selbst bei den Isländern finden sich gereimte Gedichte, deren Alter eben so hoch hinaufreicht, als das der alliterirenden, sobald man nämlich die völlig unbewiesene Vorstellung aufgiebt, als wären die sogenannten eddischen Lieder uralt. Die Meinung, daß der Reim von den Arabern zu den Europäern gekommen, ist so einleuchtend falsch, daß sie keine Widerlegung verdient. Selbst das Wort Reim stammt nicht von Rhythmus, sondern ist urdeutsch: bei den Angelsachsen heißt Reim die Zahl, Riman zählen, und die ursprüngliche Bedeutung scheint übereinstimmen, passen gewesen zu seyn, in welchem Sinn das Wort auch bei uns gebraucht wird: z. B. in dem Sprüchwort, das reimt sich wie die Faust auf's Auge. Schon Ottfried hat das

*) Man vergl. was Rask a. a. O. Vorrede S. 17 dagegen anführt: es ist hier nicht der Ort, diese Untersuchung auf's neue aufzunehmen, aber ich hoffe anderwärts dazu eine Gelegenheit zu finden.

Zeitwort erreimen: ihr Leib ist so geweiht, sagt er von der heiligen Jungfrau *), daß ich's erreimen (irrimen) nicht kann.

In dem Leben des H. Faro, das dem Bischof Hildegar von Meaux zur Zeit Karls des Kahlen zugeschrieben wird, heißt es von dem zweifelhaften Siege, den Chlotar 622 über die Sachsen erfochten haben soll, daß darüber ein Volkslied (carmen publicum) in der Volkssprache (juxta rusticitatem) auf allen Lippen war, wobei die Weiber mit ihrem Beifall den Chor bildeten. Es werden einige Stellen daraus lateinisch angeführt **), die mit Francorum, Saxonum, Burgundionum, Francorum, Meldorum, Francorum schließen. Turner ***) will hier Reime erkennen, und meint, daß die Ausdrücke juxta rusticitatem, rustico carmine sich nicht sowohl auf die Sprache, als vielmehr die Form des Gedichts beziehen: allein die angeführten Stellen sind offenbar übersetzt und dem ganzen Zusammenhang nach können die ausgehobnen Worte nichts anders bedeuten als die Volkssprache.

Ein entscheidenderer Beweis für den ältern Gebrauch des Reims ist Ottfried: er wählte diese Form für ein Werk, das bestimmt war, frühere Lieder zu verdrängen: er mußte sich also der Form derselben anschließen: hätte er etwas neues eingeführt, so würde sich wohl eine Entschuldigung finden, aber er sagt ausdrücklich, daß die Natur

---

*) Bei Schilter Thes. I, S. 51.

**) Bei Boucquet rerum gallic. et Francicarum scriptt. III, S. 505.

***) In der ersten oben angeführten Abh. über den Reim.

der deutschen Sprache den Endreim (omoioteleuton) erfordere.

In allen Gedichten der spätern Zeit herrscht der Reim als vornehmstes metrisches Gesetz; die Alliterazion findet sich nur zufällig, und so wie man sie z. B. in der dänischen Reimchronik nachgewiesen hat *), läßt sie sich auch im Ottfried, im Nibelungenlied und am Ende in allen Dichtern aufweisen. Durch diese Bemerkung soll keinesweges in Abrede gestellt werden, daß nicht auch bisweilen spätere Dichter zur Erhöhung des Nachdrucks, die Alliterazion gebrauchen, besonders wenn gewisse gleichsam zu Formeln gewordene Ausdrücke und Redensarten vorkommen: das ist häufig der Fall in den schwedischen und dänischen Volksliedern: und auch in neuern Dichtern finden sich Beispiele; so ist der Buchstabenreim aber immer in Verbindung mit dem Sylbenreim sehr häufig bei dem Friesländer Gisbert Japix und dem Schweden Bellmann, die beide im vorzüglichen Grade volksmäßig genannt zu werden verdienen, besonders wenn etwas gleichsam sprüchartig ausgedrückt oder ein Gegensatz bemerklich gemacht werden soll: und es läßt sich nicht läugnen, daß er verbunden mit dem eigentlichen Reim einen großen Eindruck auf das Ohr hervorbringt.

Zweifelhaft bleibt es übrigens, ob nicht auch der Reim erst bei ihrer Bekanntwerdung mit der römischen Volksdichtung von den germanischen Völkern angenommen ist, während sie sich früherhin noch einfacherer metrischer Gesetze bedienten; vielleicht bestanden ihre Lieder blos aus kurzen Sätzen, in denen durch die Wortstellung eine gewisse

---

*) Rask a. a. O. S. 27.

Harmonie hervorgebracht ward. Entschieden ist es, daß alle künstliche poetische Formen aus einer einfachen Wurzel erwachsen; es würde daher nichts Befremdendes haben, wenn wir selbst bei den Griechen und Römern eine dem kunstlosen angelsächsischen Sprechvers ähnliche Form entdecken sollten. Ein isländischer Gelehrter *) glaubt gefunden zu haben, daß der Hexameter nichts ist, als eine mehr gebundene Abänderung dieser freiern, mithin rohern und wahrscheinlich ältern Form; es lassen sich die Hexameter meist mit leichter Mühe in einfache Reihen auflösen, von denen jede zwei lange Sylben oder Ruhepuncte für die Stimme enthält, die bisweilen eine, bisweilen zwei kurze im Gefolge haben. Allein diese Erscheinung hat wohl ihren Grund in der Natur der Sprache überhaupt; nirgends findet sich eine Andeutung über eine solche Entstehung des Hexameters, und daher muß diese Ansicht vorläufig auch nur als eine Meinung dahin gestellt bleiben.

Es hat sich nicht ein einziges Bruchstück urdeutscher Dichtung erhalten, obgleich das feine Ohr eines deutschen Schriftstellers in diesem Kapitel des Tacitus ein deutsches Lied herauszuhören vermocht hat **). Von

*) Finn Magnussen s. Rask a. a. O. S. 123.

**) Reimmann in der Hist. literaria der Deutschen 1, 90. sagt ganz ernsthaft

Tuisto origo gentis
Deus terrae editus
Tuistonis filius Mannus
Conditor nostrae gentis

heiße nichts anders als

Do is de arge Kuz
De uns verödit dit Hus,
Do ist vele schone Manns
Kann dei der knastern gantz;

dem Inhalt der alten Lieder ist vielleicht einiges in die Geschichtbücher übergegangen, aber durchaus entstellt und mit Zusätzen und neuen Dichtungen bereichert, so daß sich schwerlich bestimmen läßt, was dem Alterthum angehört. Selbst die mannichfaltigen Dichtungen des Mittelalters, die uns ein günstiges Geschick erhalten hat, sind unverkennbar in demselben entstanden, kein Erbe früherer Zeit; und daher ist es kein Wunder, daß die Geschichte entweder ganz von dem, was sie erzählen, schweigt, oder auch gradezu mit ihren Erzählungen im Widerspruch steht. Schon Ottfried wirft seinen Landsleuten vor, daß sie das Andenken ihrer Vorfahren den Nachkommen nicht in Liedern überliefert haben; mit Recht läßt sich daraus schließen, daß nichts Altes zu seiner Zeit vorhanden war. Carl der Große schrieb nach dem Zeugniß Eginhard's die alten, in der Volkssprache verfaßten (barbara) Gesänge auf, worin die Thaten und Kriege der alten Könige besungen wurden, und lernte sie auswendig *). Die Nachricht ist zu unbestimmt, um irgend einen Schluß über die Beschaffenheit dieser Gesänge zu rechtfertigen; daß es unter den Franken Lieder zum Ruhm ihrer Könige gab, ist aus dem vom Hildegar angeführten Beispiel deutlich. Es hat sich von diesen Stücken nichts erhalten, da es offenbar nur eine Beschäftigung des Kaisers für sich war, dessen Zweck gar nicht war, durch eine Sammlung für ihre Erhaltung zu sorgen; es war daher sehr natürlich, daß die patriotischen Versuche, sie wieder aufzufinden, keinen Erfolg hatten. Flacius in der Zueignung vor seiner

*) Vita Caroli c. 61.

Ausgabe des Ottfried sagt, daß der englische Geschichtschreiber Matthäus Paris, der im Jahr 1259 gestorben ist, erzähle, die Germanen wären schon längst vor Christi Zeiten gewohnt gewesen, ihre Geschichten in gereimten Schriften zu beschreiben, und führe einige Bücher dieser Art namentlich an. Wegen des letztern Umstandes ist die Angabe merkwürdig, allein in der gedruckten englischen Geschichte dieses Verfassers seit Wilhelm dem Eroberer findet sich diese Stelle nicht*); vermuthlich steht sie in seiner Weltgeschichte, die bis aufs Jahr 1066 geht, aber noch ungedruckt ist. Die Handschrift ist noch in England vorhanden, und es wäre zu wünschen, daß irgend ein Gelehrter die angeführte Stelle aufsuchte.

---

*) Wenigstens habe ich vergebens darnach gesucht, und Keiner hat sie meines Wissens nachgewiesen.

Drittes Kapitel.

Sage. — Ulixes. — Barrit.

Sie gedenken, daß auch bei ihnen Herkules gewesen sey, und den ersten aller tapfern Manner besingen sie, wenn sie in Schlachten ziehn wollen, Sie haben auch solche Lieder, durch deren Vortrag, den sie Barritus nennen, sie die Gemüther entflammen, und aus dem Gesang selbst weissagen sie das Schicksal des bevorstehenden Kampfs; denn die Schlachtordnungen schrecken oder erschrecken, je nachdem er ertönt, und er scheint nicht sowohl Zusammenklang der Stimme als der Tapferkeit. Man erstrebt vorzüglich einen rauhen Schall und ein gebrochenes Murmeln vermittelst an den Mund gehaltener Schilder, damit die Stimme durch das Abprellen voller und tiefer erschwelle. Uebrigens meinen Einige auch, daß Ulixes auf jener langen und mährchenhaften Irrfahrt in diesen Ocean verschlagen, die Länder Germania's besucht habe, und das Asciburgium, das am Rhein liegend, noch heutiges Tages bewohnt wird, von ihm gegründet und ..... benannt, ja daß sogar ein vom Ulixes geweihter Altar mit hinzu gefügtem Namen des Vaters Laertes, vor Zeiten an derselben Stelle

gefunden sey, und daß einige mit griechischen Buchstaben beschriebene Grabhügel an der Gränze Germanien's und Rätien's noch vorhanden wären. Ich bin nicht gesonnen, dies weder mit Gründen zu bestätigen noch zu widerlegen; nach seiner Ansicht mag es Jeder verwerfen oder glauben.

Es versteht sich von selbst, daß die Sage vom Herkules und vom Ulysses den Germanen völlig fremd und unbekannt war; hingegen ist es denkbar, daß dieser oder jener durch Umgang mit Römern von diesen Mythen und Namen gehört hatte; er verglich sie mit irgend einer vaterländischen Sage, einem einheimischen Helden oder Abentheurer, und sein vaterländischer Stolz fühlte sich geschmeichelt, in seiner Heimath die gepriesenen Heroen Griechenlands und Roms wieder zu finden; grade auf diese Art haben es die Griechen mit den römischen Sagen gemacht, und sie auf die ungereimteste Weise mit ihren Dichtungen zusammen geknetet; so wissen noch heutiges Tags die Braminen die edelsten und erhabensten Lehren der christlichen Religion und der Philosophie, die ihnen die Europäer mitgetheilt haben, in dem rohen Aberwitz ihres abscheulichen Glaubenssystems aufzuzeigen. Welche Namensähnlichkeit nun den Germanen veranlaßte, grade den Herkules seinem Volke anzueignen, ist unmöglich zu erklügeln, obgleich patriotische Etymologen es an Versuchen nicht haben fehlen lassen, die wir aber als völlig leer und unbegründet übergehn zu können glauben.

Es scheint hier die rechte Stelle zu seyn, einige Betrachtungen über die Volkssage überhaupt vorauszuschicken, die zugleich zu einer richtigern Würdigung der hier von Tacitus mitgetheilten Ueberlieferungen dienen werden. Alle durch mündliche Ueberlieferung erhaltene Erzählungen von Ereignissen aus früherer Zeit, so wie die historischen Erklärungen über die Beschaffenheit dieses oder jenes Gegenstandes nach dem allgemeinen Glauben des Volks werden unter dem Namen Volkssagen verstanden: es liegt ihnen sehr oft etwas Wahres und Faktisches zum Grunde, das freilich im Fortgang der Zeiten sehr entstellt und ausgeschmückt wird, und dem das vornehmste Kennzeichen fehlt, wodurch die Sage zur Geschichte wird, die Zeitbestimmung. Schon Königshofen sagt in der Vorrede zu seiner Chronik, daß ein Ereigniß, von dem man nicht weiß, in welchem Jahr, oder zu wessen Königs Zeiten es geschehn sey, für eine Sage, Mähre, und nicht für eine Wahrrede gehalten werden muß. In den Volkssagen selbst herrscht ein großer Unterschied, und um ihren Werth für die Geschichte zu würdigen, kommt alles auf den Grad des Zutrauens an, den die mündliche Ueberlieferung verdient, und der bei ungebildeten, mit der Schrift unbekannten Völkern größer ist, als bei andern, die bereits größere Fortschritte gemacht haben, und namentlich künstliche Hülfsmittel besitzen, um das Andenken der Vorzeit zu erhalten.

Es giebt Sagen, die sich fast über die ganze Erde verbreitet haben; wie z. B. das Mährchen vom Mann im Monde, das sich auf Neuseeland wiederfindet. Der Keim solcher allgemeinen Sagen muß in der mensch-

lichen Seele und den gleichen Veranlassungen gesucht werden; allein bei weitem die meisten sind auf eine Weise, die historisch nicht nachgewiesen werden kann, von einem Volk auf das andre übergegangen. So haben namentlich die Erzählungen, und selbst gewisse Vorstellungen der heiligen Schrift schon in einer sehr frühen Zeit auch auf nicht christliche Völker einen großen Einfluß geäußert. Nichts läßt sich leichter nieder und schließt sich williger dem fremden Himmelsstrich an, als die Sage; es ist klar, daß das, was auf die Masse des Volks durch Seinesgleichen übergeht, am tiefsten bei ihm wurzelt; wenn Luthers deutsche Gesänge durch Handwerksgesellen über ganz Deutschland, auch wohl über den Norden verbreitet wurden, so verpflanzten sich schon lange vorher Erzählungen und weltliche Lieder, die, wenn sie in fremde Sprachen übertragen wurden, einen eigenthümlichen Character annahmen. Die Geschichte von Hero und Leander z. B. ist in ein schwedisches Volkslied, von zwei Königskindern ganz in der gewöhnlichen Form umgewandelt.

Die allgemeinen Sagen gestalten sich in der Regel in örtliche um, weil sie überall einen äußern Halt suchen, und an eine bestimmte Stelle geknüpft werden. Die Localsagen selbst haben ihren Grund theils aus physischen, theils aus moralischen Veranlassungen; sie entstehn entweder aus dem Versuch, Gegenstände und Erscheinungen der Natur zu erklären, wie die Sagen von der Chimära, der Skylla und Charybdis, oder dem Bestreben, Denkmähler aus der Vorzeit zu erläutern, oder endlich aus Thatsachen, von denen sich eine dunkle Erinnerung erhalten hat. Sagen der letzten Art sind am ersten der Entstellung

unterworfen, sie verlieren sich auch sehr leicht. Ueberhaupt ist ihr Schicksal von zufälligen Umständen abhängig; länger dauern sie in einsamen Berggegenden, wo kein großer Wechsel in der Bevölkerung und den Gegenständen der Betriebsamkeit statt findet, als in den Ebenen, wo der Anbau zunimmt, und besonders die Gewerbsamkeit mit den Fortschritten, die sie macht, die Begierde nach Gewinn zum höchsten Element des Lebens erhebt. Sagen hingegen, die mit Ansichten und Meinungen, überhaupt mit dem Glauben zusammenhangen, sind bleibender; sie überdauern oft alle Veränderungen in der Bildung des Volks; so haben sich namentlich bei den germanischen Stämmen viele Beziehungen auf die Religion und alte Gebräuche erhalten, oft dem spätern Geschlecht, das sie aufbewahrt, selbst nicht mehr verständlich. Ein Kennzeichen der Aechtheit und des Alters ist die allgemeine Verbreitung, wie z. B. bei der Sage von Wodan's Jagd, worunter im nördlichen Deutschland, wie in Schweden, das wüthende Herr verstanden wird. Es ist allerdings höchst wichtig, auf die Sagen und Erzählungen, die sich unter dem Volk erhalten haben, aufmerksam zu seyn; sie verdienen desto mehr gesammelt zu werden, je größer die Gefahr ist, die ihrer Erhaltung durch die zunehmende Volksaufklärung droht. Allein bei ihrer Benutzung muß man mit kritischer Unbefangenheit verfahren, und zuerst untersuchen, ob eine vorgebliche Sage wirklich in dem Volk entstanden ist. Allmählig gehen nämlich gewiße Erzählungen, Erklärungen und Meinungen, die eigentlich der Wissenschaft angehören, durch allerlei zufällige Veranlassungen auf den großen Haufen über, und nehmen hier einen eigenthüm-

lichen Charakter an: so z. B. die westphälischen Sagen von der Herrmannsschlacht, die pommerschen vom Untergang der alten Stadt Wineta, die rügische vom Herthadienst. In England entstand vor nicht langer Zeit eine Volkssage vom Admiral Beda; in einer Kirche wird der Stuhl des Admirable Beda gezeigt, worüber die Aufsicht einem alten Seemann anvertraut ward: er verwechselte dies ihm unbekannte Wort mit dem, woran er desto mehr gewöhnt war, und bald unterhielt er aus eigner schöpferischer Einbildungskraft die Neugierigen, denen er das Denkmal zeigte, von den Thaten des tapfern Admirals in Ost- und Westindien, dessen Name sich bald über die ganze Gegend ausbreitete. Zweitens ist immer der große Antheil zu bedenken, den die freie Dichtung an der Entstehung der Sage hat; vieles, was als wirkliches Ereigniß dargestellt wird, ist bloße Erfindung, und noch öfter ist durch den Einfluß der Einbildungskraft ein ursprünglich vorhandener historischer Stoff ganz unkenntlich geworden. Keinen andern Grund haben z. B. die isländischen Sagen, denen achtungswerthe Gelehrte noch immer eine unbegränzte Ehrfurcht zollen*); auch die Geschichtschreiber des Mittelalters haben unzählige Fabeln ausgeheckt, nicht in der Absicht zu betrügen, sondern nach dem rohen und beschränkten Begriff, den sie von der Geschichtschreibung hatten; so ist z. B. die Sage über die Ankunft der Sachsen von den Mazedoniern verhältnißmäßig alt, und auch wohl dem Volke

*) Ich meine nicht die eigentlichen Geschichtbücher, sondern die Romane von den Jansvikingern, dem Nial, Eigil und die ganze Heerschaar ihres Gleichen.

bekannt gewesen; aber sie ist sichtbar nichts als eine gelehrte Erdichtung.*)

Die Sagen, deren Tacitus hier erwähnt, sind keineswegs im Volk entstanden, sondern gelehrte, von denen sich auch behaupten läßt, daß sie nur höchstens solchen Germanen bekannt waren, die mit den Römern in Verbindung standen. Die Sage von einer trojanischen Colonie in Latium scheint ursprünglich von den Griechen zu den Römern gekommen zu seyn, von diesen ward sie gern aufgenommen, und bald allgemeiner Volksglaube; es ward gleichsam ein Grundsatz der historischen Forschung daß nach der Zerstörung Troja's Griechen oder auch wohl Trojaner sich überall niedergelassen, Städte gegegründet und Völker gestiftet hatten**). Diese Meinung ging zu den neuen Völkern über, zu den Franken, den Angelsachsen und Isländern, die sämmtlich ihre Ahnherrn von Troja herholten; London, heißt es in den Gesetzen Eadgár's, sey nach Art und zum Gedächtniß des alten Troja gebaut, und genieße bis auf diesen Tag Gesetze, Rechte und Würden dieser Stadt***). Bei den Strei-

---

*) Für die Critik der ältern Quellen zur Geschichte des Mittelalters ist dieser Gegenstand höchst wichtig; eine treffliche Erörterung über diesen Gegenstand findet sich in einer Rezension von A. W. v. Schlegel in den Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur 1815, Nr. 46. S. 721., auf die ich um desto lieber verweise, da eine sehr lange und vielseitige Beschäftigung mit den Denkmälern des Mittelalters mich ganz auf dieselben Resultate geführt hat. Schätzbar und lehrreich ist auch eine kleine dänische Schrift: Bemærkninger over Folkesagnene om ten nordisk Kämpeslaegt i Oldtiden af M. E. C. Werlauff. Kjöbenh. 1815. 8.

**) In Gallien z. B. Ammian. Marc. XV., 9.

***) Leges Eadgari: in Wilkins collectio Legg. Anglos. S. 206.

tigkeiten über die Herrschaft Schottlands führte Edward in seiner Rechtfertigung an den Papst zum Beweis der Ueberlegenheit Englands an, daß das brittische Reich vom Brutus dem Trojaner gegründet sey *). So ward diese Meinung sogar ein politisch bedeutender Glaubensartikel **).

Aehnliche Spuren vom Ulyßes, wie hier am Rhein, fanden die Alten überall. Meninx, sagt Strabo ***), hält man für das vom Homer erwähnte Land der Lotoseßer; es werden einige Beweise gezeigt, ein Altar des Ulyßes und die Frucht selbst. In dem Caledonischen Meerbusen beweist, wie Solinus †) erzählt, ein mit griechischen Buchstaben beschriebener Altar, daß Ulyßes nach Caledonien gekommen sey. Auch für die Anwesenheit andrer alten mythischen Helden in dieser oder jener Gegend wurden Altäre, die von ihnen herrühren sollten, angeführt; z. B. wollten die Alten die Meinung, daß ein Arm des Isters ins adriatische Meer falle, dadurch beweisen, daß Jason in dieser Gegend einige Altäre errichtet habe ††). Es ist hier also blos eine allgemeine Vorstellung des Alterthums auf Germanien angewandt, und durch die gewöhnlichen Gründe unterstützt. Daher ist auch die alte, von einigen neuern

---

*) Hume hist. of England III. S. 101. Basler Ausg.

**) Ueber die Entstehung und Ausbreitung der trojanischen Fabel s. Schilters Abhandlung in seiner Ausgabe v. Königshofens strasb. Chronik. Strasb. 1698, S. 466.

***) L. XVII, p. 834.

†) Polyhistor. c. 35.

††) Schöning in Schlözers allgem. nord. Geschichte. S. 187. ff.

Gelehrten wieder auf die Bahn gebrachte Meinung, als wären die Römer durch germanische Erzählungen von ihrem Gott Odin veranlaßt worden, ihn mit dem Ulysses zu verwechseln, selbst ohne alle Wahrscheinlichkeit. Die alte Form des Namens Odysseus ist Utis, wegen seiner großen Ohren, nach Ptolemäus, Hephästion *), und selbst die schöne Art, wie der Held beim Homer den Cyclopen betrügt, indem er sich Utis (Niemand) nennt, bestätigt diese Angabe. Allein selbst die Aehnlichkeit des Klanges ist sehr entfernt da, wie hernach näher gezeigt werden soll, indem im eigentlichen Deutschland der einheimische Gott nicht Odin, sondern Wodan heißt. Ueberhaupt ist die Erzählung von seiner menschlichen Wirksamkeit, wie sie in den spätern Geschichtsbüchern der nordischen Völker vorkommt, sehr jung, und gewiß nicht in Deutschland bekannt gewesen **).

Asciburgium lag nach einer andern Stelle des Tacitus am linken Rheinufer; einige verstehn Asberg bei Mörs, andere Eßenberg, Duisburg gegenüber, darunter. Ptolomäus verlegt es nach derselben Gegend, aber an die germanische Seite. Es ist wohl richtiger, hier einen Irthum der Schriftsteller, als zwei verschiedene Oerter von gleichem Namen anzunehmen ***). Die alten

---

*) In Photii bibliotheca, S. 473, ed. Hoeschel.

**) Weitläuftig ist die Identität des Ulysses und Odins dargethan in: Jonae Rami tractatus hist. geogr. quo Ulyssem et Outinum unum eundemque esse ostenditur. Hafniae 1716. 8., nicht ohne Scharfsinn und Gelehrsamkeit, aber ohne allen Begriff von historischer und philologischer Kritik; es ist schon an sich ein vergebliches Unternehmen, ein rein mythisches Factum als ein historisches zu deuten.

***) Hist. IV, 33. Mannert Geographie der Griechen

Ausgaben haben hinter: benannt eine Lücke, und andre einen griechischen Namen *Ἀκρινίπριον*, *Ἀστυτεάγιον*. Ein schweizerischer Gelehrter*) meint, daß diese Wortverdrehungen aus *Ἀσκινίπυργον*, und daß die Aehnlichkeit mit dem bei den Trojanern gewöhnlichen Namen Ascanius die etymologisirenden Römer veranlaßt habe, Asciburgium auf den Ulyßes zurückzuführen. Andre verändern noch gewaltsamer den Namen in Uxeburg, was denn aus Ulixiburgium zusammengezogen seyn soll. Aber alle diese Vermuthungen sind auf nichts gegründet; obgleich allerdings irgend eine Beziehung in dem Namen vorhanden seyn mußte. Auch dem Alterthum fehlte es nicht an Etymologen, die, wie Schlözer sagt, so lange an den Worten zerrten und kniffen, bis sie gleichsam vor Schmerz einen Laut von sich gaben, wie man ihn haben wollte. Der Name ist übrigens völlig deutsch; man braucht nicht an die Asen zu denken, von denen sich in Deutschland keine Spur findet; er bedeutet vielmehr ganz einfach Schiffburg; Ask, Asche heißt in mehren germanischen Mundarten ein Gefäß, und im salischen Gesetz und der malbergschen Gloße**) ausdrücklich ein Schiff. Eine andere Herleitung, die aber der erstern nachsteht, hat Menso Alting von Esche,

---

und Römer II, 1. S. 250. u. III, S. 555. ist mit sich selbst im Widerspruch.

*) I. C. Hagenbuch de Asciburgio Ulixis, Tiguri 1723, 4., auch wieder abgedruckt in Longolii notitia Hermundurorum II, 8. 95. ff.

**) Lex Sal. XXIII, §. 3.

Eschen, einer trocknen Feldgegend, wovon er überhaupt viele andre Ortsnamen ableitet *).

Durch Gesänge und Lieder, oft durch bloßes Geschrei, suchen sich selbst die wildesten Völker zum Kampf vorzubereiten, sie erheben ihre Gemüther, und versetzen sich zum Theil in die Wuth, deren sie bedürfen. Bei den Neuseeländern werden ihre Bewegungen desto heftiger, je länger sie singen **). Nicht umsonst, sagt Caesar ***), ist es von Alters her eingeführt, daß überall die Feldzeichen ertönen, und alle ein Geschrei erheben, wodurch sie glauben den Feind zu erschrecken und die Ihrigen anzufeuern. Auch Quinctilian macht auf die Wichtigkeit der Musik aufmerksam, um den Muth zu erhöhn †), und der Russenheld Suwarow sagt in seinem herrlichen Soldatenkatechismus: Mache keinen Halt, sei fröhlich, spiele, singe Lieder — rührt die Trommel.

Die Alten erzählen von den Iberern und Lusitanern, daß sie die Schlacht mit Gesängen eröffneten. Die Makassaren (auf Celebes) sind gewohnt, wenn sie in die Schlacht ziehn, die tapfern Thaten ihrer Vorältern zu singen, um sich einander zur Tapferkeit zu ermuntern ††). Bei den Deutschen war es besonders

---

*) Not. Germ. infer. I, p. 11. Das Wort Esch, Eschen in der Bedeutung campi sicci, in arva perennia exculti ist mir sonst unbekannt.

**) Narrative of a voyage to New Zeeland, performed 1814 and 1815 by John Liddiard Nichols. Lond. 1817, I, S. 196.

***) De Bello civ. III, 92.

†) Institt. orat. I, 10.

††) Valentyn het oude ende nieuwe Oostindien V. S. 136.

characteristisch, und Tacitus spricht davon bei mehrern Gelegenheiten; furchtbar waren sie durch ihren Gesang und das Geräusch ihrer Waffen*). Diese Sitte erhielt sich bis auf neuere Zeiten, nur daß geistliche Gesänge an die Stelle traten. In dem alten Gedicht von Carls des Großen Zug gegen die Araber wird von den christlichen Schaaren gesagt:

Sie sungen Gloria in excelsis Deo**).

In dem herrlichen Lied auf den Sieg Ludwigs des Frommen über die Normannen heißt es:

Der Kunig reit kuono
Sang lioth frano (sang ein heilig Lied)
Joh alle saman sungan
Kyrie eleison.
Sang was gesungen
Wig was bigunnen***).

Die Franken bedienten sich lange Zeit des sogenannten Rolandsgesanges, wenn sie zum Kampf zogen, der sich aber verloren hat; in der Schlacht auf dem Brünteberg sangen die Schweden, als sie gegen die Dänen anrückten, das Lied vom heiligen Georg, der für einen besondern Schutzheiligen der Soldaten galt, die des Glaubens waren, daß Jemand an dem Tage, an welchem er ihm eine Ehre erzeige, nicht erschossen werden könne†). Noch zur Zeit Carls XII. pflegten die Schweden unter An-

---

*) Ann. IV, 47. Hist. II, 22.

**) In Schilter Thes. II. S. 37, v. 3299.

***) Daff. S. 16. v. 91. ff.

†) Das Lied ist noch vorhanden, s. Swenska Folkvisor II, S. 252.

stimmung eines geistlichen Liedes, z. B. Eine feste Burg ist unser Gott, gegen den Feind anzurücken.

Von den Schlachtgesängen ist das Schlachtgeschrei, der Barritus, verschieden. Die Germanen deuteten nach demselben den Ausgang der Schlacht; wahrscheinlich je nachdem es mehr oder weniger laut und gleichförmig ertönte; oder auch indem sie das ihrige mit dem feindlichen verglichen. Die Römer hatten es ebenfalls entlehnt; es erhob sich von einem leisen Murmeln, wuchs allmählig, und wird mit dem Lärm der Wogen verglichen, die sich an Felsen brechen. Vegetius sagt, daß der Barritus nicht eher erhoben werden muß, als bis beide Schlachtordnungen aufeinander stoßen *). Die Römer haben das Wort, das hernach auch vom Elephantengeschrei gesagt wird, von den Barbaren entlehnt, und Festus nennt es daher sogar Barbaricum; Ammianus sagt ausdrücklich, daß das Wort fremd sey **). Der Form nach ist es latinisirt, aber die Wurzel scheint germanisch zu seyn. Denn im Frisischen heißt Borta oder Barta, schreien, um Hülfe rufen ***); vielleicht hat auch im Isländischen die Welle, Bara, aus derselben Wurzel ihre Benennung. Bei unsern ältern Dichtern kommt Bar oder Bart für Lied vor: „hie endet

---

*) Amm. Marcell, XVI, 12, XXVI, 7. XXXI, 7; Vegetius de re milit. 29.

**) Quem Barbari dicunt barritum. C. XXVI. 7. und quam (vocem) gentilitate adpellant barritum. Gentilitate, über dessen Bedeutung sich Adelungs älteste Geschichte 389 sehr unnöthige Bedenken macht, steht für das spätere Barbaries, also mit einem fremden Ausdruck.

***) Wiarda Asegabuch S. 228.

sich der Bart", sagt Conrad von Würzburg und Hans Sachs: da lernt' ich in schneller Eil der Bar und Tön einen großen Theil, und hernach: Mein erst Bar im langen Marner. Dies Wort aber scheint aus einer andern Wurzel zu stammen und muß vielleicht von Bar, einer Schranke abgeleitet werden, etwa um das Maas, den Tact zu bezeichnen. Der Einfall, daß Barrit aus Wärlied entstanden sey, ist zu nüchtern, um irgend eine Beachtung zu verdienen.

Viertes Kapitel.

Physiologische Gründe für die Unvermischtheit der Germanen. Ihre äußere Bildung.

Ich selbst trete den Meinungen derer bei, die glauben, daß die germanischen Völker unangesteckt durch Vermischungen mit andern Stämmen eine eigne, reine nur sich selbst gleiche Menschenart ausgemacht haben: daher ist auch obgleich bei einer so großen Anzahl von Menschen, dieselbe Leibesgestalt; alle haben furchtbare und himmelblaue Augen, goldgelbe Haare, große, nur zum Angriff taugliche Leiber, ohne dieselbe Fähigkeit zur Anstrengung und zu Arbeiten. Durch Himmel und Boden sind sie gewohnt Durst und Hitze gar nicht, (wohl aber) Kälte und Hunger zu ertragen.

Tacitus sucht die vorhin aus historischen Gründen behauptete Unvermischtheit der Germanen jetzt mit besserem Glücke aus physiologischen darzuthun, er beruft sich auf die Gestalt und Bildung, die ungeachtet der großen Volkszahl doch immer dieselbe sey. Zur Verschiedenheit der Gesichtszüge in einem Volk, trägt nach

der Bemerkung eines vortreflichen Beobachters*) überhaupt die intellectuelle Kultur am meisten bei, unter noch barbarischen Völkern giebt es mehr eine Stamm- oder Hordenphysiognomie als eine besondere, den Einzelnen eigenthümliche. Vergleicht man die Hausthiere mit denen, welche in Wäldern leben, so glaubt man dieselbe Bemerkung zu machen. Bei den Chaymas (in Südamerika) hat man bei erwachsnen Personen oft Mühe die Söhne von den Vätern zu unterscheiden und nicht ein Geschlecht mit dem andern zu verwechseln. Auch die Absonderung in Stämme, die sich feindselig verfolgen, trägt dazu bei, diesen Charakter zu erhalten. Man überzeugt sich auch leicht durch den Anblick von Soldatenschaaren, die aus Bewohnern einer und derselben Landschaft zusammengesetzt sind, von der Wahrheit dieser Bemerkung; die Aehnlichkeit der Züge und des ganzen Baues ist so groß, daß man kaum den Einzelnen unterscheiden kann.

Die charakteristischen Eigenschaften der germanischen Völker, die den Alten insonderheit auffielen und die auch Tacitus hervorhebt, sind:

1) wilde, blaue Augen. Schon Horaz**) nennt die blaue Jugend des wilden Germaniens. Genau bestimmt ist die Farbe wohl nicht. Plutarch***) sagt, daß die Kimbrer wegen ihrer großen Leiber und der Bläue ihrer Augen (τῇ χαρυπότητι τῶν ὀμμάτων) für ein germanisches Volk gehalten würden. Er selbst

*) Al. v. Humboldt voyage T. I. S. 468.

**) Ep. XVI. 7.

***) Marius c. 11. Vol. III, ed. Hutt.

bezeichnet anderwärts die Bläue des Himmels mit diesem Ausdrucke, welcher er die Blüthe des Flachses vergleicht. Merkwürdig ist es, daß bei einigen germanischen Völkern nicht blaue, sondern graue Augen für schön gelten: in den altenglischen Romanzen des Mittelalters ist grau wie Glas (gray as glas) die gewöhnliche Bezeichnung schöner Augen; auch Shakspear läßt in den Edelleuten von Verona *) die Julie sagen: ihre Augen sind grau wie Glas und so sind meine.

2) Goldgelbe Haar; denn dies ist der eigentliche Sinn von rutilus: die Alten wechseln mit den Ausdrücken, sie sagen gelb (flavi) roth (rufi) goldhaarig (auricomus). Die Griechen gebrauchen die Ausdrücke ξάνθος, χρυσοειδὴς (gelb, goldgleich). Galen sagt, daß man die Germanen eigentlich brandrothe (πυῤῥοὶ) nennen müsse **): allein da es sehr schwer ist eine schattirte Farbe genau zu bestimmen, so werden diese Wörter bei den Alten sehr oft verwechselt. Schon die ältern Ausleger haben eine Menge von Stellen aus den römischen Schriftstellern gesammelt, in denen das gelbe Haar der Germanen erwähnt wird. In dem Buch über die Kriegskunst, das dem Kaiser Mauritius zugeschrieben wird, kommt gar ein eignes Kapitel vor über den Streit mit den gelben Völkern, den Franken, Longobarden und ihres Gleichen.

Gelbes Haar wird bei vielen Völkern für eine Schönheit gehalten: die griechischen Dichter legen es

---

*) Act. IV, Sc. 4.

**) De Diaeta p. 31. ed. Bas. graec. 1538, (nach Sprengels Anführung).

reizenden Jungfrauen bei *), und rothe Haare gehören zur Schönheit der Tscherkeßinnen. Auch die Deutschen hielten es für eine große Zierde und wem die Natur es verweigert hatte, der suchte es durch Kunst zu ersetzen. Man bediente sich dazu einer Salbe aus Talg und Asche: am besten ward sie aus Buchenasche und Ziegenfett: man hatte eine dicke und eine flüssige Art: die erste ward, wie eine Stelle des Martials schließen läßt, schon in Kugeln geformt **). Plinius ***) schreibt diese Erfindung den Gallern zu, bemerkt aber, daß bei den Germanen sich die Männer derselben mehr als die Weiber bedienten. Es scheint, daß man sich auch gewisser Kräuter dazu bediente, die sogar nach Rom verschrieben wurden, wie aus dem Ovid †) erhellt:

Graues Haar bestreicht die Frau mit germanischen Kräutern,
Schönere Farbe sucht sie sich zu erlügen durch Kunst.

Als Caligula die Deutschen betriumphiren wollte, mußten schlanke Galler ihr Haar roth färben und wachsen lassen, deutsch lernen und barbarische Namen annehmen ††). Bei einem Ueberfall der Alemannen, den Jovinus im J. 366. unternahm, waren einige beschäftigt sich zu baden, andre nach ihrer Weise das Haar zu rö-

---

*) B. Eurip. Med. 976.

**) Epigr. XIV, 27. Mattiaca pila, Er nennt die Seife Schaum spuma und wenn nicht, wie Einige wollen, Cattica statt Caustica gelesen werden muß, so war ihr ein beizender Zusatz beigemischt.

***) H. N. XXVIII, c. 51.

†) De arte amandi III, 163. ††) Suet. Calig. c. 47.

then und noch andre zu trinken *). Daß solche künstliche Mittel auch noch in sehr später Zeit im Gebrauch waren, läßt sich vielleicht aus einer Stelle des sehr merkwürdigen plattdeutschen Spruchgedichts der Koker schließen, wo es heißt:

Schoschwarte und elern Borke,
Davon maket man nene schone gele Haar **).

Auch in Rom ward germanisches oder deutsches Haar Mode: anfangs suchte man es durch eine Art Puder nachzuahmen, hernach ward sogar germanisches Haar verschrieben, um daraus Perücken zu machen, nach dem Zeugniß des Ovid ***):

Nun wird Germanien Dir zusenden erbeutete Haare.
Das bezwungene Volk reicht ein Geschenk Dir zum Schmuck.

Caracalla schmückte sich mit gelben Haaren, die auf germanische Art beschnitten waren †), und selbst bei den Alexandrinern war noch im siebenten Jahrhundert die gallische Seife (Σάπων γαλλικὸς) ein Verschönerungsmittel; wahrscheinlich nichts anders, als die vom Plinius beschriebene Art ††). Die Kirchenväter eiferten

---

*) Amm. Marcell. XXVII, c. 2.

**) Schuhschwärze und Ellernrinde, davon macht man keine schöne gelben Haare. De Koker herausgegeben mit dem Reinke Voß 1711, S. 378. Auch Geiler von Kaisersberg in seinem Narrenschiff — Straßb. 1520. sagt: S. 28. Das Har — gel und krumm kraus machen.

***) Amorum Lib. I. El. XIV, v. 45.

†) Herodiani hist. IV, c. 7.

††) Sprengel aus Paul von Aegina, einem alten Arzt, L. VII, p. 277, ed Bas. gr.

gegen diesen Gebrauch, und Tertullian sagt, daß die Schönen, die mit Krokus ihr Haar färben und sich ihres Volks schämen, daß sie nicht als Germaninnen oder Gallerinnen gebohren sind, sich mit dem Feuerkopf eine böse Vorbedeutung (nämlich des höllischen Feuers) stellen.

Gelbes Haar ist zu allen Zeiten von den germanischen Völkern geschätzt worden und es fehlt niemals unter den Zügen ausgezeichneter weiblicher und männlicher Schönheit. Da sah man fahle Vahse (gelbes Haar) unter liehten Borten gahn, sagt das Nibelungenlied *). Die herrliche Beschreibung einer schönen Frau im Renner fängt mit den Worten an: ihr houbt darauf geles Haar, und an einer andern Stelle sagt er: ihr Haar was geler Syden glich **). Noch zur Zeit der Reformation singt Johann Meyfarth in einem bekannten Kirchenliede:

Was hilft ein goldgelb Haar,
Augen krystallenklar,
Lefzen rosenroth,
Alles vergeht im Tod.

Hieher gehört auch die plattdeutsche Redensart: es geschieht nicht deiner gelben Haare willen. Wir finden, daß die edelsten deutschen Männer und Fürsten immer ihres Haars wegen gelobt werden: von den Gesandten, die Kaiser Friedrich III. nach Portugal schickte, um seine Gemahlin heimzuholen, sagt der Weiß Kunig:

---

*) Lied der Nibelungen, V. 2307.

**) Reynitzsch a. a. O. S. 278. Sie schwang ihr gelbes Haar. Görres altdeutsche Volks- und Meisterlieder S. 98.

dieselbe Bothschaft hatte auch schön gelb Haar und von Art kraus, und hernach: die wohlgebohrnen Herrn aus des alten weisen Königs Königreich mit krausen langen, gelben Haaren über die Achsel: und vom Kaiser Max selbst wird erzählt, daß er ein sonderlich schön gelb Haar habe *). Von dem pommerschen Herzog Erich sagten nach Kanzow's herrlicher Erzählung, die Alten, die ihn gesehn, daß er hat ein lang gelb kraus Haar gehabt, welches er so lange hat gezwaget und gestrakket, als damals die Weise gewesen, daß es ihm bis auf die Hüfte gereicht und wie es fein kraus und gelbe gewesen, hat es geblenkert wie Gold wenn die Sonne druf geschinnen **).

Dieselbe Ehre gab auch der Norden dem gelben Haar, und es ist Bedingung weiblicher Schönheit: das Mährchen von Gunlaug Schlangenzunge sagt von der schönsten Frau auf Island, daß ihr Haar so voll und reich war, daß sie sich ganz damit bedecken konnte und so schön, wie geschlagnes Gold: viele ähnliche Beispiele kommen in den andern Sagen vor ***). Unter den Jomsvikingern, die Hakon Jarl gefangen nahm und größtentheils hinrichten ließ, befand sich ein äußerst schöner Jüngling, dessen reiches gelbes Haar wie Seide war und in langen Locken auf die Schultern hinabhing. Er ging freudig zum Tode, bat aber, daß ein wackrer Kriegsmann ihn beim Haar fassend das

---

*) Weiß Kunig S. 13 und 114.

**) Pomerania — durch Thomas Kanzow Bd. II, S. 152.

***) Sagan af Gunlaugi Ormstungu ok Skald Rafni, Hafniae 1775, 4. S. 54. und die Anm. nr. 41. Vita Nialis, ib. 1809. S. 2 und 29. Eyrbyggiasaga, ib. 1787, S. 31.

Haupt abschlage, damit jenes nicht blutig werden möge; denn ich habe lange Zeit, setzte er hinzu, große Sorge dafür getragen *). Der isländische Ausdruck ist rothbleich (raudbleike). In den dänischen und schwedischen Volksliedern ist sehr häufig von goldgelben, schöngelben Locken und Haaren die Rede.

Diese Eigenthümlichkeit findet sich jetzt nicht mehr: selbst am Rhein haben die Landleute fast nur schwarzes wenigstens dunkelbraunes Haar: die Ursache liegt theils in der großen Vermischung mit andern Völkern und theils in der veränderten Lebensart: namentlich in der allgemein üblich gewordnen Bedeckung des Hauptes; einige halten die Veränderung der Haarfarbe für eine Folge des Weintrinkens, woran im südlichen Deutschlande zum Theil selbst der gemeine Mann sich gewöhnt hat **). Ueber den Werth, den das Haar überhaupt in den Augen der Germanen hatte, und die Art es zu tragen, wird an einer andern Stelle die Rede seyn.

3) Die Germanen zeichneten sich durch die Größe ihrer Leiber aus und waren auf den ersten Anblick dadurch besonders furchtbar; Caesar schreibt ihnen eine ungeheure Größe zu und die Zeugnisse andrer alten Schriftsteller stimmen hiemit überein. Es versteht sich daß die Germanen nur im Verhältniß zu den Römern riesenmäßig erschienen, grade wie die sogenannten Patagonen im südlichen Amerika den Franzosen und Eng-

---

*) Jomsvikinga Sagan eller Historia om Kämparne fran Jomsburg. Utgifven af L. Hammarskjöld. Stockh. 1815. 4. S. 170.

**) Gerken Reise durch Schwaben, Bayern u. s. w. III, S. 217.

ländern; mit Recht läßt sich auf unsre Vorfahren anwenden, was Bougainville von jenen sagt: „es ist der Mensch, der ganz der Natur überlassen, und durch kräftige Speisen genährt, die völlige Größe erreicht hat, deren unser Geschlecht fähig ist.“ Kein Patagoner war nach diesem Reisenden unter 5 Par. Fuß 6 Zoll und über 5 Fuß 10 Zoll oder nach den Engländern 7 Fuß ihres Maaßes. Eben diese Höhe erreichten auch die Deutschen: Sidonius Apollinaris*) aus dem fünften Jahrhundert gebraucht von den Burgundern und andern germanischen Völkern das Beiwort siebenfüßig; auch Karl der Große hatte eine Höhe von sieben seiner Füße, ohne, wie Eginhard hinzusetzt, das gewöhnliche Maaß zu überschreiten.

Die Sage legt freilich den früheren Geschlechtern bei ungeheuren Kräften auch Riesenleiber bei; große Knochen, die man aus der Erde hervorgrub, wurden als unumstößliche Beweise angesehn, und schon das Alterthum sah sie für Riesengebeine an: selbst Anatomen stimmten durch allgemeinen Wahn getäuscht, dieser Ansicht bei: König Friedrich III. von Dännemark gab sich große Mühe ein vollständiges Gerippe zusammenzubringen, was ihm aber nicht gelang. Genauere Untersuchungen haben indessen ergeben, daß alle diese für menschlich gehaltnen Ueberreste Thieren angehören:

---

*) Carm. VIII, 9. XIII, 19. Die Nachrichten über die Größe der Patagonen sind zusammengestellt von Zimmermann Taschenbuch der Reisen 7ter Jahrgang S. 269. ff., wobei auf die Verschiedenheit der Maaße und den Umstand Rücksicht genommen werden muß, daß die meisten wohl nur nach dem Augenschein sprechen.

und die Träumereien älterer und neuerer Gelehrten von Riesenvölkern sind ohne allen Grund *). Die Ursachen dieser auffallenden Größe müssen wohl zunächst in der Nahrung, die wie bei den Patagonen zunächst in Fleisch bestand, und in der ganzen Lebens- und Beschäftigungsart **) aufgesucht werden; dieselben Ursachen gewährten auch zugleich eine größere Körperkraft; denn daß unsere Väter ihre Nachkommen darin übertrafen, beweist schon die Schwere ihrer Waffen und Rüstungen. Daß die mythischen Erzählungen auch hier übertreiben, ist in der Natur der Sache: ähnliche Erzählungen hatten auch die Griechen, die z. B. vom Theseus zu berichten wußten, daß er einen Richtbaum vom Wagen nahm und aufs Dach warf ***). Aber in den Jahrbüchern unsrer Geschichte und in der Erinnerung des Volks haben sich Beispiele einer ungeheuren Stärke erhalten, die das Erbgut unsrer edlern Väter war, keineswegs eine Juden- oder Gaukelkunst, sondern das Kennzeichen deutscher Abkunft und deutscher Lebensweise. Unter den Dithmarschen waren Bauern nicht ungewöhnlich, die 2 Tonnen Hamburger Bier unter die Arme nahmen und mit denselben umhersprangen, oder sich neben einem Pferde vor einem Fuder Heu

---

*) Vgl. die obenerwähnte Abhandlung v. Werlauf.

**) Herm. Conringii de habitus corporum Germanorum antiqui ac novi causis liber. Ed. 3tia. Helmestadii 16664. Enthält für unsre Zeiten nicht viel Brauchbares. Die neue Ausg. annotationibus uberrimis dilucidavit Ioh. Phil. Burggravius. Francof. ad M. 1727. 8. ist mit ganz allgemeinen und unnützen Anmerkungen versehen.

***) Paus. I, 19.

spannten. Ein Fremder begegnete einem Bauer auf dem Felde und fragte ihn nach der Wohnung des starken Hans. Der Landmann hob sogleich seine schwere eiserne Egge in die Höhe und bezeichnete die Gegend. Du bist's gewiß selbst, sagte verwundernd der Wanderer und erhielt: So bin ich, zur Antwort *).

Von einem Edelmann, Jürgen Krokow, am Hofe Bogislav's, erzählt Kanzow, daß er ein Hufeisen mitten von einander reißen, drei Tonnen Bier zugleich aus einem tiefen Keller tragen konnte und im Kriege gegen die Moskowiter Wunderthaten verrichtete, bis er endlich von der Menge überwältigt ward **). Auch der berühmte Hofkriegsrath Maximilians II., Andreas Rauber, der über 3 Ellen lang war, besaß außerordentliche Kräfte, wovon er oft glänzende Proben ablegte †). Noch im 17ten Jahrhundert war ein adliches Geschlecht in Preußen seiner Stärke wegen berühmt; einer aus demselben zog allein einen mit Bauholz beladnen Wagen, den sechs Pferde nicht schleppen konnten, aus dem Morast; ein Andrer trug als Kurfürst Friedrich Wilhelm ihm erlaubte, sich soviel Wein zum Schlaftrunk zu holen als er tragen könne, fünf Anker Wein aus dem Keller ††).

Nicht blos die Männer, auch die edelsten Frauen waren durch ihre Kraft ausgezeichnet, ohne der unge-

---

*) Jahn die deutsche Turnkunst S. 275. Klaus Harms vermischte Schriften, Kiel 1816, S. 132.

**) Pomerania II, S. 279.

†) Tenzel monatliche Unterredungen 1690, Nov. S. 1060.

††) Bock's Naturgeschichte von Preußen I, S. 244.

heuren Weiber in den Sagen, einer Brunhild oder Grienhild zu gedenken, lassen sich viele ganz geschichtliche Beispiele anführen. Die Gemahlin Kaiser Carls IV, Ellsabeth (eine Fürstin von Pommern Stettin), zerbrach bei einem Gastmahl in Gegenwart vieler Fürsten, Herrn und Ritter ein Hufeisen und legte noch andere Proben ihrer körperlichen Stärke ab. Um ihrem Gemahl zur Gesundheit zu verhelfen, machte sie zu Fuß eine Wallfahrt von mehreren Meilen *). Von der Herzogin Catharina, Bogislafs Schwester, der Gemahlin Heinrichs von Braunschweig, berichtet Kanzow, daß sie solch eine herrliche Frau und schier zweimal so groß gewesen sey als Herzog Heinrich, und wie die kleinen Leute bald voll Zorns laufen und er auch ein zorniger Fürst gewesen und er sie bisweilen hat schlagen wollen, hat sie ihn ergriffen und mit Gewalt niedergesetzet, auch nicht ehe losgelassen, bis er ihr Frieden zugesagt **). Eine Frau aus dem angeführten preußischen Geschlecht hielt aus dem obern Fenster des Hauses zwei Musikanten auf der Hand eine Zeitlang in freier Luft. Es würde leicht seyn diese Beispiele noch zahlreicher zu machen, allein sie werden hinreichen um zu beweisen, wie allgemein ehemals noch eine körperliche Kraft verbreitet war, die immer seltner und seltner geworden ist.

Den alten Germanen fehlte aber die Ausdauer: Germanicus tröstete seine Soldaten mit der Versicherung, daß ihr Leib, wie er zwar furchtbar anzuschauen und

---

*) Pelzel Geschichte Carls IV, II. S. 836.

**) Pomerania II, 201.

zu einen kurzen Angriff tüchtig sey, doch keine Wunden ertragen könne *). Zu einer anhaltenden uud ausdauernden Anstrengung bedarf der Mensch einer gewissen Ueberlegung, die ihn über die Ansprüche der Natur erhebt und durch den Willen gleichsam ein Gegengewicht für die äußere Einwirkung hervorbringt. Wilde Völker sind einer solchen Reflexion nicht fähig: sie erschlaffen, wenn die erste Kraftäußerung ohne Erfolg ist. Die Kalmücken z. B. sind beim ersten Angriff am beherzesten; wenn sie Widerstand finden oder Gefahr sehn, ergreift jeder gern zuerst die Flucht **). Allein nicht an und für sich waren die Leiber der Germanen zu fortdauernder Anstrengung unfähig, sondern nur wegen der Art ihres Kriegswesens nicht daran gewöhnt, und in Hinsicht auf Arbeiten fehlte ihnen die Kriegszucht und die Uebung der Römer.

Auch Durst und Hitze konnten die Germanen nicht ertragen, natülich in einem wärmern, von dem ihrigen so sehr verschiednen Himmelsstrich; zwischen dem Naturmenschen und dem Lande, das er bewohnt, findet eine genauere Wechselwirkung statt: nur bei einem gewissen Grade von Ausbildung kann er es wagen, sich unter einen andern Himmelsstrich zu begeben, nur wenn er im Stande ist seine ganze Lebensweise den Bedingungen der neuen Oertlichkeit gemäß einzurichten. Daher rechneten die Römer darauf, daß, wenn ein Krieg mit den Germanen nur bis zum Sommer verlängert werde, die Hitze und die durch dieselbe veranlaßten

*) Tac. Ann. II, 14.

**) Pallas Sammlung hist. Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften I, S. 226.

Krankheiten sie von selbst schwächen und aufreiben würden *). Narses suchte daher auch den Krieg gegen die Franken in die Länge zu ziehn, weil, wie Agathias **) sagt, die drückende Hitze (τὸ πνῖγος) ihnen höchst nachtheilig war und sie sehr muthlos machte: bei der Kälte hingegen gedeihen sie immer und sind stark und unterziehn sich dann am liebsten den Beschwerden. Die Hitze ist für Völker, die nicht daran gewöhnt sind, höchst erschlaffend: selbst die Afghanen, deren Land zum Theil unter einem warmen Himmelsstrich liegt, sind außer Stande ein heißes Klima zu ertragen, und in den indischen Feldzügen pflegte die Annäherung des Sommers selbst unter der kräftigen Herrschaft des Achmed Schah ihre Heere sehr zu verdünnen ***). Daher ist es auch wohl eine Uebereilung, wenn Appian †) von den Germanen des Arioviſt sagt, daß sie die Kälte eben so gut als die Hitze ertrugen.

Mehr waren sie durch ihren Himmelsstrich und ihren Boden gewöhnt, Kälte und Mangel zu erdulden; wohl nicht eigentlichen Hunger, sondern sie konnten sich mit schlechten Lebensmitteln begnügen, denn Appian sagt, daß ihnen beim Mangel Gras zur Nahrung dient, wie ihren Pferden die Zweige. Ein kalter Himmelsstrich erfordert eine reichlichere Nahrung als ein wärmerer und das Ungemach der Kälte wird durch den Hunger nicht wenig erhöht: daher sagt auch ein spä-

*) Tac. Hist. II, 32. u. II, 93.

**) L. I, S. 31. ed Par.

***) M. Elphinstone's Geschichte der engl. Gesandtschaft an den Hof von Kabul, Bd. I, S. 391. (deutsche Uebers).

†) Hist. Rom. IV, 3.

lerer Schriftsteller *), daß den Germanen der Wein und der Mangel an Lebensmitteln verderblich sey. Die Nachricht des Tacitus läßt sich aber auch vielleicht so erklären, daß Völker, bei denen der Erwerb unsicher ist, die z. B. von der Jagd leben, häufig genöthigt sind, zu hungern, wenn ihre Erwartung einer Beute fehlschlägt, und daß sie durch diesen Umstand gezwungen sind, sich an Entbehrung zu gewöhnen; indessen scheinen die meisten germanischen Stämme nicht mehr auf dieser niedrigen Stufe zu stehn, sondern bereits sichere Erwerbszweige gehabt zu haben.

*) Mauricius in Strateg L. XI, c. 4.

Fünftes Kapitel.

Beschaffenheit des Landes. Erzeugnisse.

Das Land, obgleich es nicht wenig an Art verschieden ist, ist im allgemeinen doch entweder durch die Wälder schaudervoll oder durch die Sümpfe unangenehm; feuchter, wo es nach Gallien, luftiger, wo es nach Noricum und Pannonien schaut, an Saaten fruchtbar, zum Obstbau unfähig; reich an Vieh, das gemeiniglich aber nicht groß ist; selbst den Heerden ist nicht ihre Schönheit und der Ruhm der Stirne; sie freuen sich über die Zahl und dies sind ihre einzigen und angenehmsten Reichthümer. Ob günstige oder erzürnte Götter Silber und Gold versagt haben, weiß ich nicht. Doch will ich nicht behaupten, daß keine Bergader Germaniens Silber oder Gold erzeuge: denn wer hat nachgeforscht? Besitz und Gebrauch machen auf sie eben keinen Eindruck. Man kann bei ihnen silberne, ihren Gesandten und Fürsten zum Geschenk gegebne Gefäße in gleicher Geringschätzung sehn, als welche aus Erde gebildet werden: obgleich die Benachbarten, wegen des Gebrauchs bei'm Verkehr, Gold und Silber in Werth halten, und einige Arten un-

seres Geldes kennen und auswählen; im Innern bedienen sie sich, einfacher und alterthümlicher, des Waarentausches. Sie loben sich des alten und langbekannten Geldes, der Sägen (Serraten) und Zweigespänner (Bigaten). Auch trachten sie mehr nach Silber als nach Gold, nicht aus irgend einer Vorliebe, sondern weil für sie, die gemeine und wohlfeile Sachen kaufen, die Menge der Silberstücke zum Gebrauch bequemer ist.

Tacitus spricht auch in andern Stellen seiner Werke von dem furchtbaren Himmel Germaniens, dem kurzen Sommer und dem frühzeitigen Winter*); und alle alten Schriftsteller stimmen in diese traurige Beschreibung des Landes ein. Das Land selbst, sagt Mela**), ist durch viele Flüsse unwegsam, durch viele Gebirge rauß und einem großen Theile nach, wegen der Wälder und Sümpfe, unwegsam. Ein beständiger Winter umlagert, nach Seneca's ***) malerischem Ausdruck, den traurigen Himmel, kärglich nährt der unfruchtbare Boden, mit Stroh oder Zweige schützt man sich gegen den Regen und auf gefrornem Eise eilen die Bewohner über die Seen. Die Römer kannten außer den Hauptströmen auch verschiedene kleinere Flüsse, besonders diejenigen, die zum Gebiet des Rheins gehörten: doch sind

*) Ann. II, 5 u. 24. **) De situ orbis III, 3.

***) De provid. c. 4.

ihre Angaben sehr unvollständig und ungenau. Mela führt auch die Namen dreier Sümpfe an, die wahrscheinlich durch die Abschreiber entstellt sind und sich nicht wiederfinden laßen. Die Wälder Germaniens waren bei den Römern gleichsam sprichwörtlich; der Herminische Wald, sagt Livius*), war damals so unwegsam und schauervoll als neulich die Dickichte Germanien's. Das ganze übrige Germanien (nach Ausnahme der unbedeichten Strandgegenden), erzählt Plinius, ist mit Wäldern angefüllt, die zu der Kälte Schatten hinzufügen, die höchsten jedoch nicht weit von den Chauken, vorzüglich um zwei Seen. Die Eichen kommen selbst sehr gut an den Ufern fort; von den Fluten untergraben oder von den Winden herabgestürzt, nehmen sie durch den Umfang der Wurzeln große Inseln mit sich fort: und so im Gleichgewicht erhalten schwimmen sie vermittelst des Takelwerks der großen Zweige: nicht selten geriethen unsre Flotten in Schrecken, wenn sie gleichsam absichtlich von den Fluten gegen die Vordertheile bei Nacht ruhender Fahrzeuge, die ohne Hülfe waren, getrieben wurden, und ein Seegefecht gegen Bäume beginnen sollten. In derselben nördlichen Gegend des harzischen Waldes übertrifft eine Menge von Steineichen, in Jahrhunderten unberührt, und gleich alt mit der Schöpfung, durch das Loos der Unsterblichkeit beinahe alle Wunder. Um anderes Unglaubliche zu übergehen, so ist bekannt, daß durch das Zurückdrängen der sich untereinander begegnenden Wurzeln sich Hügel erheben, oder wenn die Er-

*) L. IX. c. 36.

de nicht hinreicht, sich in einander verwickelnde Bogen bis an die Zweige krümmen, wie offenstehende Thore, daß sie Reutergeschwader durchlassen: größtentheils sind sie eckerntragender Art, denen bei den Römern bestän- dige Ehre ist"*). Noch gegenwärtig scheint sich bei unsern Nachbaren die Meinung fortgepflanzt zu haben, als sey Deutschland ganz und gar mit Wäldern bedeckt; noch ganz neulich wollte ein Engländer die schlechte Beschaffenheit des deutschen Eichenholzes aus dem Um- stande erklären, daß es wie in Kanada in dichten Wäl- dern der Sonne und dem Winde weniger ausgesetzt sey**). Auch über die Kälte und die Witterung hatte man übertriebene Sagen: in den Alpengegenden fror der Wein, was wie ein Wunder galt***); Diodor sagt von Gallien, was bei ihm auch Deutschland um- faßt, daß dort so heftige Winde wehen, daß sie oft faustgroße Steine und eine Menge kleinerer Steine in die Höhe heben, ja die Reuter von den Pferden wer- fen †). Dem verweichlichten Italiäner mochte Germa- niens Himmel traurig, das Land abscheulich vorkom- men: für die Eingebohrnen war es angenehm und be- haglich. Ein Südländer wird unser Land auch noch jetzt für rauh und von der Natur vernachläßigt erklä- ren, wenn er es mit dem ewigen Frühling seines Va- terlandes vergleicht; allein den Aufenthalt wird er er- träglich finden, weil ihm die Genüsse einer veredelten Geselligkeit und der Kunst und die Gaben milderer

---

*) Plin. H. nat. L. XVI, 2.

**) Quarterly review. Sept. 1812, nr. XV, S. 36.

***) Plin. XIV, 27. †) Diod. Sic. V, 26.

Himmelsstriche nicht fehlen. Gewöhnlich nimmt man an, daß Deutschland vor zwei Jahrtausenden viel kälter gewesen, aber daß durch den Anbau die Witterung bedeutend milder geworden sey; ein berühmter Geschichtschreiber *) führt zur Bestätigung dieser Ansicht besonders zwei Umstände an: 1) der Rhein und die Donau waren oft gefroren und fähig, die größten Lasten zu tragen; die Barbaren gingen mit allem Kriegszeug hinüber, was nach Gibbon's Behauptung in neuern Zeiten nie der Fall gewesen seyn soll: allein beide Ströme frieren noch fast alljährlich zu, an vielen Stellen könnte auch ein Heer hinübergehen, und die Franzosen drangen ja wirklich auf dem Eise in Holland ein: überdies war das Gepäck altgermanischer Heere gar nicht mit dem schweren Kriegsgeschirr, den Rüstwagen, dem Geschütz der neuern Zeit zu vergleichen; sie hatten nur leichte Wagen oder Karren. 2) Das Rennthier, das zu seinem Fortkommen einen bestimmten Grad der Kälte zu bedürfen scheint, bewohnte zu Cäsar's Zeiten die Forsten Germaniens: allein hier ist offenbar ein Irrthum, und es soll bei einer andern Gelegenheit bewiesen werden, daß das Rennthier nie in Germanien einheimisch gewesen ist. Ueberhaupt ist es ganz unerwiesen, daß der Anbau auf die Verbesserung des Himmelsstrichs einen so großen Einfluß hat, als man gemeiniglich voraussetzt: dieselbe Meinung hegt man auch von Kanada, das ein so genaues Bild des alten Deutschlandes seyn soll; auch hier sollen die Winter weniger strenge seyn,

---

*) Gibbon history of the decline and fall of the rom. empire, ch. IX, Vol. I, S. 285. ed Bas.

weniger Schnee fallen, mit einem Wort das Klima sich verbessert haben: wenn man bedenkt, daß die Sonnenstrahlen bei den ausgerotteten und gelichteten Wäldern einen freieren Zugang zu dem Boden erhalten, und daß eine größere, zusammengedrängte Masse von Menschen und Vieh einen Einfluß auf den Dunstkreis haben muß, so scheint nichts natürlicher als diese Behauptung; allein dessenungeachtet zeigt sich meteorologischen Beobachtungen zu Folge, in einem Zeitraum von 60 Jahren, seit denen die Kultur große Fortschritte gemacht hat, kein wesentlicher Unterschied in der Temperatur *).

Andre haben die entgegengesetzte Meinung aufgestellt und zu beweisen versucht, daß das Klima viel kälter, die Erde weniger ergiebig geworden sey; ja man hat selbst der Ausrottung der schützenden Waldungen einen nachtheiligen Einfluß auf die Witterung und das Gedeihen der Pflanzen zugeschrieben. Es ist neulich, namentlich von Preußen und von England, behauptet worden **); hauptsächlich beruft man sich auf den Umstand, daß im Mittelalter in beiden Ländern (was auch in der Mark und in Pommern der Fall war) Wein in bedeutender Menge gewonnen ward und selbst andre südliche Früchte, wie Mandeln und Kastanien zur Reife kamen; allein diese Erscheinungen lassen sich aus ganz andern Gründen erklären; der Untergang des Weinbaues in den nördlichern Gegenden, für die er an sich

---

*) J. Lambert travels through Canada and the united states, Lond. 1814, I. S. 114.

**) Beiträge zur Kunde Preußens Bd. I. S. 157. Quarterly review XXXV, S. 206.

wenig geeignet ist, war vielmehr eine Folge des ausgebreitetern Verkehrs und des dadurch so sehr erhöhten Werths der natürlichen Erzeugnisse, die alsdann einen weit sichern und größern Gewinn geben müssen als eine großen Aufwand erfordernde künstliche Production: eben deswegen hört z. B. selbst im südlichen Frankreich der Bau der Orangen immer mehr auf. Es ist höchst wahrscheinlich, daß in achtzehn Jahrhunderten die Beschaffenheit des Klima's selbst sich nicht so ganz umgekehrt hat, wie oft behauptet ist, sondern es ist sich im Ganzen gleich geblieben, wenn die Länder freilich durch die Bildung der Völker, die in ihnen selbst entstandene Entwickelung und die Fortschritte des Anbaues, eine ganz andere Gestalt erhalten haben.

Für Feldfrüchte war Germaniens Boden hinreichend fruchtbar, schon die ältesten Bewohner trieben den Ackerbau, über dessen früheste Beschaffenheit weiter unten ausführlicher die Rede seyn wird. Commodus legte im J. 180 den Markmannen einen Tribut an Getreide auf *), und in den Kriegen, die Julian gegen die Alemannen führte, wurden sehr häufig ihre Saatfelder verwüstet. Auch die Sprache beweist, daß die germanischen Völker die vorzüglichsten Getreidearten schon sehr früh kannten, weil sie eigenthümliche, meist ziemlich ausgebreitete Benennungen dafür haben, während namentlich alle von den Römern entlehnten Obst- und Gemüsearten auch in den Namen ihre Abkunft deutlich verrathen. Freilich kann man nicht als Regel festsetzen, daß die einheimische Benennung

*) Dio Cassius L. LXXII, c. 3.

einer Sache zugleich beweist, daß sie ursprünglich bei dem Volke vorhanden war, das sie eigenthümlich benennt; allein in den meisten Fällen findet der Schluß eine Anwendung, besonders wo auch die Analogie dafür ist und sich sonst die Ursache des eigenthümlichen Ausdrucks für einen entlehnten Gegenstand nicht nachweisen läßt.

Es hängt von der Beschaffenheit des Himmels und Bodens ab, welche Getreideart zuerst und hauptsächlich von den verschiedenen Völkern angebaut wird; die Griechen hielten die Gerste, die Römer den Spelt für die älteste. Die Alten scheinen den Hafer für eine Ausartung der Gerste angesehn zu haben: Plinius sagt, daß die germanischen Völker ihn säen und nur von Haberbrei leben *). Der angelsachsische Name lautet Ate, Aten, (schottisch ait, engl. oats) und ist wahrscheinlich aus der Wurzel, Essen (isl. áta, Speise, Eten plattd.) entstanden, was die Vermuthung bestätigt, daß Haber die älteste Getreideart der germanischen Völker gewesen sey. Die Bedeutung dieser Benennung, die in allen übrigen Mundarten vorherrscht, ist ungewiß. Ihre schlägt 2 Ableitungen vor, die beide nicht taugen, entweder von Hager, also daß es eigentlich Hagra heißen müsse, wie man in Upland auch wirklich spricht, oder von dem mittellateinischen Ausdruck Averius für Pferd, wonach Hafer zunächst Pferdekorn bezeichnen würde: allein jenes Wort wird von allem Vieh gebraucht und scheint von Haber herzukommen, weil das Vieh den vornehmsten Theil des Besitzes aus-

*) Hist. nat. XVIII, 44.

machte*). Noch im 9ten Jahrh. nährten sich die Leute des Klosters St. Gallen nur von Haber, aber der Abt Notker gab ihnen reinen Spelt**). Die schlechtern Getreidearten wurden bei erhöhtem Anbau und zunehmender Wohlhabenheit verdrängt. Der Rocken hat in allen Mundarten denselben Namen (isl. Rugr, schwd. Rog, dän. Rog, angels. Ryge, (engl. Rye) plattd. Rogge), die Gerste hingegen wird fast bei allen Stämmen verschieden benannt; die Ober- und Niederdeutschen sagen Gerste, Gaarste, dessen Einerleiheit mit dem Griechischen *Κριθὴ* unverkennbar ist; die nordischen Völker Bjugg, die Angelsachsen Bere, (engl. Barley); auch in der dem Ulfila beigelegten Bibelübersetzung kommt Joh. VI, 9. Barizeinans hlaibans fimf d. i. fünf Gerstenbrote vor. Bei einigen Stämmen war die Gerste die vornehmste Getreideart, und daher wird in Island und Schweden der allgemeine Ausdruck Korn auch zunächst für Gerste gebraucht; bei den Angelsachsen heißt Berern (Gerstenort) die Scheuer und Beretun (engl. Barton) eine Art Vorwerk. Weizen hat in allen Mundarten denselben Namen, nur im Holländischen kommt neben Weit auch noch Tarw vor, was ganz einzeln steht, vielleicht stammt es von dem Angels. Theorf oder Thearf dem altdeutschen Terber***) ungesäuert, also die Getreideart, die keines Sauerteigs bedarf. Das Wort Weizen leitet man von Weiß ab, das

---

*) Schottisch heißt Avir, Aiver das Pferd, angels. Heafre (engl. Heifer) eine junge Kuh.

**) Ekkehardus de cas. Mon. S. Galli. ap. Goldastum I, 61.

***) In den Glossarien hinter Gerberti iter alem. S. 114.

weiße Korn, wie ihn schon Plinius nennt, doch möchte es sich eben so gut aus dem angelsächsischen Hvaet, kräftig, stark erklären lassen. Uebrigens scheinen die germanischen Völker diese Getreideart schon lange gekannt, ja sie in manchen Gegenden für die vorzüglichste gehalten zu haben, in Oberdeutschland ward sehr früh unter dem allgemeinen Ausdruck Korn oder Kern Weizen verstanden *), und die Angelsachen nannten die Ceres Weizengöttin (hvaetegod). Selbst im Norden war er schon früh bekannt und ward auch angebaut **). Spelt und Dinkel kommen im eigentlichen Deutschland zwar ziemlich früh vor, sind aber nicht sehr ausgebreitet. Der Buchweizen (von der Aehnlichkeit der Körner mit dem Samen der Buche) ist erst in spätern Zeiten zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts aus Asien nach Europa verpflanzt; er heißt daher auch in mehrern Gegenden Heiden- wie bei den Franzosen Sarazenenkorn (Blè des Sarrasins). Alle eigentliche Feldfrüchte wurden unter dem Namen Blatt begriffen, das im Angelsächsischen (Blaed, Blad) noch in dieser Bedeutung vorkommt, die auch in das Mittellatein, ins Italiänische und Französische (Bladum, Biade, Blé) übergegangen ist, in den übrigen Mundarten aber einen beschränktern Sinn erhalten hat. Das Wort Treid, Getreide, scheint eigentlich der oberdeutschen Mundart allein eigen zu seyn, es ist daher wahrscheinlich aus

---

*) Schilter gloss. tent. s. v. chorn, S. 171.

**) In der von Ihre angeführten Stelle aus Konung Harald Then Hordrode's Saga c. 35, Snorri's Heimskringla II, 98. ed. Peringsk. (III, S. 94. ed. Dan.) scheint es Getreide überhaupt zu bedeuten.

Triticum, (Weizen) entstanden und als allgemeine Bezeichnung üblich geblieben; die Ableitungen aus deutschen Wurzeln, z. B. von treten oder von tragen sind alle sehr gesucht und unnatürlich.

Unter den Hülsenfrüchten scheint die Bohne oder eine Art derselben früh bekannt gewesen zu seyn. Plinius *) erzählt, daß die römischen Soldaten die Inseln der Nordsee (an der frisischen Küste) Bohneninseln nannten, weil diese Frucht dort von selbst wuchs. Dies ist indessen wohl ein anderes Gewächs gewesen, denn selbst gegenwärtig kommen Bohnen und überhaupt Hülsenfrüchte dort nicht gut fort. Die Hirse scheint in Europa früh bekannt gewesen zu seyn, die sarmatischen Völker lebten von dem Brei und dem rohen Mehl, das mit Stutenmilch oder dem Blut aus den Adern des Schenkels gemischt ward; indessen hat der slavische Name (Proso) gar keine Aehnlichkeit mit dem germanischen, dessen Abstammung ungewiß ist. Die Erbsen (von ervum, wie im englischen Pease von pisum), Linsen, Wicken sind von den Römern zu den Deutschen gekommen. Dasselbe ist der Fall mit allen Gemüsen; nur der Lauch scheint benutzt worden zu seyn, und das Wort, das ursprünglich überhaupt ein saftreiches Kraut, wie noch im Isländischen, bedeutet zu haben scheint, findet sich in allen Mundarten; alle andere Arten Kohl (caulis), Lattich (Lactura), Rettig (ehemals Rättich von Radix), Kürbisse, Rüben, Spargel, Kümmel, Fenchel, Salbey u. s. w., verkündigen ihre fremde Abkunft schon durch die Benennung. Die Römer fanden in

*) XVIII, 30.

Germanien einige Gewächse, die ihnen merkwürdig schienen; der Meerrettig (Raphanus) erreichte in Germanien die Größe neugebohrner Kinder, doch ward er vielleicht nur von den römischen Soldaten und Colonisten angepflanzt, ohne einheimisch zu seyn. Eine Wurzelart (Siser) ward durch den Kaiser Tiberius berühmt, der sie sich jährlich aus Germanien kommen ließ, wo sie in der Nähe des Castels Gelduba am Rhein in vorzüglicher Güte wuchs. Die Gefilde des obern Germaniens waren mit einem Gewächs bedeckt, von welchem der Kaiser Tiberius scherzhaft zu sagen pflegte, daß dort ein dem Spargel sehr ähnliches Kraut wachse*). Dagegen scheinen die mancherlei Wald- und Feldbeeren bekannt gewesen zu seyn, wie sich aus den vielen rein germanischen Namen schließen läßt, die in allen Mundarten oft freilich sehr abweichend vorkommen: die Heidelbeere ward vermuthlich vorzüglich geschätzt, und heißt daher in einigen Gegenden vorzugsweise Besing oder das Berchen: selbst fremde Gewächse dieser Art wurden der Analogie gemäß mit deutschen Namen belegt, wie z. B. die Weinbeere u. a. Auch benutzten die alten Deutschen schon zur Arznei und zum Färben verschiedene Gewächse oder Kräuter (Wurzen), wofür die Sprache daher auch einheimische Namen hat. Caesar Germanicus fand diesseits des Rheins in einer Gegend unweit vom Meer eine frische Quelle, von deren Genuß binnen zwey Jahren die Zähne ausfielen und die Kinnbacken sich lösten. Die Friesen zeigten als Gegenmittel ein Kraut, Namens Britannica, das überhaupt auch gegen

*) Plin. XIX, 26. 28 u. 42.

andre Krankheiten sehr heilsam war. Es hatte länglichte schwarze Blätter, eine schwarze Wurzel. Der Saft ward auch aus der Wurzel gepreßt. Die Blüthe hieß Vibones: sie ward gesammelt, ehe der Donner gehört war und galt für ein allgemeines Sicherheitsmittel. Ueber die Benennung verwunderte sich schon Plinius *), und den holländischen Gelehrten hat sie ganz den Kopf verrückt; es ist ungewiß, welche Pflanze gemeint wird, einige rathen auf Löffelkraut, andere auf Ampfer. In den Namen der Blüthe scheint aber ein deutsches Wort unverkennbar: Vihbohne heißt die heilige Bohne, grade wie die Caßia im Altdeutschen Vichbom, Wihpoum, heiliger Baum heißt, ihrer Heilkräfte wegen **). Plinius ***) gedenkt auch noch des belgischen Rohrs, das aber dem aus dem bononischen Rhein sehr nachstand.

Die Bäume der germanischen Wälder waren hauptsächlich, wie derselbe Schriftsteller sagt, Eckern= d. h. fruchttragend; Akran bei Ulfila, Aeker A. S., Akarn isl., Wachar altd. †), Ecker bezeichnen überhaupt eine Baumfrucht, nicht wie jetzt blos die Eichel; in Unterwalden heißen die Buchnüsse Achern, und im Oestreichischen Agram oder Akram; die Eckern, der Wald=

---

*) L. XXV, c. 6.

**) Glossaria Gerberti, S. 53 u. 115. Vielleicht muß man auch bei Plinius Vibomes lesen: überhaupt ist nicht anzunehmen, daß er die Nachricht der Friesen ganz genau verstanden und wiedergegeben hat.

***) XVI, 65.

†) Mir scheint das alte Wachar mit Akran identisch zu seyn; dies asperirende W. ist im deutschen Dialect häufig und fällt besonders in den nordischen weg: s. unten.

oder Rothbüche werden dort auch noch jetzt gern genossen, doch meist mit Brot, weil sie sonst ihrer öligten Theile wegen einen rauhen Hals oder Schwindel verursachen sollen *). Auch in Schweden wurden noch im 16ten Jahrhundert in Mangeljahren Eicheln und Bucheckern statt Brod genossen **). Die schwedische und dänische Sprache hat für Eckern den Ausdruck Ollon, Olden, oder nach alter Form und noch jetzt im Isländischen Aldin, der eine eben so allgemeine Bedeutung hat und überhaupt eine Frucht bedeutet, wahrscheinlich aus der Wurzel ala, ernähren. Für die Waldbäume hat die Sprache einheimische Namen. Der Eibenbaum (Taxus) wuchs, wie Caesar sagt, in Deutschland und Gallien in Menge. Die giftige Eigenschaft der Blätter und Früchte war bekannt und Cativolcus, ein König der Eburoner, tödtete sich dadurch ***). Unter den eigentlichen Obstarten war den alten Germanen nur der wilde Apfel bekannt; der Name ist allen Mundarten eigen, seine Abstammung läßt sich aber nicht ausmitteln. Die veredelte Obstzucht entstand erst später: der Boden Germaniens war ihr an sich nicht ungünstig, aber es fehlte die Kenntniß und Sorgfalt, die sie erfordert', selbst in Latium war ja zur Zeit der römi-

---

*) M. Höfer etymol. Wörterbuch der in Oberdeutschland, vorzüglich aber in Oestreich üblichen Mundart, Linz 1815. S. 17.

**) Ol. Magnus de gentibus septentrionalibus earumque diversis statibus etc. Romae 1555. Fol. L. XII, c. 6. p. 413. ein für die Geschichte der Sitten, des häuslichen Lebens und der Erfindungen äußerst wichtiger, aber noch lange nicht genug benutzter Schriftsteller.

***) Caes. de B. G. VI, 31.

schen Könige weder Oel- noch Weinbau, und die edelsten Baumfrüchte verdankt Rom erst den spätern Eroberungen in Asien und Afrika. Aus den Namen der Kirsche (cerasus), der Pflaume (prunum)*), Birne (altd. Pire, von pyrum), Pfirsch (Persicum) und andrer Obstarten spricht deutlich der fremde Ursprung. Die Verpflanzung geschah schon sehr früh und die römischen Soldaten pflanzten wohl in der Nähe ihrer Standlager Bäume und Gemüse; schon zur Zeit des Plinius wuchs an den Ufern des Rheins die Kirsche, die Lucullus erst im J. d. St. 680 nach Italien aus dem Pontus gebracht hatte; sie artete aus und erhielt in Germanien eine eigne Farbe aus Schwarz, Roth und Grün, und sah immer wie eine reifende aus **). Nach und nach verbreitete sich der Obstbau immer weiter, selbst bis in den Norden, wo einige Arten noch sehr gut fortkommen.

Der Reichthum Germaniens bestand in seinen Heerden, die Weide war vortrefflich, obgleich unter einer dünnen Rasendecke sogleich Sand war ***), und wenn es nicht dichterische Uebertreibung Claudian's ist, so schickten die Bewohner des linken Rheinufers ihr Vieh in's innere Deutschland, denn es war so ruhig,

---

*) In dem Holländischen Ruyme ist die Abstammung noch deutlicher: das R. geht aber häufig in L. über: so ist auch Maulbeere aus morus gemacht, die ebenfalls im Holländischen noch moerbesje heißt.

**) Plin. H. N. XV, 30.

***) Ib. L. XVII, 3.

Daß schon jenseit des Stromes, ohne daß zürnet der Kauke,
Weidet der Belge das Vieh und daß über die Elbe geschritten
Die Gebirge der Franken gallische Heerden durchirren *).

Tacitus vergleicht das deutsche Rindvieh mit der großen italiänischen Ochsenart von grauer oder weißer Farbe, die schon von der auf den Alpen sichtbar verschieden ist, die mehr in Hinsicht der Farbe wechselt und kleinere Hörner und Füße hat. In Tyrol scheinen diese beiden Arten sich zu vermischen, bis in Deutschland selbst die letzten Spuren des großen italischen Schlags sich verlieren **). Die Hörner müssen dem Rindvieh nicht ganz abgesprochen werden, obgleich es allerdings noch gegenwärtig in einigen Gegenden eine Art Kühe ohne Hörner giebt ***). Die Germanen suchten die einheimische Art nicht durch fremdes besseres Vieh zu veredeln, wie die Galler, die sich um jeden Preis schönes Zugvieh zu verschaffen suchten; sondern sie waren mit dem ihrigen zufrieden, so schlecht und unansehnlich es auch seyn mochte: denn durch die tägliche Gewöhnung war es der größten Anstrengung fähig †). Die Kleinheit war auch wohl Folge der schlechten Wartung, im Winter mußte es sich mit kärglichem

*) In laud. Stilich. L. I, v. 225.

**) Micali l'Italia avanti il dominio dei Romani II, 106.

***) Anton's Geschichte der deutschen Landwirthschaft I. S. 17.

†) Caesar de B. G. IV, 2.

lichem Futter behelfen und wahrscheinlich auf dem mit Schnee und Eis bedeckten Boden im Freien zubringen, wie noch gegenwärtig in vielen Gegenden Westphalens der Fall ist. Daher waren auch selbst bei den Friesen, wo in spätern Zeiten die fetten Marschen Vieh von großem Schlage ernährten, nur mäßige Heerden *). In den Waldungen und auf den Triften war die Weide gemeinschaftlich, natürlich mußte gehütet werden, schon wegen der vielen Raubthiere, von denen die Wälder wimmelten. Hin und wieder waren Pferche angelegt, in welche die Heerden eingetrieben wurden; wenigstens ist es so in den spätern Gesetzen, die überhaupt viele Bestimmungen über die Viehzucht, besonders über die Sicherheit der Thiere, enthalten. Das hohe Alter dieses Nahrungszweiges beweisen die eigenthümlichen Namen für die gezähmten Hausthiere, ihre verschiedenen Geschlechter, Alter und Beschaffenheit in allen Mundarten: von den Römern ist nur der Esel (azilus bei Ulfila von Asellus, oder Esne, Asna (isl. u. schwed. von asinus) eingeführt. Im Vieh bestand der größte Reichthum der alten Germanen, wie auch die alte Bedeutung des Worts beweist, das ehmals (bei Ulfila Faihu, Angels. und Altschwedisch Fae) wie noch jetzt im Isländischen (Fe) Vermögen, Güter bedeutete. Von den Pferden, der Art, wie die Viehzucht benutzt ward, und den größern jagdbaren Thieren wird an andern Stellen geredet werden.

Der Hahn (der auch noch andre Namen führt, entweder nach der Stimme Coce (A. S. engl. franz.)

*) Tac. Ann. IV, 72.

oder nach seinem Kamm Tupp (schwed.) und das Huhn waren uralte Begleiter der germanischen Völker, die diese vertrauten Hausgenossen nur den Er und die Sie nannten, in welchem Sinne beide Worte (Han und Hon) sich noch bei den skandinavischen Völkern erhalten haben; im Englischen heißt das Huhn vorzugsweise der Vogel (Fowl). Schon in Rom waren die Daunen germanischer Gänse vorzüglich geschätzt. Die weißen, aber kleineren werden dort, wie Plinius *) sagt, Gantä genannt, in diesem Wort scheint das uralte Gans, Gos zu liegen, das allen Dialecten eigen ist, wenn es nicht das plattdeutsche Gante, der Gänserich, ist. Das Pfund Daunen kostete fünf Denarien, also etwa nach unserm Gelde 1 Thlr. 6½ Gr. „Hieraus, (aus diesem Werth) entsprangen eigene Vergehungen der Befehlshaber über die Hülfstruppen, die zu diesem Vogelfange ganze Cohorten von der Wache entließen. So weit ging der Luxus, daß ohne diese Hülfe selbst die Nacken der Männer es nicht einmal aushalten können." Aus dieser Nachricht muß man aber schließen, daß es wilde Gänse waren, was auch ein späteres Zeugniß bestätigt, wonach eigentlich wilde Gänse wegen ihrer Weiße und ihres Geschnatters Ganten genannt worden sind **). Der Auerhahn (der wilde Hahn) fand sich in den Alpen und in den nördlichen Gegenden, worunter Plinius vorzüglich Germanien zu verstehen scheint ***).

---

*) H. N. X, 27.

**) Wachter führt aus dem Leben S. Waldeberti, §. 5. an: Anseres agrestes, quos a candore et sonitu vocis gantas vocamus.

***) H. N. X, 29.

Im Winter wurden auch vorzüglich in Germanien Krametsvögel gesehn, weil sie hier reichliches Futter fanden. Im Hercynischen Walde sollen noch ganz ungewöhnliche Vögel vorhanden gewesen seyn, deren Federn in der Nacht wie Feuer leuchteten *). Es ist möglich, daß die Johanneswürmchen zu dieser Erzählung Veranlassung gegeben haben, indessen läßt sich auch noch eine andre nachweisen: in Schweden pflegten die Reisenden besonders in den Wäldern von Strecke zu Strecke Stücke von faulem Eichenholz zu legen, um den Weg zu finden: war dieser Gebrauch auch in Deutschland, so läßt es sich erklären, wie die Sage von leuchtenden Vögeln entstehn konnte: noch näher würde ihre Entstehung liegen, wenn es wahr ist, daß auch der oben auf den Eichen wachsende Schwamm (Fungus agaricus) im Dunkeln leuchtet **).

Auch mehrere Fische der deutschen Gewässer zogen die Aufmerksamkeit der Römer auf sich: Plinius gedenkt eines Fisches im Rhein unter dem Namen Esox, den er dem Nilwels und dem Attilus im Po zugesellt; der letzte ist bestimmt der Hausen, und da der Esox den größten Flußschiffen an die Seite gesetzt wird, so kann es kein Hecht seyn. Allem Ansehn nach ist es der Hausen: dies wird auch aus einer Stelle des Isidor ***) bestätigt, der sagt, daß die sogenannte Isicia, die man gewöhnlich für Würste hält, zuerst aus dem Isox gemacht wären und deswegen den Namen erhalten hät-

*) Plin. L. X, 27.

**) Olaus Magnus de gentibus septentrionalibus L. II, c. 16.

***) Isid. Origg. L. XX, 2.

ten; jenes Gericht ist deutlich Kaviar, der vorzüglich aus dem Rogen des Hausen bereitet wird. Es findet sich indessen dieser Fisch nicht im Rhein, aber in der Donau, in welche er sehr weit hinaufsteigt und bisweilen oberhalb Wien und in der Nähe von Linz gefangen wird: es ist möglich, daß der Schriftsteller die Ströme verwechselt. Im Main und in der Donau ward der Wels, einem Meerschwein gleich, mit Haken und Ochsengespannen herausgezogen *). Dieser Fisch wird wirklich in der Donau über 300 Pfund schwer und der Bauch ist von so großem Umfang, daß ihn zwei Menschen nicht umspannen können: er ist gleichsam der Wallfisch der süßen Gewässer **). Der Bodensee erzeugte eben so gute Aalquabben, als das Meer: deren Leber bei den Römern eine Leckerei war ***). Plinius verwechselt hier offenbar zwei verschiedene Fische, die Aalquabbe (Gadus Lota. Linn.) und die Aalmutter (Blennius viviparus); jene lebt in süßen Wassern, diese ist ein Seefisch, der sonst wenig geachtet wird: in Italien muß man aber die Leber geschätzt haben. Von der Aalraupe hingegen ist der Wohlgeschmack der Leber bekannt, und eine Gräfin von Beuchlingen fand so großes Behagen daran, daß sie den größten Theil ihrer Einkünfte auf dieses Gericht verwandte. Ein altes Fischbuch erzählt, daß die Wirthe im Städtchen Rheineck unweit vom Bodensee, ihren Gästen die Leber

*) Plin. H. N. IX, 17.

**) E. Bloch ökon. Naturgeschichte der Fische Deutschlands I, 244.

***) Plin. IX, 29.

der Aalraupe gekocht vorsetzten, den Fisch selbst aber in den Behältern noch vierzehn Tage gehn lassen *). Unter den Leckereien, womit nach Cassiodor's pomphafter Schilderung die Tafel des Königs Dieterich versehn werden soll, führt er die Karpfen der Donau und den Stöhr des Rheins an **). Den Rheinlachs erwähnt Venantius Fortunatus ***):

Wenn er verweilt am Gestade des schnellhinströmenden Rheines,
Daß aus den Fluten das Netz ziehe die Schwere des Salms.

Die Fische der Mosel beschreibt Ausonius: er nennt den Dickkopf (Capito) die Barbe, die Aesche (umbra) die Forelle (Salar), den Salm, die Aalquabbe (mustela) den Barsch, den Hecht, den Schley, (Tinca) den Uekelei (alburnus) die Alse, (Alausa) eine Heeringsart, die Lachsforelle (Fari) den Gründling (Gobio), den Wels und eine unbekannte Art, die er Redo nennt †). In dem Ursprungsgewäßer der Donau ward nach dem Plinius ††) auch ein schwarzer, giftiger Fisch gefunden,

---

*) Diethelm Antiquarius des Rheinstroms S. 19. Dies soll nach Johnston auch in Savoyen geschehn. Die Fische haben ein zähes Leben, ob aber ein solcher Versuch möglich ist, mögen die Naturforscher unterscheiden.

**) Cassiodori Varia XII, 4. Ancorago Rheni, den einige für den Lachs halten, ist wohl der Stöhr, der in Italien immer sehr hoch geschätzt worden ist und auch bei uns der Herrnfisch heißt.

***) L. VIII, p. 163.

†) Ausonii Mosella, Id. X.

††) H. Nat. XXXI, 19.

bis man zu einer neben dem Flußbett liegenden Quelle kam, wo diese Art von Fischen aufhörte, was aber eine Fabel zu seyn scheint.

Auch die Bienenzucht war den Germanen nicht fremd, wenigstens die wilde; man fand im Norden und namentlich in Deutschland äußerst große Wachs- oder Honigscheiben; eine war 8 Fuß lang und auf der holen Seite schwarz *). Der Name Biene kommt fast in allen Mundarten vor: im Isländischen heißt das Thierchen Byflaga (Hausfliege) und wahrscheinlich stammt das Wort von buan, byan, wohnen. Im Altschwedischen heißt die Biene auch Kopp, was allem Ansehn nach ursprünglich ein Insect überhaupt bedeutete, weswegen Cob auch in einigen Gegenden England's die Spinne genannt wird; im Plattdeutschen Imme, vielleicht von Impe, der Schwarm. Die Namen Mel oder Med (Meltau ist offenbar identisch mit Honigtau), Honig und Wachs sind uralt in allen deutschen Mundarten. In den Gesetzen kommen viele Verordnungen über die Bienen vor: der Angelsächsische Ausdruck Bienenmutter (Beomodur) für Königin beweist, wie früh man bereits die wahre Fortpflanzungsart dieser Thierchen beobachtet hatte.

Es fehlt der germanischen Erde keinesweges an nutzbaren Mineralien und Metallen, nur wußten unsre Vorfahren sie nicht zu gewinnen; aber daß selbst die edlen Metalle bekannt waren, beweisen die Namen, die fast sämmtlich von den lateinischen verschieden in allen

*) Plin. H. N. XI. 14.

Mundarten vorkommen. Ottfried beschreibt die unterirrdischen Schätze im Lande der Franken

Zi Nuzzi grebet man auch thar
Er (Erz) enti Kuphar;
Joh bi thia Mema (auch in Menge)
Jsine Steina;
Joh lesent thar in Lante
Gold in iro Sante *).

Gold, dessen Name, in allen Mundarten gleichlautend, wahrscheinlich von der gelben oder glühenden Farbe stammt, führt der Rhein, und es scheint früh bekannt gewesen zu seyn: Nonnus, ein alexandrinischer Dichter aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts, sagt:

Diese Geschenke die mannichfaltigen brachte nun Nereus,
Persiens Euphrat der Jungfrau die kunstreiche Bildung der Spinne,
Gold der Jber Rhein **)

Das Beiwort Jber macht es allerdings zweifelhaft, ob der Dichter nicht wirklich den Ebro meint, und hier Flüsse verwechselt, die nach seiner Ansicht im Lande der Kielten lagen: Plinius nennt den Rhein noch nicht unter den goldführenden Flüssen. Nach einer wohl nicht verbürgten Angabe in der Ebersheimischen Chronik soll Herzog Etich im Elsaß schon im Jahr 667 dem Kloster Ebersheim das Recht gegeben haben, Gold zu suchen: sichrer aber ist es, daß Bischof Remigius dem

---

*) L. I, c. I, 137, S. 23. ap. Schilter.

**) χρυσὸν ἴβηρ πόρε ῥῆνος. Nonni Dionysiaca. Antw. 1569. L. 43, p. 747.

von ihm gestifteten Benediktinerkloster Eschau im Jahr 778 die Goldwäschen auf der Rheininsel Zuzenau angewiesen hat. Von der Gränze der Schweiz bis nach Strasburg sind die Goldblättchen seltner, dagegen waren zwischen Strasburg und Philippsburg, und ganz besonders zwischen Fort Louis und Germersheim ehemals viele Goldwäschen, die theils von dem Bischoff und der Stadt Strasburg, theils von den angränzenden Fürsten und Edelleuten benutzt wurden. Das Gold findet sich hauptsächlich in gewissen Tiefen und Gründen, die deswegen Goldgründe, wo gegoldet wird, heissen. Nicht alle Jahre sind gleich ergiebig. Die Goldwäschen in vier Badischen Dörfern haben von 1755 — 1777 ungefähr $70\frac{1}{3}$ Mark oder 24000 Gulden eingebracht *).

Auch das Wort Silber ist allen Dialecten eigen und stammt vielleicht aus einer verlohrnen Wurzel, die schimmern, glänzen bedeutete und sich noch im Griechischen *στίλβω* erhalten hat **). Curtius Rufus hatte im Lande der Mattiaker einen Versuch gemacht, auf Silber zu arbeiten, allein der Ertrag war unbedeutend und die Anlage dauerte nicht lange ***). Man hat vor nicht langer Zeit bei dem Nassauischen Dorf Neurod, im Amte Wiesbaden, das zum Lande der Mattiaker gehörte, Spuren eines römischen Bergwerks gefunden,

---

*) Vom Rheingold in J. G. Meusel's Geschichtforscher Bd. VI, S. 246.

**) Junius im Goth. Glos. hinter s. Ausg. des Ulfila Dordr. 1665. s. v. Silubr. S. 297.

***) Tac. Ann. XIII, 57.

das nicht unwahrscheinlich für die Anlage des Curtius gehalten wird.

Den Namen des Kupfers haben die Germanen von den Römern entlehnt, und aus Deutschland hat er sich auch nach dem an diesem Metall so reichen Norden verbreitet: es findet sich freilich auch eine andre Benennung Eyr, (isl.) Ar (angels.) aer, er, altschw. und Eren altdeutsch, indessen scheint aber auch diese nichts anders als das römische aes zu seyn, das auch Ulfila (aiz) aufgenommen hat. Bei den Angelsachsen bedeutet Bil oder Bill Kupfer, und dieses Wort hat sich in mehrern Mundarten als Bezeichnung eines schneidenden Werkzeugs (bei uns des Beils, bei den Schweden der Pflugschar, bei den Engländern einer Art Sichel, bei den Isländern (bildr) einer Lanzette) erhalten; offenbar haben auch die alten germanischen Völker die Kunst besessen, das Kupfer zu härten, wie die mancherlei Waffen beweisen, die in allen von ihnen bewohnten Ländern aus der Erde gegraben werden. Plinius bemerkt, daß neulich auch in Deutschland der Stein Cadmia gefunden sey, woraus Messing (aes) gemacht wird; es ist bekannt, daß die Alten unter diesem schwankenden Namen insonderheit Galmey verstehn, der allerdings in dem alten röm. Germanien, z. B. bei Brilon im Kölnischen, häufig gegraben wird *). Tacitus glaubt aus der Beschaffenheit der germanischen Waffen schließen zu können, daß auch nicht einmal Eisen im Ueberfluß vorhanden sey: allein daß die Germanen es kannten und zu verarbeiten wußten, geht eben aus sel-

*) Plin. H. N. XXXIV, 2.

ner Nachricht hervor. In Noricum, das freilich die Römer nicht zu Germanien rechneten, waren Goldwäschen und Eisengruben, deren Ausbeute, norisches Eisen, ungemein geschätzt und in den Manufacturen von Triest und Aquileja verarbeitet ward *). Auch in den spätern deutschen Gedichten werden die „zu Baiern geschlagnen Schwerter" ihrer Härte und Zähe wegen allen andern vorgezogen **). Die Sprache hat den uralten Ausdruck Eisen, Isen, in einigen, und Iren, Iron (angels. u. engl.), Jarn, Jern, (isl. schwed.) in andern Mundarten. Beide Formen sind ein und dasselbe Wort, nur mit der so gewöhnlichen Veränderung des S. in R. wie in Har (schw.), Hare (engl.), Hase, Glar (plattd.), Glas, Bere, Bees holl. u. s. w. Wahrscheinlich kannten die alten Germanen auch die Kunst das Eisen zu härten; denn alle Mundarten haben den eignen Ausdruck Stahl, der vermuthlich von dem im Schwedischen erhaltnen Wort stel, starr, fest abgeleitet werden muß. Nach den ältesten Sagen über Germanien wurden daselbst und zwar in der Insel Basilia, die auch den Bernstein erzeugt, Diamanten gefunden, die vorzüglicher als die arabischen waren. Als Zeugen dieser Nachricht führt Plinius den wegen seines außerordentlichen Gedächtnisses und Römerhasses berühmten Metrodorus aus Skepsis an, der zur Zeit des Mithridates Eupator lebte; setzt aber hinzu, wer kann zwei-

---

*) A. Linharts Versuch einer Geschichte von Krain I, S. 96 u. 287.

**) z. B. im Stricker C. III. sect. 16, S. 25 u. Fragm. de bello Car. M. contra Saracenos v. 944. ff. S. 12. ap. Schilter. in Thes. II.

feln, daß die Nachricht falsch sey *)? Auch der Onyx, von dem man sonst glaubte, daß er nur auf den arabischen Gebirgen entstehe, fand sich nach dem Sudines in Germanien **): wohl unter den Achaten in der Nahe. Isidor ***) führt auch noch einen blaßgrünen Edelstein, Callais, und die weiße Kerauma unter den Erzeugnissen Germaniens an, verwechselt es aber offenbar mit Carmanien; denn diesem Lande eignet Plinius diese Kostbarkeiten zu. Auf Deutschlands Haupterzeugniß, den Bernstein, werden wir an einer andern Stelle zurückkommen. Die Römer scheinen auch bereits auf den Granit des Odenwaldes aufmerksam gewesen zu seyn, denn die Riesensäule und die 14 Hain (Heiden)-Säulen bei Mambellan, rühren allem Ansehn nach von ihnen her; daß sie im Mittelalter behauen sind, ist höchst unwahrscheinlich †). Unter den Heilquellen Germaniens kannten die Alten, wie es scheint, Spaa, wenn nämlich Tungri das heutige Tongern im Lüttichschen ist; die Quelle warf viele Blasen (perlte) und hatte einen Eisengeschmack, was man aber erst beim Ende des Trinkens merkte. Sie reinigte den Leib, und half in Wechselfiebern und Steinbeschwerden. Das Wasser ward gekocht trübe und zuletzt röthlich. Noch berühmter waren die Bäder bei Wiesbaden (aquae Mattiacae), deren Wasser nach dem Schöpfen drei Tage warm blieb. Um den Rand setzten sie Bimstein ab (oder eigentlich wohl eine Art Kalksinter). Sie scheint immer benutzt

---

*) H. N. XXXVI, 15. **) Das. XXXVI, 12.

***) Orig. XIV, 4.

†) J. F. Knapp römische Denkmäler des Odenwaldes, Heidelberg 1813, S. 170. Plin. H. N. XXXI. 8.

worden zu seyn, denn auch Ammianus Marcellinus erwähnt ihrer noch *).

Deutschland hat viele Salzquellen und Ströme, die Salzwasser führen: daher ist der Name Sale so allgemein, der in allen Gegenden vorkommt, wie die Ortsbenennung Halle, für einen Ort, wo Salz gesotten wird. Schon unsre ältesten Vorfahren kannten und gebrauchten Salz, und nach einem altdeutschen Sprichwort ist es die beste Würze. Die Art der Salzbereitung war sehr einfach: das salzige Wasser ward auf eine brennende Schichte von Bäumen gegossen und schoß, wie Tacitus sagt, aus zwei unter sich feindlichen Elementen, dem Feuer und Wasser an **). Diese einfache Art der Salzbereitung ist bei vielen Völkern üblich, z. B. auf Amboina, auf Maquidano und zu Yamsk im nordöstlichen Sibirien ***). Die Niederländer pflegten Rasenstücke aus der Erde zu graben, die täglich von der See bespült und dann zu Asche verbrannt wurden. Diese Asche ward beständig mit Seewasser besprengt und man erhielt daraus ein schönes klares Salz: allein diese Methode hörte auf, sobald man mit größerer Bequemlichkeit spanisches oder französisches Salz kommen lassen und durch abermaliges Sieden reinigen konnte †).

Die Salinen waren den germanischen Völkern so wichtig, daß darüber heftige Kriege unter ihnen entstan-

---

*) L. XXIX, 4.

**) Tac. Ann. XIII, 57, Plin. H. N. XXXI, 39.

***) Fr. Valentyn het oude ende nieuwe Oostindien II, S. 161. Forrest voyage to new Guinea S. 271. Voyage de Lessep II, 159.

†) Valentyn a. a. O.

den: zwischen den Hermunduren und Chatten entbrannte um d. J. 59 n. Chr. eine erbitterte Fehde wegen eines Flusses, der Salz erzeugte; es ist allem Ansehn nach die fränkische Sale, die bei Gmünd in den Rhein fließt und an Salz reich ist*). Auch die Burgunder und Alemannen hatten häufig wegen ihrer Salzwerke Streit miteinander: worunter die Salzquellen am Kocher zu Schwäbisch Hall oder Niedern Hall gemeint seyn mögen **).

Es ist wahr, daß bei verfeinerten Völkern nichts so verderblich ist als die rohe Vergötterung des Goldes, die alle Juden- und Wucherkünste adelt und den höchsten Zweck des Lebens in Erwerb und Gewinn setzt: man kann es dem Tacitus verzeihn, wenn er im Gefühl der sittlichen Uebel, die aus einer solchen Ansicht entsprangen, zweifelt, ob erzürnte oder günstige Götter den Germanen Gold und Silber verweigert haben: Plinius geht noch weiter und er überläßt sich einer Empfindsamkeit, die bei den edlen Geistern des Alterthums eben nicht häufig ist und an die Tiraden eines französischen Philosophen erinnert. Jene Stimmung hat aber auch die Ansicht des Tacitus getrübt, und er stellt die wahren Verhältnisse ganz anders dar als sie in der Wirklichkeit waren. Auf den Besitz legten auch die Germanen einen hohen Werth; die Barbaren, sagt Herodian ***) lieben von Natur das Geld, und es ist

---

*) Wenk Hessische Landesgeschichte II. S. 93.

**) Amm. Marc. XXVIII, 5. C. E. Hanßelmann's Beweiß wie weit der Römer Macht in — die Ostfränkische Lande eingedrungen, Schwäb. Hall 1768, Fol. S. 127.

***) Hist. I. 6. u. VI, 7.

merkwürdig, daß auch bei wilden Völkern Münzen aus edlem Metalle, die sie unmittelbar gar nicht brauchen können, sehr geschätzt werden; sie sammeln sie und hüten sich sie auszugeben: so besitzen die nomadischen Völker z. B. die Araber, Tataren, Lappen oft große Summen, die sie vergraben, haufig ohne ihren Erben die Stellen anzuzeigen, wo der Schatz verborgen ist: der daher oft ganz und gar verlohren geht. Auch die Bewohner der Sandwichsinseln kennen den Werth der Dollars und nehmen sie im Tausch gern an: sie erscheinen dann aber selten wieder im Verkehr, sondern werden sorgfältig aufgehoben *). Die Menge von römischen Münzen, die man in allen Gegenden Deutschlands ausgräbt, ist offenbar aus einer ähnlichen Ansicht einst von ihren Besitzern dem Schooß der Erde anvertraut worden. Noch gegenwärtig giebt der Entlibucher nicht gern baares Geld aus, eher Lebensmittel; und eben so sammelt der Bauer auf Seeland noch bis auf diesen Tag gern klingende Münze *).

Den Werth des Geldes hatten die Germanen auch nicht erst von den Römern kennen gelernt, sondern schon die Gallier bemühten sich, sie durch Geldversprechungen zur Theilnahme an ihren Händeln zu bewegen, und ihre Versuche, wenn sie bei den nächsten Stämmen fehlschlugen, erstreckten sich auf die entlegneren ***). Geld und

---

*) S. Neue allg. geogr. Ephemeriden, Bd. II, S. 165. aus Campbell's voyage round the world.

**) Stalder Fragmente über Entlibuch, I, S. 56. (Jonge) den nordsiellandske Landalmues Charakter, Skikke Meeninger og Sprog. Kjöbenh. 1798, S. 87.

***) Caes. de B. G. V, 55. VI, 2.

Geschenke, sagt Tutor, der Gefährte Civilis, wodurch die Germanen allein bestochen werden, haben die Römer mehr, und Keiner ist so zum Kriege geneigt, daß er nicht um denselben Preis lieber Ruhe als Gefahr wolle *). Unter sich selbst gebrauchten die alten Germanen kein Geld, sondern sie tauschten ein, was sie gegenseitig zu haben wünschten: es ist daher ganz falsch, wenn einige Schriftsteller aus der Bekanntschaft und dem Gebrauch des Geldes unsern Vorfahren einen Vorzug beilegen, der sie über andre Völker erhebt. Es kann bei einem Volk in der That ein bedeutender Grad der Verfeinerung Statt finden, ohne daß es dasselbe kennt und gebraucht. Die Bewohner der Lutschuinseln, die so mancherlei Bequemlichkeiten des geselligen und gebildeten Lebens besitzen und in so vielfältigen Beziehungen mit Sina und Japan stehn, scheinen nach den Bemerkungen der neuesten Reisenden **) kein Geld zu haben, und nach allem was sie sahn und erfahren konnten, kennen sie auch den Gebrauch desselben nicht. Diejenigen, fährt Hall fort, die Sina besucht haben, können nicht so schlecht unterrichtet seyn, aber Keiner von ihnen setzte einen Werth auf spanische Thaler oder die Goldmünzen, die wir hatten. Obgleich wir uns ununterbrochen bemühten auszumitteln, was sie für Tauschmittel besaßen, konnten wir nichts Bestimmtes darüber erfahren, noch ihnen unsre Fragen über Geld begreiflich machen; eine Schwierigkeit, die wir natürlich unter ei-

---

*) Tac. Hist. IV. 76.

**) Voyage of discovery to the Westcoast of Corea and the great Loochu island by Capt. Basil Hall. Lond 1818. S. 208.

nem Volk erfahren mußten, dessen einzige Art des Handels im Tausch besteht.

Es liegt indessen in der Natur der Sache, daß, so wie ein Volk sich einigermaßen ausbreitet und der Verkehr häufiger wird, ein Bedürfniß entsteht, ein allgemeines Tauschmittel zu besitzen, das den Umsatz erleichtert: bei den germanischen Völkern scheint es sehr früh wollenes Tuch, (Wad, Wand, Gewand) gewesen zu seyn, das auf Island nebst Fischen noch bis auf die neuesten Zeiten die Stelle des Geldes vertritt. Die Allgemeinheit dieses Gebrauchs scheint aus dem Umstande zu folgen, daß auch in allen unsern Mundarten derselbe Ausdruck ein Pfand, die gerichtliche Niederlegung eines Strafgeldes, eine Wette bezeichnet *). Es wird auch in den Gesetzen gewissen Dingen von allgemeiner Brauchbarkeit, z. B. dem Vieh, Tuch, Waffen u. d. g. ein bestimmter Preis gesetzt, wodurch sie anstatt eigentlicher Baarschaft in den Umlauf eintraten. Für den Begriff Geld, haben die germanischen Sprachen drei Ausdrücke, von denen der englische Money neu und von fremder Abkunft ist; das Wort Geld findet sich in allen Mundarten, obgleich in einigen in der engern Bedeutung für Schuld; es ist nicht von einer äußern Eigenschaft der das Geld ausmachender Dinge, sondern von dem Wesen des Begriffs selbst entlehnt: es bezeichnet das Geltende, was einen allgemeinen Werth hat: so heißt das Geld bei den Sinesen, Tsien Quellwasser,

*) Vergl. was Ihre mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn unter den Worten: VVad, indumentum und vad, pignus Glofs. II, S. 1020. darüber auseinander setzt.

ser, um die Schnelligkeit seines Umlaufs aus einer Hand in die andre zu bezeichnen. Bei den Angelsachsen, bisweilen auch noch im Englischen, und bei den nordischen Völkern, ist der allgemeine Ausdruck Penning, unser Pfennig: späterhin bedeutet es eine bestimmte Münze und wahrscheinlich ist mit dieser der Name zu den nordischen Völkern gekommen. Die ursprüngliche Bedeutung ist dunkel: was die Etymologen darüber anführen, ist entweder gradezu ungereimt, oder sehr gesucht und ungenügend. Im Isländischen bedeutet das Wort Peningur Vieh, hernach überhaupt Güter: es ist möglich, daß der Ausdruck, der schon früher einen Gegenstand bezeichnete, der ein vorzügliches Tauschmittel war, auf das besondre Zeichen des Werths übertragen ward, und eben daher hat sich die ältere und eigentliche Bedeutung in den übrigen Mundarten verloren: auf eben die Art kann auch grade wie vorhin Wad, Wette, das Wort Pfand von Peningur abgeleitet werden, was wenigstens natürlicher ist als umgekehrt Pfenning von Pfand abzuleiten. Das baare Geld, Münze haben die germanischen Völker erst durch die Römer kennen gelernt, wie schon der Name (Münze, Münte hochd. u. pld. Mynet Angels., Mint engl., Mynt isl.) von Moneta beweist.

Ein neuerer Schriftsteller *) erhebt unter andern die germanischen Völker auch deswegen hoch über die amerikanischen Wilden, weil diesen bei der Entdeckung der neuen Welt der Gebrauch des Geldes ganz unbekannt gewesen sey; allein die Mexikaner hatten wirkliches Geld zwar nicht aus edlen Metallen, aber aus

*) Fr. Schlegel Vorlesungen über die neuere Geschichte S. 33.

Kakaobohnen als Scheidemünze, aus gewissen Tucharten, aus Goldstaub in Federspuhlen, und Stücken Kupfer und Zinn: sie waren also wirklich schon weiter als unsre Väter *). Dagegen stehn die Irokesen mit ihnen grade auf Einer Stufe, die in ihrem Verkehr unter einander statt Geldes die Wampommuscheln gebrauchen, woraus sie künstlichen Schmuck verfertigen und die bei ihnen eben so hoch als bei den Europäern Gold, Silber oder Edelsteine geschätzt werden **).

Die germanischen Völker, die mit den Römern Verkehr trieben, nahmen nur gewisse Münzarten, über deren Gehalt sie sicher waren: Silbergeld zogen sie auch wohl deswegen dem Golde vor, weil bei dem letztern Verfälschungen leichter sind. Ungebildete Völker suchen hauptsächlich solche Münzarten, die ihnen bei ihrem Verkehr mit den Fremden am bequemsten sind: die Lappländer z. B. nahmen ehemals nur holländische Reichsthaler, weil sie damit am besten in Norwegen handeln konnten: von Dukaten oder Kupfermünzen wollten sie dagegen durchaus nichts wissen. An den Küsten der Ostsee werden häufig arabische Münzen, oft in grosser Menge ausgegraben, aber sämmtlich von gewissen spätern Dynastieen aus einem bestimmten Zeitraum: offenbar weil die alten Slaven den Werth dieser Mün-

---

*) Clavigero Geschichte von Mexiko Bd. I, S. 523 u. II, S. 491., d. deutschen Uebers., der die Grillen des Hrn. v. Pauw sehr bündig widerlegt.

**) G. H. Loskiel Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika, Barby 1786, S. 129.

zen einmal kannten. Aus denselben Ursachen gelten in vielen asiatischen Ländern nur Piaster oder Zechinen.

Die Germanen nahmen hauptsächlich Sägen und Zweigespänner. Diese letztern hatten ihren Namen von dem Bilde, dem Zweigespann, der Biga (Bigati), und waren eine alte Silbermünze, ein Denarius an Werth, aber von reinerm Silber und richtigerm Gewicht als die Münzen der spätern Zeiten. Sie scheinen hauptsächlich bei den barbarischen Völkern in Umlauf gewesen zu seyn; denn ein großer Theil der Beute, die die Römer aus Hispanien oder dem cisalpinischen Gallien heimbrachten, bestand in Bigaten *). Die Sägen oder Serrati haben den Namen von ihrem gezähnten Rande; es giebt ihrer in großer Menge, aber nur als silberne Denarien und allein aus der Classe der sogenannten Familienmünzen. Die ältesten sind vom Jahr der Stadt 564, nach dem Jahr 653 scheinen sie nicht weiter vorzukommen. Die Ursache warum sie eingekerbt sind, ist ungewiß: um Betrügereien vorzubringen, ist es wohl nicht geschehen: denn man findet nicht nur unter den Sägen falsche, sondern es ist dann doch sehr auffallend, warum man dieses Mittel blos auf die silbernen Denarien beschränkte, nicht auch bei größern silbernen und goldnen anwandte **). Wie allgemein aber diese Münzart unter den Germanen verbreitet gewesen seyn muß, läßt sich aus dem Umstande schließen, daß im südlichen Deuschland, bei den Allemannen und Bayern, der Denarius noch nach Jahrhunderten den Na-

*) Eckhel doctr. numonum veterum I, 4 u. V, 19.

**) Eckhel V, 94.

men Säge, (Saiga, Saica, Segit) führt: er kommt in den Gesetzen der gedachten Völker, so wie in alemanischen Urkunden häufig vor, zu einer Zeit, wo eigentliche Serraten schwerlich mehr vorhanden waren *).

*) Das Verhältniß der Säge wird freilich verschieden bestimmt: aber nach Lex Alem. c. 6 §. 3. ist sie gleich einem Denarius. M. s. Du Fresne s. v. Saica und Saiga.

Sechstes Kapitel.

Waffen und Kriegswesen.

Nicht einmal Eisen ist im Ueberfluß, wie sich aus der Art ihrer Waffen schließen läßt. Selten bedienen sie sich der Degen oder größerer Lanzen, sie führen Spieße oder, nach ihrem Ausdrucke, Framen mit schmaler und kurzer, aber so scharfer und zum Gebrauch bequemer Schneide, daß sie mit derselben Waffe, nach den Umständen so wohl in der Nähe als aus der Ferne streiten. Der Reuter ist schon mit Schild und Frame zufrieden: die Fußer verstreuen auch Wurfgeschoße, die Einzelnen mehrere und schwingen sie nackt oder leicht im Waffenrock, in's Unermeßliche. Keine Pralerei im Aufputz, nur die Schilder unterscheiden sie mit den auserlesensten Farben. Wenige haben Panzer; kaum Einer oder der Andre eine Sturmhaube oder einen Helm. Die Pferde zeichnen sich nicht durch Gestalt, nicht durch Schönheit aus; sie werden auch nicht nach unsrer Art abgerichtet, die Kreise abzuändern. Sie reiten gradeaus oder mit einer Wendung rechtsum in so geschloßner Reihe, daß Keiner zurückbleibt. Allgemein betrachtet ist größere Stärke

beim Fußvolk; und deswegen kämpfen sie gemischt: denn die Schnelligkeit der Fußer ist zum Reutergefecht geschickt und angemessen, die sie aus der ganzen Jugend erlesen, vor dem Heerhaufen stellen. Auch die Zahl ist bestimmt; es sind ihrer Hundert aus jedem einzelnen Gau; und grade so werden sie bei den ihrigen genannt und was anfangs Zahl war, ist nun Name und Ehre. Der Heerhaufe wird rottenweise aufgestellt. Vom Platz zu weichen, wenn man nur wieder andrängt, halten sie eher für Klugheit als Furcht. Die Leichen der Ihrigen tragen sie auch in zweifelhaften Gefechten zurück. Den Schild zurückgelassen zu haben ist vorzügliche Schande; und einem Ehrlosen ist nicht erlaubt an Opfern Theil zu nehmen oder in die Volksversammlung zu kommen: und Viele, die nach Kriegen erhalten blieben, haben ihre Schmach mit dem Strick geendigt.

Französische Philosophen haben den Gebrauch des Eisens für eine nothwendige Bedingung höherer Entwikkelung angesehn und Völker, die nicht damit bekannt waren, schon deswegen für Barbaren ausgegeben: allein solche allgemeinen Behauptungen sind grundfalsch, weil sie aus einer Verwirrung von Begriffen hervorgehn. In dem Menschen liegt ein Keim der Entwicke-

lung, der sich die Natur unterwirft; schneidende Werkzeuge sind allerdings wesentliche Hülfsmittel zu einem bequemen und sichern Leben, aber wo das Eisen sich nicht findet, weiß es der menschliche Verstand durch andere Stoffe zu ersetzen und diesen durch geschickte Behandlung eine gleiche Brauchbarkeit zu geben. Der Mexikaner härtete das Kupfer bis zu einem Grade, der es dem Eisen gleich setzte, und andre Völker geben Steinen eine Schärfe, die sie zu den mannigfaltigsten Anwendungen geschickt macht: es ist unglaublich, wie weit es die rohesten Völker durch Ausdauer, Beharrlichkeit, Nichtachtung der Zeit und die Geübtheit ihrer Glieder mit den allerunvollkommensten Werkzeugen in mechanischen Arbeiten bringen können. Schon Pausanias*) macht die Bemerkung bei Gelegenheit eines sarmatischen Panzers, daß man nach Betrachtung desselben die Barbaren für eben sogeschickt in den Künsten halten sollte als die Hellenen. Die Geschicklichkeit der Neuseeländer in der Verfertigung ihrer Waffen ist in der That auffallend: und, ich bin vollkommen überzeugt, sagt der Neueste treffliche Beobachter Nicolas**), daß Keiner unsrer besten Künstler mit aller Hülfe passender Werkzeuge eine vollkommnere Arbeit in dieser Art hervorbringen könnte, als einer dieser Wilden, dessen ganzes Handwerkzeug in einer Muschel oder einem scharfen Stein besteht. Der Nutzen des Eisens leuchtet bald den rohesten Wilden ein und sie ziehn es den Spielereien vor, die ihnen der Europäer anfangs darbietet: ja Völker, die auf der niedrigsten Stufe der Entwicke-

*) Descr. Graec. I, 21. **) A. a. O. I, S. 134.

lung, stehn, z. B. die Buschmänner im südlichen Afrika, verfertigen Pfeilspitzen; und die Burâten haben Künstler genug unter sich, die nicht nur Eisen zu verarbeiten, sondern auch in kleinen Handöfen zu schmelzen wissen: ja die Gürtelplatten, Zierrathen an Reitzeug und andre Dinge auf Eisen mit kalt eingetriebnen Silberblechen sehr sauber zu damasciren *).

Allerdings muß man annehmen, daß in Hinsicht der Waffen nicht nur bei den verschiednen Stämmen, sondern auch bei Reichen und Armen ein großer Unterschied Statt fand; Völkerschaften, die mit den Römern in früherer und häufigerer Berührung standen, hatten manche Verbesserungen von diesen angenommen: denn von nichts überzeugt sich auch der Wilde so leicht als von den Vorzügen besserer Rüstungen; wo überhaupt die Regierung mehr ausgebildet war und sich kräftiger gestaltet hatte, war auch die Bewaffnung gleichmäßiger und übereinstimmender, aber auch die Einzelnen hatten, wenn es ihr Vermögen erlaubte, bessere Waffen. Diese Umstände machen die Untersuchung über die altgermanische Rüstung einigermaßen schwierig; indessen ist viel Gemeinsames und Ursprüngliches unverkennbar und drückt sich insonderheit in den Benennungen aus, die fast in allen Mundarten sich wiederfinden.

Alle Waffen sind von einem sehr einfachen Anfange ausgegangen, und er verräth sich selbst bei der künstlichsten Ausbildung, die den Werkzeugen des Todes gegeben ist. Die älteste Waffe war unstreitig die Keule,

---

*) Pallas über d. Mongol. Völkerschaften I. S. 183.

hauptsächlich aus schwerem Holz, deren Wirksamkeit man bald auf mancherlei Art zu vermehren suchte; anfangs ward, um die Schwungkraft zu erhöhen, unten ein Knopf angebracht; hernach besetzte man sie mit spizzen, herausstehenden Nägeln: diese Nagelkeule (Spikklubba) hat sich bis auf neuere Zeiten im schwedischen Thallande erhalten. Die Keule ward in der Nähe zum Schlagen, auch in der Ferne zum Werfen gebraucht. Die Gothen warfen (im J. 377) große, angebrannte Keulen gegen die Römer *). Eine ähnliche Waffe waren auch aller Wahrscheinlichkeit nach die Catejen, von denen Virgil **) sagt:

Nach Teutonischem Brauch gewohnt Catejen zu schwingen.

Isidor beschreibt sie als ein gallisches Wurfgeschoß aus möglichst zähem Holz, das wegen seiner Schwere freilich nicht weit flog, aber alles, was es traf, mit großer Gewalt zerbrach: ward sie von einem Künstler geworfen, so kehrte sie zu dem, der sie abgeschickt hatte, wieder zurück. Er führt darauf die Stelle Virgils an und setzt hinzu: daher nennen die Spanier und Gallier sie auch Teutonen ***). Gewöhnlich erklärt man das Wort für ein gallisches und es wäre möglich, daß die

---

*) Amm. Marc. L. XXXI, c. 7.

**) Aen. VII, 741.

***) Orig. XVIII, 7. In der Ausg. die ich gebrauche auctores lat. linguae etc. S. Gervasii 1602. 4. steht freilich eos, es muß aber ohne allen Zweifel eas scil. Catejas gelesen werden; denn auch der Angels. Gloßator Aelfric sagt: Clava vel Cateja vel Teutona. ſ. Du Fresne s. v. Cateja et Teutona.

Germanen es entlehnt haben: indessen fehlt es nicht an Wurzeln, aus denen es sich leicht ableiten läßt, das nordische Kasta, werfen, das Holländische Katten, einen Wurfanker ausbringen, in einigen süddeutschen Mundarten (im Ulmischen und Oestreichischen) Keyen, werfen, stoßen. Aehnliche Werkzeuge sind der Hammer, anfangs aus Steinen, die man auf eine kaum glaubliche Weise zu schärfen verstand, hernach aus Eisen; dann das Beil oder die Streitaxt, die allen germanischen Völkern eigen war, aber bei einigen häufiger vorkommt. Die Franken führten ein Beil aus dickem, zweischneidigem Eisen, mit einem kurzen hölzernen Stiel; sie pflegten es beim ersten Zusammentreffen auf die Feinde zu werfen, ihre Schilder zu durchbrechen und sie zu tödten *). Die Schriftsteller des Mittelalters nennen die Streitaxt, auch weil sie bei den Franken am gewöhnlichsten war, Francisca **), sie ward auch von andern Völkern gebraucht; ein germanischer Fürst, Sigismer, dessen Stamm freilich nicht genau ausgemittelt ist, und seine Begleiter führten nach der Erzählung des Sidonius Apollinaris ***), Wurfäxte (secures missiles) in ihren Händen. Bei den nordischen Völkern waren Streitäxte, besonders langschaftige, sehr gebräuchlich, und es gab mehrere Arten †). Auch die Cletsia der Friesen, deren Gebrauch im Frieden das

---

*) Procop. de B. Goth. II, c. 25 ed. Par.

**) Ihid. Orig. XVIII, 6. u. andre; s. Du Fresne s. v.

***) Epp. L. IV, ep 20.

†) Kongs — Skugg — Sio, speculum regale, udgivet af Halfdun Einersen, Sorve 1768, S. 388. Anm.

Asegabuch bei schwerer Strafe untersagt, ist wahrscheinlich eine Streitaxt *).

Die Germanen fingen das Gefecht damit an, daß sie Steine, Kugeln und andre Dinge, (missilia) gegen den Feind schickten **). Dieselbe Sitte fand noch lange hernach im Norden Statt: vor der Schlacht in Florvaage, welche Hallkell und die Parthei der Eyskegger dem König Sverrer 1194 lieferten: sagte er zu seinen Leuten: „zuerst laßt uns einen Steinregen machen". In den isländischen Sagen kommen viele ähnliche Beispiele vor ***). Die Steine wurden theils aus freier Hand geworfen, und der norwegische Königsspiegel führt unter den nützlichen Uebungen, die Kunst an, einen Waffenstein zu werfen. Auch im Liede der Nibelungen verlangt Brunhild vom König Günther, daß er einen ungeheuren Stein, den kaum zwölf Recken tragen konnten, werfen sollte †). Man bediente sich aber auch der Schleuder oder Schlinge, wie das Werkzeug in den meisten Mundarten genannt wird; sie kommt unter den Waffen der Germanen auf der antoninischen Säule vor: auch im Norden war sie sehr gebräuchlich; man kannte die Stab- und die Handschleuder; jene war vermuthlich an einem Stock befestigt, und konnte mit beiden Händen geschwungen werden ††).

---

*) Asegabuch V, 16. vergl. Wiarda's Anmerkung S. 253.

**) Tac. Hist. V, 17.

***) Sverrers Sage, c. 120, Noregs Konunga Sögon, T. IV, S. 211. Kongs Skugg-. Sio S. 390. Anm.

†) Lied der Nibelungen, siebente Avantüre.

††) Kungs — Skugg — Sjo. S. 380. b. Anm.

Pfeile und Bogen werden freilich ausdrücklich nicht unter den Waffen der Germanen erwähnt, allein sie kannten sie gewiß: der kleine Sohn des Civilis schoß mit Pfeilen *). Alle Mundarten der Sprache haben das Wort Bogen, so wie sie auch an Bezeichnungen für das Geschoß reich sind; Arve, a. S. arrow engl., Or isl., Arf schwed., Strahl in den meisten Mundarten, Flitsch, Bolz, Fleinn, Flann (isl. a. S. u. Schottisch) Pfeil, das wohl schwerlich aus dem Lateinischen entlehnt ist; auch der Name des Köchers ist allen eigenthümlich. Im Norden war der Bogen sehr gebräuchlich und Schießübungen wurden überall angestellt. Auch unsre alten Gesetzen erwähnen dieser Waffe, und zwar als einer solchen, die selbst der Arme erschwingen kann; bei den Friesen mußten die Aermsten mit Köcher und Bogen die Heerfolge leisten **), und Karl der Große befahl, daß Niemand vor dem Feind einen Stock, sondern einen Bogen führen sollte ***). Die Bogen wurden hauptsächlich aus Eschen- oder Ulmenholz gemacht, daher heißen sie auch in der isländischen Dichtersprache Älmr (Ulme) und im Isländischen, Altschwedischen und Angelsächsischen Askr (Esche). Vorzüglich geschätzt zu diesem Gebrauch war der Eibenbaum, der indessen in den nördlichen Gegenden nicht so gut ward als im Süden: Eibenholz ward daher aus Spanien und Italien eingeführt; in England ward dieser Baum deswegen besonders angepflanzt †). Hernach

*) Tac. Hist. IV, 61. **) Wiarda a. a. O. S. 61.

***) Capit. 813. §. 17. Baluze I, 510.

†) Brand pupular antiquities II, 163. Douce illustrations on Shakespeare II, S. 396.

wurden sie kostbarer und künstlicher: man hatte Horn- Stahl und Schloß-, so wie Handbogen. Die Pfeile waren von verschiedner Art, je nachdem sie zur Jagd größerer oder kleinerer Thiere bestimmt waren und hieraus erklären sich auch wohl die mannichfaltigen Benennungen. Sie wurden nicht aus Rohr gemacht, das in Germanien so wenig als im Norden stark genug war: sondern wohl hauptsächlich aus der zähen Weide, (salix alba) die daher auch im Isl. Schw. und Dän. Pil, Pfeilbaum (Piletrae) heißt; Pausanias *) erzählt, daß auch die Sarmaten an ihren Spießen und Pfeilen Spitzen aus Weidenholz (αἰχμὰς καὶ ἀκίδας οἰσυίνας) hatten: man wußte also dem zähen Holz eine Härte zu geben, die dem Eisen einigermaßen gleich kam. Die Holländer nennen den Hollunder Boltenboom (Bolzenbaum), und vermuthlich ist auch diese Holzart auf irgend eine Art zu Geschoßen angewandt worden. Wahrscheinlich ist es indessen doch, daß die alten Germanen sich in den frühsten Zeiten des Bogens mehr zur Jagd als zum Kriege bedient haben.

Die gewöhnlichsten Waffen waren Speere oder Spieße von der mannigfaltigsten Art: „Du sollst dich hüten, sagt der norwegische Königsspiegel **), daß du niemals in der Schlacht deinen Spieß loslässest, wenn du nicht zwei hast; weil im Kampf zu Lande Ein Spieß besser ist als zwei Schwerter“. Der älteste Ausdruck ist vermuthlich Speer, überhaupt eine Stan-

---

*) L. I, c. 21. Mir scheint kein Grund zu seyn mit Palmerius οἰσυίνας in ὀστεΐνας oder ὀστίνας, knöchern, zu verandern.

**) S. 385.

ge; im Niederdeutschen ist in dieser Bedeutung Sparre noch übrig; im Isländischen Daurr, Dorr, von Dorra einem langen, schmalen Baum. Spieße und Piken wurden sie von der Spitze benannt. Das Wort Lanze scheint gallisch zu seyn und ist wohl erst durch Vermittlung der Römer zu den Germanen gekommen. In einigen Mundarten ist der Name Gleve (Glawe schwed., Glawied dän., Gleave engl., Glaive franz.) der herrschende. In der spätern Zeit wurden die langen Speere hauptsächlich von den Reutern geführt, die daher auch Speerknappen hießen; die Gleven sind gemeiniglich den Fußgängern entgegengesetzt.

Offenbar war nach den Völkerschaften auch in Hinsicht der Speere ein Unterschied: an mehrern Stellen schreibt Tacitus den Germanen, namentlich jedoch den Cheruskern, ungeheure, große Speere zu, womit sie auch von weitem verwunden konnten *): auch die Sachsen waren mit langen Lanzen bewaffnet **). Die große Allgemeinheit dieser Waffe beweißt die außerordentliche Menge verschiedner Benennungen, die zum Theil von ihrer besondern Beschaffenheit entlehnt sind: namentlich bei den nordischen Völkern: der Hauspieß, (Höggspiot), der Haakenspieß (Krokspiot), der Federspieß: (Fiadraspiot) u. s. w.

Die Hauptwaffe war aber der Wurfspieß, von dem es ebenfalls viele Arten gab: Tacitus beschreibt als die gewöhnlichste die Frame, ein Name, der sich

---

*) Ann. I, 64. II, 14.

**) Witichindi Ann. L. I, p. 632. ap. Meibomii res Germ. I.

nur im Portugisischen, Spanischen und Italiänischen erhalten zu haben scheint *), in den eigentlichen germanischen Mundarten aber verloren ist; die Deutschen Uebersetzer bedienen sich fast sämmtlich des Ausdrucks Pfriemen, der jedoch jetzt eine ganz andre Bedeutung hat und dessen Zusammenhang mit dem alten Frame höchstens Vermuthung ist: Frame läßt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit von Ramen, treffen, zielen, ableiten. Sie unterschied sich von dem Speer durch grössere Leichtigkeit, und deswegen konnte sie auch auf den Gegner geworfen werden; denn anders läßt sich ihr Gebrauch aus der Ferne nicht denken. Der Frame verwandt oder vielmehr dieselbe Waffe ist der Ger, (fast in allen Mundarten, Gar a. s. Gevr isl. auch Aetgar, Atgeir), wahrscheinlich nach dem schon oft bemerkten Uebergang des R. in S. das Gäsum oder Gesum der Galler, welche Form sich ebenfalls in dem isländischen und altschwedischen Kesia **) erhalten hat. Die Ableitung des Worts Gäsum aus dem Germanischen wird auch dadurch bestätigt, daß in den gallischen Mundarten sich kein Ausdruck findet, von dem sich der Name dieser Waffe ableiten läßt ***); doch bedarf es wohl kaum der Erinnerung, daß man deswegen die Gäsaten

---

*) Framea wird in den Wörterbüchern dieser Sprachen aufgeführt: doch ist es zweifelhaft, ob als noch gangbar, oder als ein aus dem Alterthum beibehaltner Ausdruck: in dem Dicionario Portuguez - Franceze Latino, von Da Costa e Sa, Lisboa 1794, wird Framea als eine Hellebarde der alten Alemannen erklärt.

**) S. die Beschreibung in Egils sage, S. 285.

***) J. Grant's thougths on the origin of the Gael, S. 204.

nicht für Germanen halten muß. Es ist ganz falsch den Ger durch Schwert zu erklären: wenn der tapfre Ogier nach dem alten Gedicht über Carls des Großen Krieg mit den Arabern einen spannbreiten Ger führte, so wird darunter die Breite der Schneide verstanden *). Wie der Ger gebraucht ward, geht sehr deutlich aus folgender Schilderung des Nibelungenliedes hervor:

Da schoß viel kreftiglichen die herrliche Meid
Auf einen Schild neuen, mickel unde breit;
Den trug an seiner Hande das Sigelinden Kind,
Das Feuer sprang vom Stahle alsam es wehte der Wind.

Des starken Geres Schnide aldurch den Schild gebrach;
Daß man das Feuer lohen aus den Ringen sah;
Des Schußes beide strauchten die kreftigen Man,
Wan die Tarnkappe, sie wären todt alda bestan.

Sifride dem viel kühnen von Munde braft das Blut,
Viel balde sprang er widere, da nam der Held gut
Den Ger, den sie geschossen ihm hatte durch den Rand,
Den frumte do hin wider des starken Sifrides Hand.

Er dachte: ich will schießen das schöne Magedin;
Er kehrte des Geres Schnide hinter dem Rücken sin;
Mit der Geres Stangen schoß er auf ihr Gewand,
Daß es erklang viel laute von seiner ellenhaften Hand **).

*) Schilter Glofs. s. v. Ger, S. 354.
**) Der Nibelungen Lied, Berl. 1810, Siebente Aventure, V. 1837 ff.

Eine besondere Art Wurfspieße hatten die Franken; sie hießen Angonen (*Αγγώνες*), waren von mittelmäßiger Länge und zum Werfen so wie zum Hieb in der Nähe eingerichtet. Sie waren größtentheils ganz mit Eisen überzogen, so daß man wenig Holz und kaum das Ende des Schafts sehn konnte: oben um die Spitze der Schneide ragten an beiden Seiten zwei krumme Spitzen heraus, aus der eigentlichen Spitze selbst, wie umgebogene Angeln und neigten sich unterwärts. Diesen Aggen warf der Franke im Schlachtgewühl: traf er den Leib, so drang die Schneide natürlich ein und der Getroffne konnte den Spieß nicht leicht hinausziehn; denn die inwendig im Fleisch sitzenden Spitzen verhinderten es und verursachten heftige Schmerzen, so daß der Feind auch ohne tödtliche Wunden deswegen doch umkommen mußte. Haftete er aber in dem Schilde, so hing er sogleich von demselben herunter und schleppte mit seinem unterm Theile am Boden. Der Getroffene konnte aber wegen der eingedrungenen Spitzen den Spieß selbst weder herausziehn noch mit dem Schwerte abhauen, weil er nicht an das Holz kommen konnte. Sah dies der Franke, so sprang er schnell mit dem Fuß auf den Schaft, drückte den Schild herab, so daß die Hand des Tragenden nachließ und Kopf und Brust entblößt wurden. Jener, wenn er ihn nun ohne Rüstung ergriff, tödtete ihn leicht, entweder ihm mit der Axt den Kopf einschlagend oder mit einem andern Spieß die Kehle durchrennend *). Die Germanen hatten noch andre Arten von Wurfspießen. Spatenstäbe (Pallstafr)

*) Agath, II, S. 40.

kommen bei den Isländern vor; die Gaveloks der Angelsachsen sind wahrscheinlich von den alten Britten entlehnt und von ihnen auch zu den nordischen Völkern gekommen.

Die sicherste Waffe ist unstreitig das Schwert, das wie der Name beweist, den Germanen allgemein bekannt war: er kommt in allen Mundarten vor, die Ableitung ist ungewiß. Der Ausdruck Spate, der in die Töchtersprachen des Lateinischen übergegangen ist, scheint der germanischen Sprache in dieser Bedeutung fremd gewesen zu seyn und von den Römern zu stammen. Es gab auch mehrere Arten von Schwertern: große, die so lang waren als ein erwachsner Mensch, und kleinere; jene wurden vorzüglich geschätzt: kleine Waffen scheinen als ein Zeichen der Schwäche gegolten zu haben: daher heißt auch ein schwedisches Sprichwort: wer ein kleines Messer hat, der suche Andrer Beistand. In späterer Zeit gehört außer dem langen Schwert auch noch ein kleineres, ein Dolch oder Messer zu vollständigerer Rüstung, das im Mittelalter Erbarmen, Misericordia, genannt ward, weil es, wenn im Zweikampf der Gegner außer Stand gesetzt war, sich zu vertheidigen, auf den Sieger ankam, ob er ihm den Gnadenstoß versetzen oder das Leben schenken wollte. Bei den niederdeutschen Stämmen ist der allgemeine Name Sax, worunter man ein kleineres Schwert verstehen muß: es scheint ursprünglich überhaupt ein schneidendes Werkzeug zu bedeuten; die Sachsen hatten große Messer an den Hüften und das Asegabuch verbietet im Lande lange Sachsen zu tragen *). Die Isländer nennen diese

*) V. §. 17.

Waffe auch Saxknif, Brynknif; wofür eine andre noch allgemeinere Benennung ist Rüting (isl. schwed. holl. plattd). Verwandt sind der Dolch, ursprünglich eine heimliche Waffe, ein Stockdegen, daher die Ableitung von dem alten digelan, dölja, verbergen, höchst wahrscheinlich ist, der Dagger der Engländer und Schweden, der Durk der Schotten (Dirk engl.). Die Scheide bestand lange Zeit wohl nur aus einem ausgehölten Stock. Die Art das Schwert zu tragen, war sehr verschieden; einige Völker hingen es über die Schultern, andre trugen es an der Seite, bald an der linken: schon Geiler von Kaisersberg spottet über die dabei stattfindenden Veränderungen und Moden. Der kleine Degen ward im Norden ältestens an einem Bande um den Hals getragen, hernach am Gürtel *).

Die alten Germanen bedienten sich auch vergifteter Waffen. Der Chattenfürst Adgandestrius erbot sich den Arminius zu ermorden, wenn ihm die Römer das Gift schicken wollten **): allein es ist gewiß, daß die giftigen Eigenschaften verschiedner Naturkörper nicht unbekannt waren: Giftmischereien kommen in den nordischen Sagen häufig vor und unsre ältesten Gesetze enthalten Bestimmungen darüber ***). Die Franken bei ihrem ersten Vordringen gegen das römische Reich, schossen nach der Erzählung des Sulpicius Alexander †) mit Pfeilen, die mit Kräutergift bestrichen wa-

*) Kungs Skuggsjo S. 406. **) Tac. Ann. II, 88.

***) Egilssaga, S. 211. Legg. Rip. T. XXXII, §. 1. L. L. Bajuar. T. IV. c. 22. (S. 117. in Mederer's Ausg. Ingolst. 1793).

†) Bei Gregorius Turon. II, 9.

ren, so daß auch bei einer nur leichten Wunde sichrer Tod erfolgte. Den Vandalen scheint Sidonius Apollinaris *) ebenfalls vergiftete Pfeile beizulegen. Beda **) erwähnt von den Angelsachsen, daß sie einen zweischneidigen vergifteten Dolch gebrauchten. In den Gesetzen wird an mehrern Stellen ebenfalls vergifteter Pfeile gedacht ***). Auch im Norden waren noch im 16ten Jahrhundert vergiftete Pfeile gebräuchlich, doch nur wenn die Wildheit und Grausamkeit der Feinde bekannt war †). Der berühmte französische Parlamentsredner Hieronymus Bignon versichert gehört zu haben, daß sie noch zu seiner Zeit (zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts) bei den Deutschen gebraucht wurden ††).

Schlecht, sagt Agathias †††) von den Franken, ist die Rüstung des Volkes: man bedarf nicht vielerlei Künstler, sondern sie kann von denen selbst, die sie gebrauchen, ausgebessert werden, wenn etwas schadhaft wird: Panzer und Beinbergen (*Κνημῖδες*) kennen sie nicht; die Meisten haben die Köpfe unbeschützt, wenige

---

*) Hist. eccles. II, 9.

**) Paneg. in Majorianum V. 400 sq. S. 701. in Sirimondi opera. Er spricht auch von den Mauren als Verbündeten der Vandalen, und man konnte die vergifteten Pfeile auf diese beziehn: doch redet er zunächst von Vandalen.

***) z. B. Lex salica T. XX. §. 2. (ed Heroldi) L. Baj. IV. §. 21, S. 102. In den von Gerbert bekannt gemachten alem. Gloßen S. 102. Scorpio Giluppit Strala dicitur sagitta venenata.

†) Olaus Magnus L. VIII, c. 2,

††) In s. Anm. zur L. Sal. im 2ten Bd. v. Baluzii Capit.

†††) L. II, S. 40.

mit Helmen bedeckt; Bruſt und Rücken bis auf die Hüften ſind nackt, dann bekleiden ſie die Schenkel mit leinenen oder ledernen Hoſen.“ Die Germanen ſuchten den Körper ſo frei als möglich zu erhalten, um theils die Waffen beſſer tragen zu können, theils weniger erſchöpft zu werden. Althamer erzählt, daß noch zu ſeiner Zeit (im 16ten Jahrh.) die Kriegsleute die alte Sitte beobachteten, das Oberkleid ablegten, und nur leicht bekleidet gegen den Feind rückten: auch die Meiſter des langen Schwertes, die Marxbrüder und Federfechter in den Fechtſchulen waren am obern Theil des Leibes blos mit einem dünnen Hemde bekleidet *).

Die Worte, ohne Prahlerei in ihrem Aufzug, haben unverkennbar eine Beziehung auf die Römer: als Otto gegen den Vitellius ausrückte, richteten ſich ſeine Begleiter ein als unſre Landesleute in ehemaliger Zeit es fehlte nicht an Kriegern, die aus thörichtem Hochmuth prächtige Waffen, herrliche Pferde kauften, einige üppiges Geräth zu Gaſtmählern und Anreizungen zur Schwelgerei als Werkzeuge für den Krieg **). Hadrian gab ſich Mühe durch Befehl und Beiſpiel allen unnöthigen Putz und alles was zur Befriedigung unkriegeriſcher Weichlichkeit diente, zu entfernen ***). Aber Goldblech und Federbüſche und bunte Kleider ſind eine bequemere Zierde als der blutige Schmuck ehrenvoller Narben: die großen Herrn inſonderheit vergeſſen nur zu gewöhnlich die golde Lehre, die ihnen der treff-

---

*) Gebauer vestigia juris Germanici, S. 371.

**) Tac. Hist I, 88.

***) Aelii Spart. Adrianus c. 9.

liche Vegetius *) zuruft: „nicht der Glanz der Kleider oder die Menge des Goldes, des Silbers und der Edelsteine bewegen die Feinde uns hochzuachten oder günstig zu seyn, sondern sie werden allein durch den Schrecken der Waffen bezwungen".

In Hinsicht auf die Germanen ist die Bemerkung des Tacitus nur in so weit richtig als sie wegen ihrer Armuth und übrigen Verhältnisse außer Stande waren, so wie er es sich dachte, zu prunken; es ist bekannt, wie allgemein die Krieger bei rohen Völkern sich durch ihren Anzug, durch auffallenden Schmuck furchtbar zu machen oder auszuzeichnen suchen. Die Neuseeländer z. B. haben eine wahre Leidenschaft, sich in Parade nach ihrer Art zu zeigen: sie versäumen keine Gelegenheit dazu und selbst die Gefahr vermag nicht sie zurückzuhalten: das Schießpulver ist für sie natürlich von der größten Wichtigkeit, aber dessenungeachtet nehmen ihre Häupter keinen Anstand, so oft sie zu einer Unternehmung ausziehn, sie durch eine Anzahl von Schüssen gleichsam einzuweihen **). Auch die alten Germanen waren von dieser Neigung nicht frei: schöne und ausgezeichnete Waffen hatten, wie hernach ausführlicher gezeigt werden soll, in ihren Augen den größten Werth; von dem alemannischen König Cheodomar sagt Ammianus Marcellinus ***) ausdrücklich, daß er durch den Glanz seiner Waffen sich auszeichnete. Unsre alten Dichter gefallen sich recht darin, die Waffen, die herrlichen Kleider, den Schmuck ihrer Helden und Helden auf's genaueste auszumahlen.

---

*) De re milit. I, 13.

**) Nicholas II, 46.

***) L. XVI, c. 12.

Die Schilder der Germanen waren nur Geflechte von Ruthen oder dünne mit Farbe angestrichne Bretter ohne Leder und Eisen *); auch die Advatiker, die nach Caesar Nachkommen der Cimbern waren, hatten aus Rinde oder zusammengeflochtnen Ruthen gemachte Schilder **). Die Griechen hatten sie ältestens ebenfalls nur aus Ruthen geflochten, wie der Name ἰτέα, eigentlich die Weide, beweist. Aber auch in diesem Theil der Rüstung fand sich viel Abweichendes. Auf der antonischen Säule sind die Schilder der Germanen wenig oder gar nicht von den römischen unterschieden: sie sind rund, sechs- und achteckig und sehr zierlich bemahlt, so daß man fast zweifeln sollte, ob der Künstler auch das Kostüme richtig beobachtet hat. Die Sachsen hatten kleine Schilder ***). Allein gewöhnlich scheinen sie die Größe eines Mannes gehabt und ihn, wenn er vorgehalten ward, ganz bedeckt zu haben: wenn nun Schild an Schild gestellt ward, entstand eine Schild- oder Waffenburg, wie man im Norden sagt. Auf dieselbe Weise stellten sich auch die Germanen des Ariovist nach der Niederlage auf; sich je dreyhundert mehr oder weniger, zusammenschaarend hielten sie überall ihre Schilder vor sich, und grade stehend waren sie wegen der Zusammenschließung verbunden, aber wegen der Dichtigkeit schwer beweglich: sie standen gleichsam wie in Thürmen, und die Römer konnten nicht anders an sie kommen als indem sie die Schilder fortrissen und sie auf eine oder die andre Art niedermachten; viele wa-

---

*) Tac. Ann. II, 14. (** Caes. de B. G. I, 33.

***) Witechindi Ann. I, S. 632.

ren schon, ehe ein feindlicher Streich sie traf, vor Erschöpfung umgekommen, hatten aber wegen des nahen Zusammenstehns ihre aufrechte Stellung behauptet *). Caesar selbst ist hier viel kürzer: aber die Germanen, sagt er **), nachdem sie nach ihrer Gewohnheit schnell eine Phalanx gebildet hatten, fingen die Hiebe der Degen auf. Allein es fanden sich viele von unsern Soldaten, die in die Phalanxe hineinsprangen, die Schilder mit den Händen fortrissen und oben verwundeten (nach den Köpfen hieben, die, wie Dio Cassius noch ausdrücklich bemerkt, unbeschützt waren). Es ist diese Stelle von mehrern, selbst neuern Gelehrten auf eine höchst sonderbare Weise mißverstanden worden, sie meinen die Deutschen hätten die Schilder über den Kopf gehalten und gleichsam ein Dach gebildet: auf dieses wären die Römer hinaufgesprungen und hätten von obenher den Streich geführt: was allerdings nicht blos unglaublich sondern gradezu unmöglich ist ***). der Name Schild ist allen germanischen Mundarten gemein und stammt von dem in den niederdeutschen Sprachen noch lebenden Wort Schulen, (skyla, nord) verbergen, bedecken: eine ähnliche Wurzel hat auch der seltnere Name Hurt, nicht wie einige meinen, ein Geflecht, sondern von dem im Angelsächsischen und Isländischen erhaltenen Wort

---

*) Dio Cass. Hist. R. XXXVIII, 49, 50.

**) Caes. I, 52.

***) Mascous Geschichte der Deutschen I, S. 23. Pfister Geschichte von Schwaben, I, S. 16. Aber schon Ritter in den Anm. zu Allg. Weltgeschichte nach W. Guthrie, J. Gray u. A. 5ten Theils 4ten Band, S. 236. hat das ungereimte jener wunderlichen Erklärung gezeigt.

Hyrdan, Hirda, bewahren beschützen. Der runde und kleine Schild scheint eigentlich Tartsche genannt worden zu seyn, (A. S. Targ, engl. Target, schott. Dargat, isl. Tiarga, im Mittellatein Targa); dieser Ausdruck ist wahrscheinlich von den Celten entlehnt, im Gaelischen heißt Targaid der Schild. Der Buckler scheint ein kleiner Schild gewesen zu seyn: das Wort kommt auch in den meisten Dialecten vor und wäre es erwiesen, daß Buccula schon bei den Römern diese Bedeutung gehabt hatte, würde man es als von diesen angenommen ansehn können: es kann aber auch von Buckel, einer Erhöhung überhaupt, herkommen und würde dann zunächst den runden, in der Mitte mit einer Erhöhung versehnen Schild bezeichnen; auf dieselbe Art wird auch Rand für Schild gebraucht.

Die Schilder der Germanen waren mit Farbe bemahlt oder angestrichen: die einzelnen Stämme hatten ihre besondern Farben, woran sie erkannt wurden. Im Asegabuch heißt es: auch sollen wir unser Land wehren mit Schärfe und mit Spitze und mit dem braunen Schild wider den hohen Helm und den rothen Schild *). Die Friesen hatten also braune, ihre Feinde, worunter die Sachsen verstanden werden, rothe Schilder. Auf eine ähnliche Art scheinen sich auch die einzelnen griechischen Völkerschaften unterschieden zu haben: so sagt z. B. Euripides **), das weißschildige Heer der Argiver. Auch im Norden waren weiße Schilder sehr gewöhnlich: sie dienten zugleich zum Friedens-

*) Abschn. VII, §. 10. Vgl. Wiarda S. 292.

**) Phoen. V. 1115.

zeichen: durch die Aufhebung eines weißen Friedensschildes ward ein Stillstand zu einem Gespräch verlangt *); rother Schilder soll man sich hingegen im Kriege bedient haben **).

Bei den Griechen hatten die Anführer allerlei bildliche Darstellungen, gleichsam Wappen, auf ihren Schildern, woran man sie erkannte ***); auch bei den Römern erkannten sich die Rottgesellen an den auf den Schildern befindlichen Zeichen oder Figuren: auf der innern Seite war der Name des Kriegers, seiner Cohorte und Centurie eingeschrieben †). Daß auch die Germanen oder ihre Anführer auf diese Art sich auszeichneten und unterschieden, läßt sich durch kein Zeugniß beweisen. Später war es allerdings der Fall, die Schilder waren sehr zierlich, und in den Heldengedichten sind sie aus rothem Golde, mit Edelsteinen besetzt.

Wenige waren mit Schutzwaffen versehn: zum Schutz des Halses und der Brust bedienten sich nur Einzelne der Hals- und Brustbergen: die letztern heißen gewöhnlicher Brunjen, Brüngen (fast in allen Mundarten ††). Im Liede auf den heiligen Anno †††) werden beide auseinander entgegengesetzt:

---

*) Heimskringla III, S. 205 ed. Dan.

**) Egilssaga S. 246 u. 571.

***) Eurip. Phoen. V. 142. †) Veg. II, 18.

††) Von ungewisser Herkunft: soviel ist gewiß, daß es in späterer Zeit überhaupt alles was zur Rüstung gehört, bedeutet und daher wird es auch vielen andern Worten beigefügt, z. B. Brynhosor, Brynknif, Brynkolla u. d. g. Ihre will es von brynja, braunen, ableiten; andre von Bringa Brust.

†††) V. 128.

Halspergin unti Brungun,
Die gart (bereitete) er sich zi Sturm. (Krieg.)

Die Beschaffenheit dieser Rüstungen war sehr verschieden: sie waren bald länger bald kürzer: im Norden gab es zwei Arten, Ringbrynjen, die aus kleinen, dicht und künstlich zusammengeflochtnen Ringen bestanden, und Spangenbrynjen, aus eisernen und mit eisernen Stiften zusammengenätheten Platten; aber offenbar sind diese künstlichern und bessern Schirmwaffen erst in sehr später Zeit gebräuchlich worden und die nordischen Völker haben sie von den Deutschen erhalten. Aelter war allem Ansehn nach, der Panzer oder Wams; beide Worte haben sichtbar denselben Ursprung, jenes von Panse (dem Bauch, Unterleib), dieses von Wamme, was dasselbe bedeutet. Der Wams war ein dickes aus Leinwand und Werg oder alten Fetzen zusammengenähtes Kleid, worüber eine Brustberge getragen ward *;) der Panzer war nach der Beschreibung im norwegischen Königsspiegel, aus Leinwand gemacht, ward aber über die Brynje getragen **); späterhin ward Panzer freilich der allgemeine Name für die ganze eiserne Rüstung, und so entstanden Panzerfeger, Panzerschmidte u. s. w. Bei den Isländern wird das Wort Serkr, das sonst ein Hemde bedeutet, ebenfalls für Panzer gebraucht und die furchtbaren Berserker — die Panzerlosen — sind davon genannt. Am spätesten scheint das Wort Harnisch aufgekommen zu seyn; die Ableitung ist ungewiß: im Angelsächsischen und in den ältesten Denkmä-

*) Cbron. Colm. ap. Urstisii hist. II, S. 57.
**) S. 377 u. 403.

lern unsrer Sprache wird es nicht gefunden: und allem Ansehn nach ist es in den spätern Zeiten entlehnt. Beinbergen oder wie sie bei den Isländern heißen, Kniebergen werden zuerst in den ripuarischen Gesetzen erwähnt *).

Auf der antoninischen Säule sind die Germanen immer mit unbedeckten Häuptern dargestellt, doch kommt unter den Trophäen ein Helm vor. Der Unterschied zwischen Galea und Cassis, ist nicht genau angegeben: denn die Erklärung Isidors **), daß die erste Art aus Blech, die zweite aus Leder bestehe, ist wohl schwerlich gegründet. Der Name Helm ist nicht nur allen Mundarten gemeinschaftlich, sondern auch von den Germanen in die Tochtersprachen des Lateinischen eingeführt; er bedeutet ursprünglich eine Bedeckung, wie Hylminge noch im Isländischen. Bei den Angelsachsen und im Norwegischen Hofrecht, heißt er auch Colla, Colle. Von dem Helm ward späterhin die Sturmhaube unterschieden, die im Norden die Stahlhaube heißt, und den Kopf nicht so vollständig bedeckte als der Helm. Die Mehrzahl der Germanen war indessen nur leicht bewaffnet: die Brünjen, die Helme, und Beinbergen waren selbst in der spätern Zeit als die Gesetze schriftlich verfaßt wurden viel zu theuer; Lanze und Schild kosteten nach dem ripuarischen Gesetz zwei Schillinge oder 2 Kühe: allein eine Brünje 12 Schillinge oder 24 Kühe, ein Schwert mit der Scheide 7 Schillinge oder 14 Kühe, ein Helm 6 Schillinge oder 12 Kühe

*) Tit. XXXVIII, §. 18. ed. Herold.

**) Orig. XVIII, 14.

und eben soviel gute Beinbergen. Die ganze Rüstung eines Mannes würde also den Werth von 33 Schillingen oder 66 Kühen gehabt haben, und zwar nach einer allgemeinen, gleichsam gerichtlichen Schätzung, die immer eher zu niedrig als zu hoch angenommen werden muß *).

Die schlechte Beschaffenheit der germanischen Pferde, die auch den Julius Cäsar veranlaßte, römische Rosse unter seine germanischen Söldner zu vertheilen **), war natürliche Folge vernachlässigter Pflege und Wartung: man ließ sie auf den Weiden und in den Wäldern wild umherstreifen. Aus derselben Ursache sind auch die Pferde der Kalmücken und Kosacken von keinem vorzüglichen Ansehn, die ebenfalls im Freien leben und sich ihre Nahrung selbst suchen müssen: diese zeichnen sich indessen durch Schnelligkeit aus, weil sie auf den ebnen Steppen weiden, während die germanischen hauptsächlich in den Waldungen ihrem Futter nachgingen. Es gab daher auch viele wilde oder vielleicht verwilderte Pferde, die noch im 16ten Jahrhundert in Pommern mit Schlingen gefangen und gezähmt wurden ***). Daß das Pferd von jeher Lieblingsthier des

---

*) Ueber die Waffen der alten Germanen haben bes. gesammelt Joh. Strauchius de armis Germanorum priscorum, Lips. 1651. auf's neue abgedruckt in Strauchianorum s. opusculorum p. I. c. praef. D. C. F. Reinhardi, Francof. et Lips. 1727, 4. S. 42. In der Manier jener Zeit. G. Achenwall de veterum Germanorum armis ad Tac. Germ. c. VI. Goett. 1755. 4. Nur von den Angriffswaffen.

**) De B. G. VII, 65.

***) Thom. Kanzow II, 422.

Deutschen war, beweißt die Menge der Benennungen für alle Arten, Alter und Verhältnisse, die sich bei allen Stämmen finden *); auch in den spätern Zeiten waren gute und schöne Pferde immer ein vorzüglichster Theil des Eigenthums. Auf Island wurden ordentliche Pferdekämpfe veranstaltet: keine Wettrennen, sondern die Rosse, die dazu eigends abgerichtet wurden, stritten miteinander; verschiedne Gemeinden stellten Streitrosse auf und eigne Schiedsrichter wurden erwählt, um den Sieg zu bestimmen. Die noch üblichen Pferderennen der Engländer scheinen auch sehr alt zu seyn, obgleich die geschichtlichen Erwähnungen nicht sehr weit zurückgehn **).

Die germanischen Pferde hatten aber auch gute Eigenschaften, die selbst von den Römern bald anerkannt wurden: die thüringischen und burgundischen, zeichneten sich nach dem Vegetius ***) durch ihre Fähigkeit Beschwerden zu ertragen und die friesischen nicht weniger durch Schnelligkeit als durch ihre Unermüdlichkeit im Lauf aus. Auch Hermanfried, König der Thüringer, schickte dem Theodorich herrliche Schimmel, die der redselige Cassiodorus †) nicht prächtig genug zu be-

---

*) M. s. das lange, doch bei weitem nicht vollständige Verzeichniß in Adelung's ältester Gesch. S. 311, auch Gerbert's Glossaria S. 61, wo zugleich ausführlich die Eigenschaften eines guten Pferdes zergliedert werden.

**) Brand popular antiquities II, 302. hat keine ältere Erwähnung als aus einem Buch von 1641.

***) De Mulomedicina, L. IV, c. 6. in der Ausg. der scriptt. rei rusticae. Vegetius gehört in's 4te Jahr. und es ist wohl kein Grund, ihm die Veterinärkunst abzusprechen.

†) Var. IV, 1. Auch Jord. de rebus get. c. IV. rühmt thüringische Pferde als vorzüglich ausgezeichnet.

schreiben weiß; „die Brüste oder Schenkel, sagt er in seiner aufgedunsenen Sprache, sind mit Fleischkugeln anständig verziert; die Rippen erstrecken sich ziemlich in die Breite, der Bauch wird kurz zusammengepreßt, das Haupt stellt eine Hirschgestalt dar: sie ahmen die Schnelligkeit (des Hirsches) nach, dessen Aehnlichkeit sie zu haben scheinen. Sie sind bei großer Fettigkeit zahm, schnell bei der Größe, angenehm zu sehen, aber angenehmer im Gebrauch; denn sie schreiten sanft einher, und ermüden ihre Reiter nicht durch übermäßige Eile: er ruhet mehr auf ihnen, als daß er sich anstrengt: und durch angenehme Mäßigung gelenkt, wissen sie in anhaltender Beweglichkeit auszudauern.

Die Pferde wurden nicht künstlich zugeritten; eben so zähmen auch die Kalmücken, Kosacken und andre Reitervölker ihre Pferde auf eine sehr einfache Weise, aber die frühe Gewöhnung und die beständige Uebung geben dem Reiter eine Gewandheit, die aus ihm und dem Thiere gleichsam Ein Wesen macht. Auch die Germanen waren kunstlose, aber geschickte Reiter: und hernach bildeten sie diese Uebung besonders aus, waren ihr vorzüglich ergeben: im Reiten und Jagen übte Karl der Große sich beständig, was volksthümlich war; denn es giebt, sagt Eginhard *), kaum irgend ein Volk auf Erden das den Franken in dieser Kunst gleichgesetzt werden kann: auch viele alte nordische Könige legten auf Pferde und Reiterkünste einen großen Werth. Das Geschirr war höchst einfach: nach ihren Sitten, sagt Cäsar **) von den Sueven, wird nichts für schändlicher

*) Vita Car. M. c. 22. **) D. B. G. 2.

oder feiger gehalten als sich der Sättel zu bedienen: und so wagen sie es, obgleich wenige, jede Zahl mit Sätteln versehener Reiter anzugreifen. Selbst der Ausdruck, der jetzt allen Mundarten gemein ist, scheint von dem lateinischen Sedile, ein Sitz, entlehnt zu seyn: indessen hat doch schon das Pferd des quadischen Königs auf der antoninischen Säule einen kleinen Bauersattel. Zum Aufsteigen diente anfangs ein Strick, daher Steigreif: aber edler war es noch in spätern Zeiten sich dieser Hülfe nicht zu bedienen: vom Wolfdieterich heißt es im Heldenbuch:

Ohn Stegreif der Frye
Da in den Sattel sprang;
Des sagt die schön' Amyn
Ihm gar großen Dank.

Allein schon Agricola klagt, daß er diese Kunst zu seiner Zeit (1510) von keinem unter dem Adel habe rühmen gehört außer von Herzog Heinrich von Braunschweig *). Für die wichtigsten übrigen Theile des Pferdegeschirrs hat die Sprache uralte, in allen Dialecten durchlaufende Benennungen, die zum Theil sehr genaue Verschiedenheiten bezeichnen.

Die Hauptstärke der Germanen bestand im Fußvolk; obgleich sie auch zu Pferde stritten: von den Alemannen z. B. wird ausdrücklich bemerkt, daß sie von den Rossen bewundernswürdig kämpften **). Allein die Reiter fochten auch zu Fuß: waren gewöhnt auf demselben

*) Deutsche Sprichwörter Hagenau 1529, II, S. Bd. 243.

**) Amil, Victor in vita Carucallae.

selben Fleck zu bleiben, und wenn es nützlich war, zogen sie sich schnell zu denselben zurück *). Oder Reiter und Fußgänger stritten gemischt. Cäsar giebt darüber eine ausführliche Nachricht **): in dieser Art des Kampfs, dem Reitertreffen, hatten sich die Germanen täglich geübt. Es waren sechs tausend Reiter (beim Heer Ariovist's) und eben so viele sehr schnelle und tapfre Fußgänger, die aus der ganzen Menge, Einzelne den Einzelnen, ihrer Wohlfarth wegen, auserlesen hatten. Mit diesen bestanden die Reiter die Schlachten, zu diesen zogen sie sich zurück: diese, wenn es gefährlich ward, eilten herbei; war jemand, nach einer schweren Wunde, vom Pferde gefallen, stellten sie sich um ihn; mußte man irgendwohin weiter vorrücken, oder sich schneller zurückziehn, war ihre Schnelligkeit durch die Uebung so groß, daß sie durch die Mähnen der Pferde unterstützt, den Lauf gleich kamen". Tacitus setzt hinzu, daß zu diesem Behuf die Tüchtigsten aus den Gauen ausgewählt würden und zwar müsse jeder einzelne, deren hundert stellen; sie würden auch mit dem Ehrennamen der Hunderte belegt. Es lassen sich gegen diese Nachricht nun allerdings viele Zweifel erheben: indessen sind sie doch nicht hinreichend um die Erzählung zu verwerfen. Daß die Eintheilung nach Hunderten bei den germanischen Völkern uralt ist, und daß sich Spuren derselben überall erhalten haben, wird hernach ausführlicher erörtert werden. Die Schnelligkeit der germanischen Kohorten entschied die Schlacht bei Pharsalus; denn da

*) Caes. d. B. G. IV, 2 u, 12. Mauricii Strateg. XI, 4.

**) I, c. 48.

die Reuterei des Pompejus von dem Flügel hervorbrach, warf Cäsar sie ihr entgegen und sie machten einen solchen Anfall, daß jene zu Fuß, diese auf Pferden zu kommen schienen *).

Die Schlachtordnung oder wie wir nach dem Vorgang der Isländer sagen können, die Schaarung war rottenweise: die gewöhnliche Uebersetzung keilförmig kann leicht zu dem Mißverstand führen, als wäre diese Aufstellung die beständige gewesen: aber die Ausdrücke Keil, Keilförmig bei den Römern haben eine weit allgemeinere Bedeutung **): indessen soll hiedurch nicht geläugnet werden, daß nicht die keilförmige Schlachtordnung gebräuchlich gewesen sey: die Franken wählten sie in der unglücklichen Schlacht gegen den Narses c. 554: „es war die Art ihrer Aufstellung, sagt Agathias ***), eine Zuspitzung (ἔμβολον): denn sie glich einem Dreieck, der Vordertheil ging gleichsam in eine Spitze aus, war aber dadurch stark und dicht, daß sie überall mit Schildern verschanzt war: man könnte sagen, daß sie durch ihre Schlachtordnung einen Schweinskopf abbildeten". Auch bei den nordischen Schriftstellern kommt diese Schlachtordnung vor: Saxo beschreibt sie ausführlich und führt sie auf den Odin selbst zurück, der Königsspiegel hat sogar den besondern Ausdruck Schweinschaarung, (Svinfylkning) und giebt den Rath, daß beim Anfang einer Schlacht die geschloßne Schildburg durchaus nicht geöfnet oder auf-

---

*) Florus IV, 2.

**) z. B. Amm. Marc. XIV. 12. cuneatur circumsistentes.

***) L. II, p. 44.

gelöst werden müsse *). Die verschiednen Anführer, Stämme und Schaaren wurden durch Feldzeichen unterschieden: Zeichen und Bilder von Thieren, die in den heiligen Wäldern und Hainen aufbewahrt wurden **), es folgt aber hieraus noch keineswegs, daß diese Zeichen für heilig, selbst nur in dem Sinne für heilig gehalten würden, als es bei den Römern der Fall war. Nichts ist daher auch grundloser als die Folgerung Mösers aus dieser Nachricht, daß der Auszug unter der Fahne Gottes geschehen sey, nicht unter der Fahne eines Herrn (aber des Herzogs)***). Die Feldzeichen scheinen in Fahnen bestanden zu haben, worauf Gemählde eingewirkt waren: Sidonius Apollinaris beschreibt auf die ihm eigne höchst schwülstige Art die Fahne der Vandalen in dem Kampf gegen den Majorinus, worin eine Schlange mit aufgesperrtem Rachen gewirkt war: aber auch die Römer scheinen ein ähnli-

---

*) Saxo Gr. Hist. Dan L. I, p. 17 u. L. VII, p. 138. ed Steph. Kongs Skugg Sjo, p. 384.

**) Unten C. 7. Hist. IV, 22.

***) Osnabrückische Geschichte I, 37. So hochachtungswürdig dieser Schriftsteller in seinem gesunden und richtigen politischen Urtheil ist, so bodenlos und ungenügend ist doch die Art seiner historischen Forschungen: es ist in der That auffallend, wie man seine einseitigsten, unbewiesendsten Behauptungen Mosers so allgemein ohne alle weitere Prüfung aufnehmen konnte. Wenn in den folgenden Untersuchungen daher häufig diese Ansichten in ihrer Blöße gezeigt werden müssen, so soll dies doch der Hochachtung keinen Eintrag thun, die auch der Verf. dem Rechtssinn, dem Gefühl für alte Sitte, dem tiefen Blick in das innerste Wesen des geselligen Vereins zollt, wodurch Möser's Schriften immer eine Zierde der deutschen Literatur bleiben werden.

ches Feldzeichen gehabt zu haben *). Der allgemeine Ausdruck im Nordischen ist Merke, (auch A. S.) und der Träger heißt der Märkismann. Eine ähnliche Bedeutung scheint auch Panier, Baner, ursprünglich gehabt zu haben: beim Ulfila heißt Bandvo ein Zeichen und Bandrian anzeigen. Fahne bedeutet eigentlich ein Tuch: daher auch gewöhnlich ein die besondre Bestimmung ausdrückendes Beiwort hinzugesetzt wird: Gundfanon (altd. angels.) Sturm- (Kriegs) fahne, Herfahne (isl.). Bei den Isländern und Angelsachen findet sich auch der Ausdruck Cumbol, Hercumbl, für eigentliche Feldzeichen, die auf den Helmen angebracht wurden. Das Feldgeschrei heißt im Isländischen Heerruf. (Herop oder Herblástr).

Die kriegerischen musikalischen Werkzeuge bestanden bestanden wohl hauptsächlich aus Hörnern, besonders von Auerochsen, deren sich auch die Römer bedienten **): im Deutschen heißen sie auch Heerhörner. Auf der antoninischen Säule gleicht das Blasewerkzeug einer Trompete. Die Ausdrücke Trompe (Trumbo, bei Tatian, jetzt Trompete) und Trommel haben Eine Wurzel: die ursprüngliche Bedeutung des Worts Trumm ist ein Stück eines ausgehöhlten Baums, dessen man sich anfangs zu beiden Werkzeugen bediente. Die Bunge hat ihren Namen von Bunga. schlagen und eben so Pauke von Pochen oder Pocken, klopfen, schlagen. Im Isländischen findet sich auch noch das Wort Bumba, das offenbar nach dem Schall gemacht ist.

---

*) Paneg. in Major. V. 402. S. 703.

**) Vegel. III, 4.

Wilden Völkern ist es einerlei, auf welche Art sie siegen: List, nächtlicher Ueberfall, kurz alle Mittel, wobei sie selbst am wenigsten in Gefahr kommen: die Römer werfen den Germanen immer Treulosigkeit vor, allein mit Unrecht: der Krieg rechtfertigt alle Mittel, die dem Feind schaden: Herrman, Civilis suchten ihre Absichten durch List zu erreichen: die römischen Feldherrn verdienen getadelt zu werden, daß sie sich hintergehn ließen. Germanische Kohorten gingen auch oft während des Gefechts zu ihren Landsleuten über, was in den Augen der Römer nicht minder ein Verbrechen war: aber sie folgten einem natürlichen Gefühl, daß sie nicht wie Tyrannensöldlinge, ihr eignes Eingeweide zerfleischen wollten. Sie wichen mehr aus List als aus Furcht und pflegten dann besonders den Rückzug des Feindes zu beunruhigen *). In ihrem Lande suchten sie durch Verhaue den Marsch zu erschweren und durch verstellte Flucht lockten sie besonders die Römer gern in einen Hinterhalt, in sumpfichte Gegenden. Hier verbargen sie sich bis sie einen zum Angriff günstigen Augenblick erspähten **). Auch die Irokesen kämpften wie die Germanen: nur zum Schießen treten sie hervor und verstecken sich sogleich hinter Bäumen oder Felsen. Die Europäer haben viele Menschen eingebüßt, ehe sie diese Art des Gefechts kannten. Die Todten trugen die Germanen zurück, um dem Feinde keine Siegeszeichen zu lassen und ihren Verlust zu verbergen: derselbe Gebrauch findet sich ebenfalls bei den Irokesen, die wenig-

*) Tac. Ann. I, 56.

**) Amm. Marc. XVII, 1. Greg. Turon. Hist. Franc. II, 9.

stens die Kopfhaut, die bei ihnen als Siegeszeichen gilt, mitnehmen: man kann daher nicht leicht wissen, wie viel sie in einem Gefecht verlohren haben.

Bei allen tapfern und kriegerischen Völkern gilt Feigheit nicht nur für eine Schande, sondern sie ist auch mit mannichfaltigen höchst schimpflichen Strafen belegt. Wie fürchterlich war nicht das Loos derjenigen, die sich in der Schlacht feige oder furchtsam betrugen, bei den Spartanern; ausgeschlossen von allem, was ehrenvoll oder wohlanständig war, waren sie allen Mißhandlungen ausgesetzt, die Muthwille oder Laune an ihnen verüben wollten *). Charondas hatte verordnet, daß diejenigen, die in der Schlacht ihren Platz verließen oder gar nicht die Waffen für das Vaterland ergriffen, drey Tage in Weiberkleidern auf dem Markt ausgestellt werden sollten **). In den kalmyckischen Gesetzen sind für die Feigen, die sich schlecht halten oder die Flucht ergreifen, nach Verhältniß ihres Standes große Bußen bestimmt: den Anführern wird überdies der Panzer genommen und sie werden im Weiberrock herumgeführt: dies letztere trifft selbst diejenigen, die sich nur zu spät beim Treffen einfinden ***). Bei den Tuschi, einem kaukasischen Völkerstamm, muß, wer sich feige im Gefecht beträgt, mit den Hunden aus einem Troge essen und darf sich nicht mehr mit den Männern bei Tische

---

*) Plutarchi Agis. c. 30.

**) Diod Sic. XII, 16.

***) Pallas mongolische Völkerschaften I, 196.

setzen *). Die Bugginesen auf Celebes bestrafen die Feigheit mit Entmannung **).

Tacitus sagt an einer andern Stelle, daß auch bei den Germanen eine bestimmte Strafe für die Feigen festgesetzt war, sie wurden in einem Sumpf erstickt ***); bei den Schweden wurden auch noch späterhin diejenigen, die nach dem Aufgebot nicht erschienen, aufgehängt: hierauf deutete beim Botenstock der unten angebundne Strick †). Nichts war so schimpflich als den Schild weggeworfen zu haben: nach dem salischen Gesetz ††) wird derjenige, der einem andern den Vorwurf macht, daß er seinen Schild im Handgemenge oder in der Schlacht weggeworfen habe, mit 120 Denarien bestraft. Noch im Jahr 1395 ward dem Sohn des Grafen Albrecht von Holland an der Tafel des Königs von Frankreich durch einen Herold das vor ihm gelegte Tischtuch zerrissen, mit der Anzeige, es sey unanständig, daß Jemand an der königlichen Tafel sitze, der, wie er, seinen Schild gegen die Friesen im Stich gelassen habe. Er stand erröthend auf und ruhte nicht eher als bis er in einem abermaligen Kriege durch eine große Niederlage sich an seinen Feinden gerächt hatte †††). Auch in den nordischen Gesetzen finden sich Spuren, daß der Vor-

---

*) Klaproth Reise II, 293.

**) Zimmermann's Taschenbuch der Reisen, fortg. v. Rühs u. Lichtenstein, 14ter Jahrg. S. 37.

***) Unten Kap. 12.

†) Olaus Magnus L. VII, c. 4.

††) Tit. 48, d. alten, Tit. 32. §. 6.

†††) Wilh. Hedae hist. episc. Ultraj. notis illustr. ab Arn. Buchelio, Ultraj. 1652, p. 265.

wurf der Feigheit zu den größten Beleidigungen gehörte, z. B. wenn Jemand zu einem andern sagte: du liefst Einer vor Einem und hattest den Spieß auf den Rücken *). Hinter dem Uplandischen Gesetz ist ein uralter Anhang, dessen Inhalt bei der schriftlichen Abfassung ausgeschlossen ward, offenbar weil er mit den christlichen Ansichten zu sehr im Widerspruch stand; wenn Jemand von einem andern sagte, er sey kein Mannsgenosse und kein Mann in der Brust, so mußte sich der Beleidiger und der Beleidigte in voller Rüstung auf einem Kreuzwege treffen. Erschien der letztere nicht, mußte er bleiben, wie er genannt war: er war nicht eidesfähig und durfte kein Zeugniß ablegen weder vor Mann noch Weib. Blieb der Afterredner aus, so rief der Andre ihn dreimal und hinterließ ein Zeichen; dann war derjenige, der sein Wort nicht beweisen konnte, der schlechtere Mann. Kam es zum Kampf und fiel der Beleidiger, so ward kein Wehrgeld gezahlt und er blieb liegen, wo er gefallen war.

Ihre Bedürfnisse führten die Germanen auf kleinen Wagen oder Karren mit sich, die nach den Darstellungen auf der antoninischen Säule sehr roh sind und nur aus einem viereckigten Kasten bestehen, der auf 4 Rädern aus Brettern ohne Speichen ruht: gewöhnlich werden sie von Ochsen gezogen, auch noch auf der Theodosischen Säule, wo die Gothen sonst schon sehr zierliche Wagen, auch prächtiges Pferdegeschirr haben, vermuthlich als Folge einer größern, durch den Umgang mit den Rö-

*) Westgötha Lag Rätilösa Bolkar, Fl. X.

mern erlangten Verfeinerung *). Diese Karren dienten ihnen zu einem Schutz ihres Lagers, indem sie dieselben wie eine Wagenburg umherstellten: die Römer haben dafür den eignen halbbarbarischen Ausdruck Carrago **). Bisweilen scheint sie besonders in Gebirgpässen auch zur Deckung des Rückzugs oder der Flucht gebraucht worden zu seyn ***). Feste Oerter von einiger Haltbarkeit scheinen die Germanen nicht gehabt zu haben; höchstens Thürme und Schanzen für den ersten Anlauf: auf der antoninischen Säule †) scheint ein fester germanischer Ort abgebildet zu seyn, den die Römer mit einem Sturmdach zu nehmen suchen: die Belagerten werfen schwere Gegenstände und allerlei andre Stoffe hinab: der Wall oder die Mauer scheint aus Flechtwerk zu bestehn. Zonaras erzählt, wahrscheinlich aus dem Dio, daß die Germanen eine Verschanzung nicht nehmen konnten, weil sie die Belagerungskunst nicht verstanden ††).

Bei Frieden und Bündnissen fanden besondre Gebräuche Statt, die aber nicht näher beschrieben werden: der Eid war in herkömmlichen Formeln abgefaßt †††).

---

*) Auf der theodosischen Säule scheinen die Völkerschaften sehr gemischt zu seyn: die Trachten sind zum Theil sichtbar germanisch, aber daneben sieht man Elephanten und Kamele mit Idolen, die tatarischen Völker anzugehören scheinen.

**) Amm. Marc. XXXI, 7.

***) Quo comperto, Scythae facta carragine per montem Gessacem fugere sunt conati. Treb. poll. Gallini duo c. 13.

†) Auf der 36sten Tafel bei Bartoli.

††) Zon. Ann. T. II, p. 169. ed. Wolfii.

†††) Amm. Marc. XIV, 10. XVII, 1.

Uralt ist die Sitte, ihn auf den Schwertern abzulegen: die Quaden schwuren nach herausgezognen Schwertern, daß sie treu bleiben wollten: Ammianus sagt daher, sie verehrten sie als Gottheiten, was aber ohne Grund ist *). Es ist dieser Gebrauch allen germanischen Stämmen gemein: die Sachsen versicherten 631 dem Dagobert ihre Treue durch einen Schwur über die Waffen **): auch die Dänen beschworen den Frieden mit Kaiser Ludwig dem Frommen bei den Waffen ***). Plinius sagt, daß bei den Alten das höchste Zeichen des Siegs war, wenn die Besiegten Gras darreichten; dies heißt, selbst der ernährenden Erde und der Bestattung entsagten; diese Sitte daure auch noch bei den Germanen †): in neuern Gebräuchen findet sich nichts, das hierauf bezogen werden könnte, doch bietet sich eine Vergleichung mit der Forderung des persischen Königs dar, dessen Gesandte von dem macedonischen Herrscher zum Zeichen der Unterwürfigkeit Erde und Wasser verlangten ††).

Wir schließen diese Nachrichten über das älteste Kriegswesen der Germanen mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Sie führten theils Kriege unter sich, theils mit ihren Nachbarn: an jenen nahmen nur kleinere Mas-

---

*) L. XVII, c. 12.

**) Fredegarii Schol. chrion. c. 74. Bei Boucquet, II, S. 442. Gesta Dagoberti, c. 30. ib. 538.

***) Ad. Brem. hist. eccles. L. I, c. 33, in. Lindenbrogii scrippt. rerum Germ. Hamb. 1706. p. 10. Ausführlicher über diesen Gebrauch unten, wo von der Bekräftigung durch die Waffen überhaupt gehandelt wird.

†) Hist. nat. XXII, 4.

††) Herod. V, 17.

sen Theil, und sie hatten ganz den Charakter, in dem noch späterhin die Fehden zwischen den Norwegern erscheinen, wo auch nur kleine Parteien miteinander raufsten: hier entschied wohl Ueberlegenheit oder die Zwischenkunft und Vermittelung anderer Stämme: doch fehlt es auch nicht an Beispielen, daß ganze Völkerschaften darüber zu Grunde gingen. Die Krlege mit den Nachbaren setzten eine größere Vereinigung voraus, und wir finden daher auch immer, daß in den gallischen und römischen Kriegen mehrere Stämme verbündet auftreten, die allmählig zu Einem Volk verschmelzen. In Hinsicht der Bewaffnung scheinen sie vor den Gallern keinen Vorzug gehabt zu haben: aber ihre ganze Verfassung war freier und edler; dazu kam die Uneinigkeit der gallischen Hauptvölkerschaften, die den Germanen trefflich zu Statten kam und die sie auch recht gut zu benutzen wußten: auch waren die Gallier schon weicher und an eine größere Ueppigkeit gewöhnt.

Unendlich merkwürdig sind die Kriege mit den Römern und sie gereichen unsern Vorfahren zu unsterblichem Ruhm: es ist deutlich, daß ihre Kriegsverfassung sich in denselben ausbildete, und sie nahmen vieles von den Einrichtungen der Römer an, dessen Nutzen sich ihnen bewährte. Die Römer waren ihnen durch Disciplin, durch Tactik und durch die Beschaffenheit ihrer Waffen überlegen. Den Germanen fehlte der strenge Gehorsam gegen ihre Heerführer: sie zogen sich zurück, ohne sich um die Befehlshaber zu bekümmern *); sie waren beinahe nackt, mit unbequemen Waffen versehn.

---

*) Tac. Ann. II, 14.

und daher dem schwergerüsteten römischen Fußvolk nicht gewachsen; bis auf die Zeiten Gratian's war es mit Panzern und Helmen versehn, allein aus Vernachlässigung der Uebungen und der Kriegszucht fing man an, erst den Panzer, dann die Helme abzulegen; so mit bloßer Brust und Haupt gegen die Gothen kämpfend, wurden die römischen Soldaten sehr oft durch die Menge der Pfeilschützen aufgerieben *). Grade hierin hatten die Römer sonst einen Vorzug: die afrikanischen Bogenschützen, die von weitem schossen und schnell vorwärts- und zurückliefen, waren den Germanen verderblich, da es ihnen leicht war, die großen Leiber und nackten Köpfe zu treffen **). Die Germanen hatten nur ihren unerschütterlichen Muth, in der Nähe die Ueberlegenheit körperlicher Größe, ihre Gewandheit, ihre Geschicklichkeit im Schwimmen, die sie in den Stand setzte, ihren Feind bisweilen im Rücken zu fassen ***), und in ihrem eignen Lande ihre Ortskunde. Besonders günstig für sie waren Sümpfe und feuchte Gegenden, woran sie gewöhnt waren und wo ihnen auch ihre leichte Rüstung zu Statten kam †). Diese Vortheile wußten sie sehr gut zu benutzen und dadurch gelang es ihnen nicht nur die Freiheit ihres Landes zu behaupten, sondern endlich selbst die Römer zu besiegen.

---

*) Veget. de re milit. I, 19. **) Herodian. VI, 8.
***) Hist. IV, 66. V. 18. †) Ib. V, 15.

Siebentes Kapitel.

Könige. Herzoge. Gränzen ihrer Gewalt. Aufstellung nach Geschlechtern.

Könige setzen sie nach der Geburt, Herzoge nach der Tapferkeit. Die Könige haben keine unumschränkte oder freie Gewalt: und die Herzoge gebieten, mehr durch Beispiel als Befehl, wenn sie rüstig, wenn sie ausgezeichnet sind, wenn sie vor der Schlachtordnung schalten, mit Bewunderung. Uebrigens ist hinrichten, fesseln, ja nur schlagen Keinem als den Priestern erlaubt, nicht wie zur Strafe noch auf Befehl des Herzogs, sondern gleichsam als wenn es der Gott gebietet, von dem sie glauben, daß er Kriegenden beistehe: auch tragen sie aus den Hainen genommene Bilder und Zeichen in die Schlacht. Was aber die vorzüglichste Anreizung zur Tapferkeit ist: nicht der Zufall, noch ungefährer Zusammenwurf bildet das Geschwader oder die Rotte: sondern Geschlechter und Verwandtschaften: und in der Nähe sind die Liebespfänder, von wannen der Weiber Jammergeschrei gehört wird, von wannen das Wimmern der Kinder. Dies sind jedem die heiligsten Zeugen, dies die größten Lobredner. Zu

den Müttern, zu den Gattinnen bringen sie die Wunden und diese scheuen sich nicht, Verletzungen zu zählen oder zu untersuchen: sie bringen den Streitenden Speisen und Aufmunterungen.

Die verschiednen germanischen Völkerschaften hatten Könige an ihrer Spitze, die vorzugsweise aus gewissen Geschlechtern gewählt wurden, obgleich nicht nach einer bestimmten Erbfolge oder der Erstgeburt; das Wort Cyning (a. s.), Konung (nord.), König findet sich in allen Mundarten: über den Ursprung desselben giebt es unzählige Meinungen, allein sichtbar stammt es von dem uralten Kun (bei Ulfila), Cyn (a. s.), kunne (altd.), Conne (altholl.) Kyn isl., Kön (schw.), das Geschlecht, Volksstamm bedeutet; Cyning, König ist ganz ähnlich gebildet wie Aetheling, Adlich, aus einer verwandten Wurzel; es bezieht sich also auf die Abstammung und zwar auf das Verhältniß zu dem Volksstamm wie Aethling auf das besondre Geschlecht. Es ist merkwürdig, daß auch alle andre Benennungen in den germanischen Mundarten sich auf einen ähnlichen Ursprung zurückführen lassen und von demselben Begriff ausgehn. Thiudans bei Ulfila, Theoden im Angelsächsischen, kommt von Thiuda, Thiod Volk, Drott (dryhten ar. S. druhten altd.) von Drott (isl. Driht angels.) Geschlecht, Volk; in der isländischen Dichtkunst kommen auch noch die Namen Liothi von Lioth, Volk und Fylkir, von Fylki, eine Schaar, vor. Die Burgunder nannten nach Ammianus Marcellinus, ihre

Beherrscher Hendinos, welches allerdings an den Ausdruck Kindins bei Ulfila für einen Vorsteher, Anführer erinnert *), und das vielleicht mit König aus einer Wurzel stammt. Der Name König wird daher auch in sehr allgemeinen Beziehungen gebraucht und bei den nordischen Stämmen führt ihn jeder Vorsteher eines kleinen Gebiets, jedes Haupt eines Stammes, selbst noch als sich schon einzelne eine größere Macht zugeeignet und die andern unterjocht hatten.

Es gab bei den germanischen Völkern gewisse Geschlechter, aus denen die Könige gewählt wurden: derselbe Fall findet noch jetzt bei den Afghanen Statt: die Chane werden immer aus dem ältesten Geschlecht des Ulusses gewählt, und wenn zwar einige Rücksicht auf die Erstgeburt genommen wird, wird doch mehr auf Alter, Erfahrung und Charakter gesehn. Natürlich müssen aus einer so unbestimmten Erbfolge große Unordnungen entspringen, und wie sie noch gegenwärtig die afghanischen Stämme zerrüttet, verwirrte sie auch einst die frühste Geschichte der germanischen Völker, bis sich allmählig feste Grundsätze über die Nachfolge geltend machten **). Auch bei den Persern waren die Könige nur aus dem Stamm der Pasargaden. Die Cherusker holten, da in den innerlichen Kriegen die Edlen umgekommen waren, den Italicus aus Rom, als den einzigen, der noch vom königlichen Stamm übrig war ***). Auch in der spätern Geschichte der germanischen Völ-

---

*) Er übersetzt so Matth. XXVI, 21. ἡγεμών.

**) M. vergl. Elphinstone I, S. 255.

***) Tac. Ann. XI, 16.

ker kommen solche Geschlechter vor, die gleichsam ausschließend zur Königs- oder Herrscherwürde berechtigt waren; bei den Gothen die Amaler und Balthen, die Agilolfinger und andre bei den Bayern, und dasselbe Verhältniß findet sich bei den Angelsachsen und im Norden. Die Könige und auch die Heerführer wurden nach der Wahl auf einen Schild gesetzt und auf den Schultern der Träger geschwungen; auf diese Art ward Brinno von den Canninefaten erkohren *). Dieselbe Sitte erhielt sich bei den Franken: der Gegenkönig Gundvald fiel, als er zum dritten Mal herumgeschwungen ward, herunter und ward nur mit Mühe aufgefangen; auch die Gothen ertheilten dem Vitigis die königliche Würde auf diese Weise **). Die Byzantiner entlehnten sogar diesen Gebrauch von den Barbaren und führten ihn in die Etikette ihres Hofes ein.

Die Könige waren in der Regel auch zugleich Anführer im Kriege, wie aus der ganzen frühsten Geschichte aller germanischen Stämme unwidersprechlich hervorgeht; es ist deswegen auch eine ganz allgemeine Vorstellung, daß sie sich durch persönliche Eigenschaften, durch Geschicklichkeit in den Waffen, durch Tapferkeit auszeichnen mußten. Die nordische Sage schreibt von König Olof dem Heiligen, daß er sich in allen Kriegskünsten hervorthat, aber auch beständig in Schimpfgefechten siegbegierig war: er wollte allen andern voran seyn,

*) Tac. Hist. IV, 15.

**) Greg. Turon. L. II, c. 40. S. 184. IV, c. 26. S. 230. VII, c. 10. S. 296. bei Boucquet II, Cassiodori Varia, X. ep. 31.

seyn, wie es auch seyn mußte, seiner Würde und Geburt wegen *). Dieser König hielt es auch nicht seiner Ehre zu nah, sich mit einem Isländer in einem Wettstreit im Schwimmen einzulassen. Als König Swen von Dänemark einmal mit drei andern Herrschern tafelte, sagte ein schmeichelnder Höfling, nicht leicht würden wieder drei so gewaltige Herrscher aus einer Schüssel speisen: aber Swen antwortete, daß er einen Bauersohn kenne, der ihnen in keiner Hinsicht nachstehe, der so verständig sey, wie ein kluger König seyn muß, stark und unerschütterlich wie der muthigste Recke, sittsam wie der trefflichste Weise **). Daß die Geburt nicht edle Eigenschaften, Tapferkeit und Tugend verbürgt, leuchtet selbst rohen Völkern ein: es ist aber eine natürliche Folge, daß, wenn mit derselben bestimmte und erbliche Vorzüge verbunden sind, diejenigen, die dem Glück und Zufall verdanken, was sich andre kaum durch das entschiedenste Verdienst erwerben können, sich vernachläßigen und gegen die eigne Bildung gleichgültig werden; alte Geschlechter arten in der Regel aus und die höhern Stände werden nur durch die beständige Belebung und Erfrischung aus den untern gegen die gänzliche Fäulniß bewahrt: so bemerken die jesuitischen Glaubensboten, daß die Kaziken (Adlichen) durchgängig dummer und ungeschickter zu öffentlichen Amtsverrichtungen waren als die gemeinen Indianer ***). Wo das Kastenwesen

*) Heimskringla, Bd. II, ed. Hafn. S.

**) Thorvalds Vidförla Saga bei Hungarvaka Hafn. 1778. 8. S. 269. f. d. Beilage.

***) M. Dobrizhofer Geschichte der Abiponer, aus dem Lat. v. A. Kreil II, S. 136.

einen solchen Uebergang, unmöglich macht, ist zugleich alle wahre Entwicklung abgeschnitten: die Völker arten aus, sie sterben gleichsam ab, wie das traurige Beispiel der Hindus auf eine eben so merkwürdige als entscheidende Art beweist.

Nur wenn der König nicht fähig war, ein Heer anzuführen, mußte ein Stellvertreter ernannt werden: sonst waren die Herzoge nur die Befehlshaber kleinerer Haufen, oder sie warfen sich auch besonders zu Häuptern irgend eines Raubzuges auf. Sagte Jemand in der Volksversammlung, daß er Herzog seyn wolle und verlangte, daß diejenigen, die ihm folgen wollten, sich melden sollten, so standen alle, denen die Sache und der Mann gefiel, auf, und versprachen ihre Hülfe: die Menge ertheilte ihnen Beifall und die dann nicht folgten, wurden für Verräther und Ueberläufer gehalten und sie hatten hernach in keiner Sache weiter Glauben *). Ganz ähnlich ist die Verfassung der Irokesen: wer durch Klugheit, List, Entschlossenheit und Glück sich auszeichnet, ist Anführer: wer aber Leute einbüßt, ohne ihre Stelle durch Gefangne zu ersetzen, verliehrt ohne Weiteres alles Ansehn. Ohne Bewilligung der Gemeinden oder des Volks durfte kein Zug über die Gränzen, in ein andres Gebiet unternommen werden.

Das Asegabuch hat darüber eine merkwürdige Bestimmung: kein Hausmann darf eine Heerfahne aufbinden und in ein andres Land ziehn, mit einem hauptlosen Heer: das ist einem solchen, wobei kein Graf oder Herzog ist: wer die Fahne in der Hand führt, büßt

*) Caes. de B. G. VI, 23.

täglich dreißig Mark, und alle die ihm folgen, ein und zwanzig Schillinge, weil kein Hausmann die Heerfahne anbinden darf, ohne seines Landes Rath *).

Die Herzoge wurden selbst in spätern Zeiten gewählt, nachdem die allgemeinen Verhältnisse schon einen ganz andern Charakter angenommen hatten. Die Herzoge, heißt es in den Gesetzen des angelsächsischen Königs Eadgar **), wurden durch gemeinschaftlichen Rath, zum gemeinschaftlichen Nutzen des Reichs in allen Landschaften und Gemeinden und einzelnen Grafschaften in voller Volksversammlung erkohren, wie auch die Vicegrafen der Landschaften und Grafschaften erwählt werden müssen. Auch die Bayern hatten von Anfang an die freie Gewalt sich einen Herzog zu wählen ***). Ganz ähnliche Verhältnisse finden auch bei andern Völkern Statt: die Kukis, (ein sehr merkwürdiges Volk in dem nordöstlichen Gränzgebirge Bengalens) stehen unter Radscha's, deren Würde erblich ist, jeder Stamm hat aber sein besonderes Oberhaupt, das gewählt wird, obgleich gemeiniglich der nächste Verwandte des letztern folgt, wenn er für fähig gehalten wird: der Radscha kann ein einmal gewähltes Oberhaupt nicht entfernen, selbst wenn die Wahl ihm mißfallen sollte †).

Heerführer können bei freien Völkern sich nur durch die That, durch Arm und Auge geltend machen: nicht durch Gunst und Worte, durch Kleiderputz, durch Genauigkeit in läppischen Kleinigkeiten, die man sonst den

*) Asegabuch VII, §. 7. S. 271.

**) LL. Eadgari §. 36. S. 204. ap. Wilkins.

***) Chron. Dithmari Mers. ed. Maderi, L. V, p. 111.

†) As. researches VII, S. 183.

Dienst nannte: sie mußten voran. Bei den Abiponern stellt sich der Kazike oder der Angesehenste zwar beim Anfang des Gefechts vor dem Haufen, steigt aber hernach ab, und kämpft mit den übrigen: die Anführer sind vorzüglich streitbar und herzhaft *). Agathias giebt eine schöne Schilderung von einem Herzog deutscher Art: Volker (φούλκαρις), der Heruleranführer, war höchst muthig, er scheute keinen Feind, kühn und ungestüm; und diese Thätigkeit grade nicht zur rechten Zeit besitzend, glaubte er, daß es nicht das Zeichen eines Heerführers und Feldherrn sey, die Schaarung zu ordnen und aufzustellen, sondern in der Schlacht sichtbar zu seyn, sich muthig in die Feinde zu stürzen und mit der Faust den Krieg zu vollführen, das war ihm Lust und Stolz **). Er fand auch durch seine Verwegenheit, weil er die Flucht für schändlich hielt, in dem Kampf mit den Franken bei Parma seinen Tod.

Anführern von dieser Beschaffenheit fehlt nie ein freiwilliger Gehorsam: schon der eigne Vortheil bringt ihn hervor; nach dem Cäsar ***), hatten die germanischen Kriegshäupter das Recht über Leben und Tod: allem Ansehn nach gegen Feige, Ueberläufer und Verräther. Auch von den Schweden sagt Adam von Bremen †), daß sie, wenn sie in die Schlacht ziehn, dem König oder dem, der wegen größerer Geschicklichkeit von dem Könige vorgezogen wird, allen Gehorsam beweisen.

---

*) Dobrizhofer II, 565. **) dib. I, S. 25.

***) De B. G. VI, 25.

†) De situ Dan. c. 230, p. 60. der Lindenbrog = Fabricius=schen Ausg.

Tacitus schreibt nur den Priestern das Recht zu, die Strafen zu vollziehn: dies ist freilich auch bei andern Völkern der Fall: auf der Insel Sawa, nicht weit von Timor, hat jeder der fünf kleinen Staaten einen Priester, der die Opfer besorgt, die Eingeweide der Opferthiere betrachtet und zugleich die Urtheile vollzieht: er ist deswegen auch immer mit einem großen Säbel bewaffnet *). Die Vollziehung der Strafen war auch nach der ursprünglichen Ansicht der germanischen Völker kein schimpfliches Geschäft; in den Städten wurden die Todesurtheile bisweilen von dem jüngsten Rathmann oder dem jüngsten Ehemann oder gar von dem Kläger, in den Klöstern von den Layenbrüdern vollzogen; ja mehre deutsche Fürsten, wie z. B, Herzog Heinrich der Henker von Mecklenburg, Herzog Wartislaf von Pommern Barth hielten es nicht unter ihrer Würde die Straßenräuber, die ihnen in die Hände fielen, mit eigner hoher Hand aufzuknüpfen. In Schweden wurde bis zum Jahr 1690 die damals gewöhnliche Strafe des Gassenlaufens von den Bauern und in den Städten von den Bürgern selbst vollstreckt; erst in diesem Jahr verlangten die letztern, die zum Theil Ausländer waren, mit solchen Strafvollziehungen verschont zu werden, weil ihr ehrlicher Name in der Fremde dadurch beeinträchtigt werde **).

Allein die Erzählung des Tacitus scheint dennoch auf einem Mißverstande zu beruhn: es gab, allem An-

---

*) Verhandelingen van het bataatsch Genootschap II, S. 94.

**) J. G. Keysler antiquit. selectae sept. et cilt. Hann. 1720, S. 166.

sehn nach, gar keinen besondern Priesterstand unter den Germanen, sondern die Hausväter und die Stammhäupter verrichteten zugleich die priesterlichen Geschäfte, wie bei der Darstellung der ältesten Art der Gottesverehrung ausführlicher auseinandergesetzt werden soll. Auch der Grund, daß das Strafrecht, als unmittelbar von dem Kriegsgott ausgehend, betrachtet ward, ist eine Deutung des Schriftstellers, dem bei dieser ganzen Stelle die barbarische Kriegszucht der Römer, die Grausamkeit der Hauptleute, die Schwielen der Streiche*), vor Augen standen; denn die Prügelei war in den römischen Heeren eben so an der Tagesordnung wie weiland bei uns der Korporalstock oder in England die neunschwänzige Katze. Bei den alten Germanen durfte kein wüthender Einen andern her**) nach Laune und Willkühr auf die Kriegsleute einhauen: kein freier Mensch darf, ohne zur Bestie zu werden, ein solches Recht irgend einem gestatten; edle Bewegungsgründe, Ehrgefühl und Vaterlandsliebe müssen die Stützen der Kriegszucht seyn, wie alle wahrhafte Helden, die zugleich Menschen waren, immer erkannt haben.

Alle Nachrichten über die früheste Verfassung der germanischen Völker stimmen darin überein, daß die Könige nur ein sehr beschränktes Ansehn genossen, daß sie sich äußerst in acht nehmen mußten, das Volk nicht

---

*) Saevitia centurionum. Ann. I, 17. verberum notae.

**) Auch der Hauptmann Lucilius ward getödtet, dem sie aus Soldatenwitz den Beinamen „Eine andre her" gegeben hatten, weil er, wenn die Rebe (der Stock) auf dem Rücken des Kriegsmanns zerbrochen war, mit lauter Stimme eine andre und noch eine forderte. Ann. I, 23.

zu reizen oder das Mißfallen desselben zu erregen. Die Burgunder setzten ihre Könige nach alter Gewohnheit ab, wenn das Kriegsglück unter ihnen wankte oder die Erde eine reiche Erndte verweigerte *); so opferten auch die Schweden, nach der Sage, ihren König Domalldi, weil unter ihm schwere Mangeljahre eintrafen. Ueberall zeigt sich die große Abhängigkeit germanischer Könige: selbst als Chlodowig gern ein schönes Gefäß von der Kriegsbeute zum Voraus zu haben wünschte, hieb es ein gemeiner Franke mit den Worten entzwei: du sollst nichts weiter haben, als was dir das Loos bestimmt. Erst nach einem Jahre, unter einem scheinbar gerechten Vorwande, wagte es der König sich zu rächen. Noch später zwangen die Franken den König Chlotarich, sie wider seinen Willen gegen die Sachsen zu führen **). Bei den Schweden hing das königliche Ansehn von der Meinung des Volks ab, und was alle gemeinsam billigten, mußte der Herrscher bestätigen ***). In den nordischen Jahrbüchern kommen merkwürdige Beispiele von der kühnen Freimüthigkeit vor, deren sich die Volksredner gegen die Könige bedienten, z. B. in der Rede, die Asbjörn von Medalhus aus Gaulardal an König Hokon den Guten hielt, oder in der noch kräftigen Ermahnung des Landrichters Thorgnyr an König Olof von Schweden, dem er gar drohte, die Bauern würden ihn in einen Brunnen werfen, wie es ihre

---

*) Amm. Marc. XXVIII, 5.

**) Greg. Turou. II, 27 u. IV, 14.

***) Rimberti Vita Anscharii c. 23. S. 68. u. Ad. Brem. c. 230. S. 60.

Vorfahren mit fünf andern Königen gemacht hatten *). Auf dieses beschränkte Ansehn der germanischen Könige spielt Tacitus auch in andern Stellen häufig an, und er sagt öfters in so weit die Germanen beherrscht werden **).

In den frühern Entwicklungsstufen der bürgerlichen Einrichtungen ist das natürliche Band der Verwandschaft das wichtigste Element, das die Einzelnen zusammenhält und sie beschützt; so wie im Innern die Verwandten für einander hafteten, sich bei den Gerichten vertreten mußten und zur Blutrache verpflichtet waren, hielten sie auch im Kampf gegen den äußern Feind zusammen. Zuerst waren die verschiednen Völkerschaften für sich aufgestellt und durch Zwischenräume gesondert: in den Völkerschaften standen die Stämme und Geschlechter nebeneinander ***). Auch Kaiser Leo †) erklärt es für sehr klug, wenn man in der Schlacht Brüder neben Brüder, Freunde zu Freunden stellt, weil jeder, der einen so nahen Angehörigen in Gefahr sieht, alles aufbieten wird zu seiner Rettung. Von dem System des Geschlechtervereins und seinen merkwürdigen Folgen hat sich bis tief in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hinein ein großes Beispiel bei den Dithmarsen erhalten, die allem Ansehn nach ein Zweig der Friesen sind. Das ganze Volk zerfiel in Schlachten, d. h. Geschlechter (gentes) und diese wieder in Klüfte,

---

*) Heimskringla I, 141, II, 104 ed. Hafn.

**) z. B. von den Friesen Ann. XIII, 54.

***) Caes. I, 51. Tac. Hist. IV, 16.

†) Tactica c IV §. 39.

Hausgenossenschaften (Familiae): diese Geschlechter waren genau zu gegenseitigem Beistande verbunden, sowohl wider äußere Feinde als im Hauswesen: sie wohnten neben einander und nahmen und gaben innerhalb ihrer Verbindung Recht: alle Stämme waren einander gleich, nur waren einige wegen ihrer Menge andern überlegen. Dieses Geschlechtsverhältniß war ein mächtiger Sporn zur Tapferkeit: jeder Stammgenoß hielt es für Schande dem Vordermann nicht zu folgen. Allerdings hatte diese genaue verwandtschaftliche Verbindung viele Blutsfeindschaften zur Folge, allein so lange sie bestand, war das Land frei, und erst nachdem sie aufgelöst war, mußte Dithmarsen sich unter das Joch beugen.

Möser's Ansicht über diese Verhältnisse ist durchaus ungegründet und der wahren Beschaffenheit der germanischen Verfassung ganz entgegen. Alle Piqueniers, sagt er, alle Lanzknechte, alle Dragoner musten in einem Bezirk zusammenwohnen: die Longobarden machten insgesammt einige Cantons Lanzenträger aus, denn Longobardus ist ein Lanzenträger, *Λογχοφόρος* *). Es ist nicht der Mühe werth, solche aus der Luft gegriffne Meinungen weitläuftig zu widerlegen: die Bewaffnung aller germanischen Völker war sich im Ganzen gleich: Einzelne hatten allerdings bessere Waffen und Rüstungen und diese standen voran oder da, wo sie am wirksamsten seyn konnten; allein bei der Schaarung

*) Osnab. Gesch. I, 38. Er beschränkt diese wunderliche Vorstellung zunächst auf die suevische Verfassung, aber ohne allen Grund.

selbst ward auf die Art der Waffen weiter keine Rücksicht genommen.

Bei großen Kriegsunternehmungen brachen die Germanen mit Weib und Kind auf; ihre Absicht war sich anderswo niederzulassen, und es war daher nothwendig, daß Kinder und Weiber in der Nähe seyn mußten *); aber auch auf Kriegszügen von kleinerem Umfang scheinen wenigstens die Gattinnen ihren Männern gefolgt zu seyn: so standen auch die Weiber der zinspflichtigen Unterthanen der zu den Afghanen gehörigen Jusoffei's in einem Gefecht hinter der Linie, rührten die Trommeln wie die kimbrischen Priesterinnen **) und theilten Wasser zur Erfrischung an die Ermüdeten aus †). Civilis stellte seine Mutter und Schwestern, und die Weiber und kleinen Kinder im Rücken, Ermahnungen zum Siege, den Geschlagnen eine Schmach, und mit dem Gesang der Männer mischte sich das Geheul der Weiber ††). Ward bei einer drohenden Gefahr der Landsturm aufgeboten, so wurden die Weiber und Kinder in die Wälder geschickt und alle, die da Waffen tragen konnten, mußten sich an einem Ort versammeln †††); im Norden wären alle Männer vom 15ten Jahr zum Aufbruch verpflichtet, sobald der Botenstock, ein drei Ellen langer oben angebrannter, unten mit einem Strick umwundner Stock, in der Gemeinde umlief; den Ausbleibenden ward entweder das Haus verbrannt oder sie

---

*) Caes. IV, 14. Strabo IV, S. 196. Tac. Hist. IV, 74. Paulus Diac. de gestis Langob. III, 6.

**) Strabo VII, S. 294.

†) Elphinstone II, S. 30.

††) Tac. Hist. IV, 18.

†††) Caes. de B. G. IV, 19.

wurden auch aufgehängt *). Bei plötzlichen Ueberfällen ward auch der Heerpfeil, (Härör) umhergesandt, der ununterbrochen Tag und Nacht längs der Volksstraße fahren muste: von den Hauptdörfern ward ein besonderer seitwärts nach allen Häusern und Inseln mit Zeugen geschickt. Jeder, in dessen Haus er kam, war zum sofortigen Aufbruch verpflichtet: sowohl Kerl als Knecht; (thegn oc thraell) und wer ausblieb, ward geächtet **). Den Befehl über die einzelnen Schaaren führten die Alten: in Schweden zogen daher auch immer die alten Bauern mit in die Schlacht, um aus ihrer Erfahrung guten Rath zu geben.

Die Pflege und Heilung der Kranken ist bei wilden Völkern z. B. den Irokesen, Konjägen, Negern und andern, vornehmlich das Geschäft der Weiber. Verwundungen kommen am häufigsten vor: von andern Krankheiten wissen sie wenig. Die alten Normänner ahndeten daher auch aus den ersten Krankheitsanfällen ihren nahen Tod, wie aus vielen Beispielen in den isländischen Sagen erhellt ***). Bei den nordischen Völkern erscheinen die Weiber auch noch in späterer Zeit immer als Wundärzte: Starkads Tochter Hildigunna, in dem Mährchen von Nial, heißt die Aerztinn, Laknir. Als Glumr in seinem Hause angegriffen ward, sagte seine Gattinn Halldora zu den andern Frauen: wir wollen die Wunden der Männer verbinden, die noch Hoff-

---

*) Ol. Magnus L. VII, 4.

**) Magnus Lagabaeters Gulathingslay, Havniae 1817, Landvarnar - Bolkr, c. 3, S. 82.

***) Egils saga S. 126.

nung zum Leben haben, von welcher Seite sie auch seyn mögen. Thorarin rief seine Mutter, um den Arm der Auda zu verbinden, der bei dem Versuch entrüstete Kämpfer aus einander zu bringen, die Hand abgehauen war *).

*) Vigaglumssaga S. 134. Eyrbyggiasaga S. 58.

Achtes Kapitel.

Kriegerischer Geist der Frauen. Wahrsagerinnen.

Es ist im Andenken geblieben, daß einige schon gebrochne und schwankende Schlachtordnungen von den Weibern hergestellt sind durch Inständigkeit der Bitten, durch die Vorhaltung der Brüste und die nach gezeigte Gefangenschaft, die sie weit heftiger ihrer Weiber wegen fürchten: so daß wirksamer die Gesinnungen der Gemeinden verpflichtet werden, von denen als Geißeln auch edle Jungfrauen gefordert werden: sie glauben, daß ihnen etwas Heiliges und Vorschauendes eigen sey und deswegen verschmähen sie ihre Rathschläge nicht, noch vernachlässigen sie ihre Aussprüche. Unter dem vergötterten Vespasian haben wir die, lange bei vielen statt einer Gottheit gehaltene Veleda gesehn; aber auch vordem haben sie die Aurinia und mehrere andre verehrt, nicht aus Schmeichelei, und nicht als wollten sie sie gleichsam zu Göttinnen machen.

Bei tapfern und kriegerischen Völkern geht das Gefühl der Freiheit und Ehre auch auf die Weiber über:

recht allgemein kann es sich nur erhalten, wenn es in dem Kreise des Hauses von den Müttern und Gattinnen genährt wird. Von den ältesten Persern, eh medischer Luxus sie verweichlichte, erzählt Justinus *), daß da einmal ihre geschlagne Schlachtordnung allmählig zurückwich, ihre Mütter und Weiber ihnen entgegeneilten: sie baten sie in die Schlacht zurückzukehren und die Zaudernden fragten sie, ob sie in den Schooß der Mütter oder Weiber zurückfliehn wollten. Durch diese Vorwürfe aufgehalten, erneuerten sie den Kampf und nöthigten durch einen frischen Angriff die Sieger zur Flucht. Den zur Karrenburg fliehenden Ambronern in der Schlacht bei Aquä Sextia kamen die Weiber, schrecklich und wüthend kreischend, mit Schwertern und Beilen entgegen und hielten die Flüchtigen und zugleich die Verfolger ab, jene wie Verräther, diese wie Feinde; sie mischten sich unter die Streiter, rissen mit bloßen Händen die Schilder der Römer fort, griffen in die Schwerter und hielten Wunden und Verstümmelungen der Leiber aus, an Muth bis zum Tode unbesiegt **). Auch die Weiber beim Heer des Ariovist flehten weinend und mit fliegenden Haaren die zum Kampf ausrückenden Krieger, sie nicht in die Knechtschaft der Römer gerathen zu lassen ***). Nachdem Belisarius im Jahr 539 Ravenna durch List eingenommen hatte, spuckten die gothischen Weiber ihren Männern in's Gesicht, wenn sie Römer in der Stadt sitzen sahn, und mit dem Finger auf die Sieger zeigend, warfen sie ihnen

---

*) L. I. c. 6. **) Plut. Mar. c. 16.

***) Caes. de B. G. I, 51.

ihre Feigheit vor *). Ja die germanischen Weiber schlossen sich selbst den Reihen der Streiter an: und zur Zeit des Markus Antoninus wurden unter den Leichen auch gerüstete weibliche Körper gefunden **).

Ein gleicher Geist hat auch noch in spätern Zeiten die Töchter Germaniens durchdrungen. Als im J. 1500 König Hans von Dänemark den Dithmarsen den Untergang geschworen hatte, waren es insonderheit die Weiber, die darauf bestanden alles für die Freiheit und das Vaterland zu wagen, und den Muth der über die großen Anstalten des Königs zagenden Männer auf's neue belebten: ja sie erboten sich selbst mit auszuziehn, und eine Jungfrau aus Hohwöhrden trug ein Crucifix in der entscheidenden Schlacht bei Hemmingstadt, welche die dänische Macht und selbst die große Garde, das Schrecken der damaligen Zeit, vernichtete ***). In den Jahrbüchern der Holsten ist aufbewahrt, daß im Jahr 1322 (1320) Einer von Pogwisch in dem unglücklichen Zug, den Graf Gerhard der Große in Ditmarschen gethan, acht Söhne verlohren und selbst schwer verwundet ward. Der Bote, welcher der Mutter die Trauerkunde überbrachte, glaubte sie durch den Zusatz zu trösten, zwar wären ihre acht Söhne gefallen, aber noch lebe ihr Mann. Da rief sie entrüstet aus: was, sind meine Söhne und so mancher Biedermann im Treffen umgekommen und mein Mann ist allein davon geflohn? Ist

---

*) Proc. Goth. hist. L. II. p. 301. ed Hug. Grotii, Amstaelod. 1655.

**) Dio Cass. LXXI. 3.

***) J. A. Bolten ditmarsische Geschichte III, S. 127, 142.

denn ihm sein Vaterland nicht so angelegen gewesen als den andern: er soll mir nimmer wieder an die Seite kommen. Der Bote antwortete: ihr Mann sey zwar noch am Leben, aber hart verwundet, und man zweifle an seinem Aufkommen. Da die Frau dies hörte, sprach sie: Gott sey gelobt, der mir einen solchen Mann und solche Söhne gegeben hat, die ihr Leben für ihr Vaterland gewagt haben *).

Das Loos gefangener Weiber ist allerdings härter als der Männer, das theuerste Band wird durch die Knechtschaft zerrissen. Die Weiber der Teutonen verlangten, nach einer römischen Sage, von Marius Freiheit und das vestalische Priesterthum: da aber ihr Verlangen nicht befriedigt werden konnte, tödteten sie sich nachdem sie ihre Kinder erwürgt hatten, einander selbst oder hängten sich an Stricken aus ihren Haaren auf **).

Kleonymos der Spartaner soll von den Metapontinern zuerst zweihundert vornehme und schöne Jungfrauen zu Geißeln genommen haben: und er handelte hierin, setzt Athenäus hinzu, nach der Natur ***). Suetonius erzählt vom August, daß er von einigen Völkern eine neue Art Geißeln nämlich Weiber zu fordern versucht habe, weil er merkte, daß sie die Verpfändung der Männer vernachlässigten: doch ließ er es allen frei, die Gei-

*) Tr. Arnkiel ausführliche Eröffnung u. s. w. Hamb. 1703. Th. 3, S. 180.

**) Florus III, 3. Valer. Max. VI. 2. 3.

***) Lipsius führt die Stelle aus Athen. Deipnos. XIII, 28. an.

Geißeln, so oft sie wollten, wieder zu erhalten *). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dies germanische Völker waren; und Tacitus dachte vielleicht bei dieser Stelle an den Versuch des August, der doch nicht oft wiederholt zu seyn scheint, da sonst keine Beispiele weiter vorkommen. Auch in neuern Zeiten bemächtigte man sich der Weiber, um der Treue ihrer Männer gewiß zu seyn. Als sich der Kosackenhetmann Mazeppa im Jahr 1708 gegen den Zar Peter I, erklärte, und sich mit den Schweden vereinigte, war die Mehrzahl der Kosacken russisch gesinnt; er nahm daher ihre sämmlichen Frauen in Gewahrsam, die von den Schweden als Geißeln betrachtet und gehütet wurden.

Indem wir eine genaue Untersuchung des Zustandes und der Lage des weiblichen Geschlechts bei den germanischen Völkern einer andern Stelle vorbehalten, begnügen wir uns hier, die Nachrichten von den Wahrsagerinnen näher zu beleuchten. Bei allen Völkern ist die Erforschung der Zukunft den Weibern vorzugsweise eigen, was sich auch wohl aus ihrer zarteren körperlichen Organisation und dem weitern Spielraum ihrer Einbildungskraft erklärt, die nicht, wie die der Männer in einem thätigen und wirksamen Leben ihre Befriedigung findet. Unter den die Kimbern begleitenden Weibern folgten auch einige wahrsagende Priesterinnen, mit grauen Haaren, weißgekleidet, mit leinenen Oberröcken umgehäckelt, und einem ehernen Gürtel versehn und baarfuß. Den Gefangnen gingen sie durch das Lager mit einem Schwert gerüstet entgegen. Umdrehend führ-

*) Suet. Octav. c. 21.

ten sie sie zu einem ehernen Kessel von zwanzig Maaß: er war mit einer Stiege versehn, welche hinaufsteigend die Priesterin über den Kessel die Gurgel eines Jeden zerschnitt. Aus dem in den Becher fließenden Blut machten sie eine Weissagung: andre aber den Körper zerlegend verkündigten aus den Eingeweiden den ihrigen Sieg *). Auch Arioviſt suchte die Schlacht zu vermeiden, weil es die Hausmütter, die durch Loose und Wahrsagerelen die günstige Zeit erforschten, verboten hatten **); Cäsar hat sich zu allgemein ausgedrückt: natürlich diejenigen Hausmütter, die sich mit der Zeichendeuterei abgaben: denn nicht Alle waren gleich glücklich oder geübt. Bei den Isländern kommen die Valen oder Völven als Wahrsagerinen und Deuterinnen der Geheimnisse, die der Schooß der Zukunft verbirgt, häufig vor; sie standen in großem Ansehn, obgleich es einzelne Männer gab, die erklärten, man müsse auf die Träume der Weiber nicht achten und sich nicht darum kümmerten ***). Uebrigens trieben auch Männer diese Kunst, und Agathias sagt ausdrücklich, daß die alemanniſchen Wahrsager den unglücklichen Ausgang der Schlacht vorher verkündigten, welche die Alemannen den Franken lieferten †).

Die Geschichte hat uns selbst die Namen einzelner Frauen und Jungfrauen aufbehalten, die als Wahrsagerinnen hochgeehrt, gleichsam Beherrscherinnen ihrer Völkerschaften waren. Groß war der Einfluß der Vel-

---

*) Strabo VII, p, 294. **) Caes. de B. G. I, 50.

***) Z. B. der Isländer Halbor. Landnamabok S, 33.

†) L. II, p. 42.

Ieda, einer Jungfrau aus dem Bructerischen Volk: nach einer alten Sitte der Germanen, wie Tacitus an einer andern Stelle sagt, nach welcher sie verschiedne Weiber für Prophetinnen und bei zunehmenden Aberglauben für Göttinnen hielten. Die Velleda hatte den Germanen Glück und den Untergang der Legionen geweissagt. Ihr ward das Schönste von der Kriegsbeute zugesandt, wie der Legat Mummius Lupercus und hernach der auf dem Rhein genommene Dreiruderer. Der Zutritt zu ihr war nicht Allen vergönnt: selbst die agrippinensischen Gesandten durften sich ihr nicht nähern oder mit ihr sprechen: damit die Ehrfurcht desto größer bliebe. Sie selbst war oben auf einem Thurm: ein aus ihren Verwandten Erlesener aber brachte, wie der Vermittler eines höhern Wesens, ihre Rathschläge und Aussprüche *). Aus einer hingeworfnen Aeußerung des Dichters Statius ersieht man, daß die Velleda hernach in die Gefangenschaft der Römer gerieth.

Muße ist nicht zu schildern die nordischen Kämpfe,
des Rheines
Freche Empörung und der gefangnen Velleda Flehen **);

Ueber den Ort ihres Sitzes läßt sich bei den schwankenden Angaben des Tacitus nichts bestimmtes ausmitteln: nur muß man ihn nothwendig an die Lippe versetzen, da der erwähnte Dreiruder ihr auf diesem Strom zugeführt ward. Der Name hat zu den ungereimtesten Vermuthungen Veranlassung gegeben: die Erklärer ha-

*) Tac. Hist. IV, 61 u. 65.

**) Statii sylvae I, 4. v. 89.

ben in demselben eine Anspielung auf das Geschäft gesucht und erklären es Veelweed (die Vielwissende), die Wählende; andre haben an das nordische Vola gedacht und wieder Andre behaupten, Welde heiße eine Waldbewohnerin. Aber schon die Verschiedenheit der Benennungen, die den einzelnen Prophetinnen gegeben werden, beweist, daß gar keine Beziehung auf ihre Kunst dabei Statt findet. Velleda, Velida oder wie im Statius gelesen wird, Velida, ist ein uralter germanischer weiblicher Eigennahme: die Formen Filhild, Villita, Williza, Willira, und andre verwandte werden in den alten alemannischen Namensverzeichnissen in der von Goldast bekannt gemachten Handschrift angeführt *): entweder lassen sie sich von Wille oder Wel, wohl, ableiten: im Angelsächsischen heißt Vaelethi reich, vela Gut, Reichthum und in den germanischen Sprachen stammen grade von diesen Begriffen viele Eigennahmen ab. Früher hatten die Germanen unter andern die Aurinia oder wie die Farnesische Handschrift liest, Flurinia; schon Lilius schlug Alrinia, Alrune dafür vor, und diese Vermuthung ist nicht ohne Grund: das L. wird häufig besonders nach A zu U, z. B. in den franz. Wörten sauter, saumon, pseaumes, den holländischen hout, sout, (Salz) u. a. und Alaruna ist wirklich ein alter germ. Weibernahme, der in dem Goldastischen Verzeichniß vorkommt **). Runi im Isl. heißt Freund,

---

*) Scriptt. II, S. 20.

In d. Vita S. Bertini Abb. Sithivensis, in Mabillonii Acta Sanctomuord. S. Benedicti Saec. III. p. 1. ma S. 115. kommt auch der Name Aurinia vor.

Gefährte, wie Geruna im Angelsächsischen einen Rathgeber. Die weibliche Form Runa oder Rûna, eine Genossin, kommt in vielen isländischen weiblichen Eigennamen vor. Bei den Deutschen heißt auch die Wurzel einer Pflanze, der Mandragore, der man große Heilkräfte zuschrieb, Alraun: der Aberglaube scheint, alles was die Juden von der Wurzel Baraas fabeln *), auf sie angewandt zu haben: man gab ihr die Gestalt eines Menschen, und wer einen solchen Talisman besaß, glaubte sich gegen alles Mißgeschick gesichert und rechnete auf Glück in allen seinen Unternehmungen: ja wer etwas vor Gerichten zu thun hatte und ein solches Erdmännchen unter seinem rechten Arm trug, erhielt eine gerechte Sache, sie mochte sonst beschaffen seyn, wie sie wollte **). Ein Allraun ist also ein allgemeiner Freund, in demselben Sinn wie die Pflanze auch Allermannsharnisch oder Siegwurz genannt wird. Alrune kommt weder in männlicher noch weiblicher Form bei den germanischen Völkern für Wahrsager, Prophet vor, wie so viele Schriftsteller behaupten. Jornandes hat eine gothische Sage aufbewahrt, in der sich ein ähnlicher Name findet: der gothische König Filimer fand in seinem Volk einige Zauberweiber, die er selbst in seiner Muttersprache Aliorunas nannte und da er sie für verdächtig hielt, vertrieb er sie aus seiner Mitte und verbannte sie weit von seinem Heer in die Wüste. Die unreinen durch die Wüste schweifenden Geister vermischten sich mit ihnen und sie erzeugten das wilde Ge-

*) Joh. de B. Jud VII, c. 23.

**) Keyssler antiqq. S. 504.

schlecht der Hunnen *). Der Name scheint eine Erfindung des Flimer zu seyn und etwas Verächtliches zu bezeichnen: wahrscheinlich soll es eigentlich Hali oder Hellerunas, Hollenschwestern heißen, welches Wort in gleicher Bedeutung auch in dem alten angelsächsischen Gloßar des Aelfric vorkommt. Beiläufig ist zu bemerken, daß die Meinung von dem Umgang der Menschen und Teufel sehr ausgebreitet und allgemein ist: Scherifeddin erzählt in seinem Geschichtsbuch, daß sich die bösen Geister oder die Dews mit den Weibern der Erde begatteten und die Kurden erzeugten **). Nach dem Volksglauben in Schweden sind die Riesen aus dem Beischlaf der Menschen mit den Wald- und Flußteufeln entstanden ***). Nach der Velleda wird eine Jungfrau Ganna oder nach einer andern Lesart Gauna erwähnt, die prophezeite, zum Domitian reiste und ehrenvoll von ihm aufgenommen ward †). Man hat den Namen aus dem Isländischen Gan, Zauberei zu erklären gesucht: aber wahrscheinlich ist es nur eine Form des alten Weibernamens Gunça, Gunza, Gundine, der in mancherlei Modificazionen in dem Goldastischen Verzeichniß vorkommt. Auch Vitellius hing an den Aussprüchen eines Kattischen Weibes, das ihm vorhersagte, er würde fest und lange herrschen, wenn er seine Mutter überlebe, wie an einem Orakel ††).

---

*) Jorn. de reb. get. c. 24.

**) Malcolm history of Persia, London 1815, II, S. 207.

***) J. C. H. Dreyer Sammlung vermischter Abhandlungen II, S. 589.

†) Dio Cass. LXVII, 5.

††) Suet. Vit. 14. Catta mulier heißt wohl ein kattisches

Der Glaube an Wahrsagerinnen hat sich bei den germanischen Völkern lange erhalten: noch um das J. 585 ward unter den Franken ein prophetisches Weib gleichsam wie ein göttliches Wesen angesehn und mit Geschenken überhäuft. Der Bischof von Verdun behauptete freilich, daß sie von einem bösen Geist besessen sey, aber seine Bemühungen ihn auszutreiben, waren umsonst *). In dem spätern Volksglauben sind es besonders Meerfrauen, die den Sterblichen die Zukunft enthüllen, wie in den nordischen Sagen und Liedern, und auch im Nibelungenlied sagen sie dem Hagen voraus, daß nur der Kapellan nach der Heimath zurückkehren werde **).

Der Widerspruch, der sich in dieser Stelle des Tacitus und der aus den Historien angeführten findet, wo ausdrücklich gesagt wird, daß sie mehre Prophetinnen für Göttinnen gehalten haben, muß wohl so gelöst werden, daß sie außer der Velleda auch andre Wahrsagerinnen verehrten, aber nicht mit solcher Schmeichelei, und als wenn sie dieselben, wie diese, zu Gottheiten machten.

Weib: obgleich, meines Wissens, sonst Cattus als Beiwort nicht vorkommt: Catta ist als römischer Name ganz ungewöhnlich.

**) Greg. Turon VII, c. 44. S. 311. bei Boucquet im 2ten Bde.

***) Keysler de mulieribus fatidicis veterum Celtarum gentiumque septentrionalium, in s. Antiqq. S. 569. ff. ist wenig brauchbar.

Neuntes Kapitel.

Religion der Germanen.

Unter den Göttern verehren sie den Merkurius am meisten, welchen sie an gewissen Tagen auch mit Menschenopfern zu versöhnen für Recht halten: den Herkules und Mars besänftigen sie mit herkömmlichen Thieren. Ein Theil der Sueven opfert auch der Isis. Woher dem Fremden Heilthum Veranlassung und Ursprung, weiß ich nicht recht, außer, daß das wie eine Liburne gestaltete Bild den eingeführten Gottesdienst andeutet. Uebrigens halten sie nach der Größe der himmlischen Wesen dafür, die Götter nicht in Wänden einzuengen noch irgend einer Art menschlichen Gesichts gleich zu machen: Haine und Wälder weihen sie und nennen mit den Namen der Götter jenes Geheime, was sie blos in Ehrfurcht sehn.

Ueber die Religion der alten Germanen giebt uns Tacitus nur eine sehr dürftige und obenein durchaus falsche Nachricht. Griechen und Römer fanden auch bei den Barbaren ihre Götter wieder und sie nahmen kei-

nen Anstand, wo sie in den Attributen und Beschäftigungen einige Aehnlichkeit entdeckten, auch die bei ihnen üblichen Namen zur Bezeichnung der himmlischen Wesen zu gebrauchen: daher spricht Tacitus von einem Mars, einem Mercur, einer Isis, einem Herkules. Diesem Beispiel folgen selbst die spätern Glaubensboten und ihre Lebensbeschreiber; aller Götzendienst ist ihrer Ansicht nach, ein Werk des Teufels, mithin eins und dasselbe, sie sprechen daher auch sehr häufig, wenn von den Gottheiten der bekehrten Völker die Rede ist, vom Jupiter, von Dryaden, Satyrs u. s. w. Die christlichen Schriftsteller halten es der Mühe nicht werth, von den Gräueln des Heidenthums ausführlich zu reden oder dabei zu verweilen; und berühren sie nur ganz im Allgemeinen: dessenungeachtet sind ihre Nachrichten die wichtigsten, die sorgfältig gesammelt und verglichen zu werden verdienen, wie sehr sie auch versteckt seyn mögen. Einzelne Andeutungen kommen in den Verhandlungen der deutschen Synoden und den Schreiben der Päpste vor; allein es ist Schade, daß sie meist so allgemein sind und sich in der Regel auf den Aberglauben beziehn, der in der christlichen Welt überhaupt im Schwange ging, und dessen vornehmste Quelle zunächst in den weitverbreiteten Vorstellungen der römischen Welt zu suchen ist. Dies ist namentlich der Fall mit dem bekannten Verzeichniß abergläubischer Gebräuche, (indiculus superstitionum) das den Beschlüssen der Synode von Liptinä v. J. 743. (wie man meint, Lestines im Hennegau) angehängt ist; der würdige Fürst Bischof von Münster Ferdinand von Fürstenberg fand es in der vaticanischen Büchersammlung und

machte es bekannt *); mehrere Gelehrte haben sich bemüht, diese kurzen Andeutungen zu erläutern, allein es ist doch keinesweges erwiesen oder nur wahrscheinlich, daß die verzeichneten Gebräuche Germanen zunächst angehören oder in Germanien entstanden sind. Die religiösen Vorstellungen hängen so genau mit der ganzen Wirksamkeit eines Volks zusammen und greifen so entscheidend in das ganze Leben und alle Aeußerungen desselben ein, daß sie auch selbst neben einem reinen und veränderten Glauben fortdauern. Wilde Völker nahmen das Christenthum an, aber sie entsagen nicht ihrem alten Aberglauben und selbst die Bekehrer dürfen es nicht wagen, zu gewaltsam gegen demselben zu eifern: er erhält sich daher, wenn er auch allmählig seinen ursprünglichen Charakter verlehrt; es findet sich selbst in den spätern Ansichten und Meinungen der germanischen Völker vieles, was sich als Erinnerung aus der heidnischen Vorzeit fortgepflanzt hat: es ist demselben viel Fremdes, theils Römisches, theils Christliches beigemischt, aber was sich in durchgreifender Aehnlichkeit bei allen Stämmen erhalten hat, kann man als ursprüngliche und allgemeine Volksansicht betrachten.

Die religiösen Vorstellungen bei den verschiednen germanischen Völkern waren ursprünglich allerdings einander ähnlich, aber im Einzelnen verschieden; nament-

*) In Monumenta Paderbornensia, Amstaelod. 1672. 4. (die dritte Augsb. Noremb. 1713, 4.) hernach bei Baluze capit. I, S. 150. H. A. Meinders de statu religionis et reip. sub Car. M. et Ludovico Pio, Lemg. 1711, S. 110. Eccardi Francia orient. I, 407. Epist. S. Bonifacii ad. Würdtwein S. 126. und auch noch wohl an andern Stellen.

lich haben sie sich unter den skandinavischen Stämmen eigenthümlicher und vollständiger ausgebildet als bei denen im eigentlichen Deutschlande: das Heidenthum dauerte hier auch weit länger und muste sich schon deswegen mehr entwickeln; aber die frühe Verbindung, worin sie zunächst durch ihre Raubzüge mit andern Völkern geriethen, verbreitete allerlei Ansichten, die mehr oder weniger entstellt, dem Kreis ihrer alten Begriffe eingefügt wurden: sie übertrugen christliche Sagen und Legenden auf ihre Götter. Selbst die ersten Bekehrer waren nur zu geneigt ihrer Lehre den Eingang dadurch zu erleichtern, daß sie in den alten heidnischen Begriffen Aehnlichkeiten aufsuchten, woran die neue Vorstellungsart sich anknüpfen ließ. Grade so haben sie es in Mexiko gemacht; der heilige Geist z. B. identifizirte sich mit dem heiligen Adler der Azteken *). Die Braminen machen sogar Christus zum Buddah und haben seine Geschichte in ihre Purana's eingeflochten. Dieser Einfluß christlicher Ansicht ist namentlich in den mythischen Sagen des Nordens unverkennbar, die in der Edda aufbewahrt sind; einer Sammlung, die am 13ten Jahr. in einer schon ganz christlichen Zeit veranstaltet ward. Alles, z. B. was von einem höchsten Gott oder Allvater, nicht ohne Beziehung auf die Dreieinigkeit, darin vorkommt, ist offenbar christlich und gradezu im Widerspruch mit den Vorstellungen des Heidenthums. Ueberdies haben christliche Dichter den mythischen Stoff aufs willkührlichste benutzt und ihn mit ganz freien Erdichtungen bereichert: so daß also die mythischen Sagen der

*) v. Humbold Versuch I, 134.

Isländer, wenn auch Manches aus dem Volksglauben sich in ihnen erhalten findet, doch niemals als eine reine und zuverläßige Quelle zur Kenntniß der altgermanischen Religion angesehn werden können.

Ob die Länder, als deren Bewohner uns die Geschichte germanische Völker zeigt, früher von andern Menschenstämmen bewohnt waren, wissen wir nicht: zunächst müßten es im eigentlichen Deutschland Kelten, im Norden Finnen gewesen seyn, allein es ist klar, daß die Germanen von den religiösen Ansichten dieser Völker, die wir ziemlich vollständig kennen, nichts Bedeutendes angenommen haben. In neuern Zeiten hat man auf die Religionen des Orients als die Quelle aufmerksam gemacht, woraus die germanische Religion abgeleitet werden muß: allein es ist grade derselbe Fall wie mit der Sprache, nur daß die Aehnlichkeit der Religionen noch viel unbestimmter und entfernter ist. Unsre Kunde über die Religion unsrer Vorfahren ist viel zu dürftig, um chronologische Abtheilungen zu machen, obgleich nichts zur scheinbaren Aufstützung auch der nüchternsten Hypothesen bequemer ist. In so weit in den Religionssystemen der Perser oder Hindu's sinnliche Vorstellungen des Volks aufgenommen sind, findet sich wohl bisweilen eine Aehnlichkeit mit germanischen Meinungen, aber eine solche Uebereinstimmung läßt sich eben so vollständig mit dem religiösen Glauben amerikanischer oder afrikanischer Völkerschaften nachweisen. Es kann auf den ersten Anblick auffallen, daß Budda oder Gautma, Gautum bei den Birmanen, fast wie Wodan klingt, daß der Mittwochen in mehrern indischen Sprachen Buddatag heißt, daß Loke im sellanischen System den

Himmel anzeigt, daß die Perser vier Izeds oder Genien in die vier Weltgegenden stellen, wie nach der eddischen Erzählung Börs, Söhne vier Zwerge, und manches Aehnliche; allein wenn man tiefer in die Religionssysteme der Perser und Hindus eindringt, so zeigt sich ein so entschieden andrer Geist so ganz außerordentliche Abweichungen, daß nur durch die gewaltsamsten Verdrehungen nnd die willkührlichsten Voraussetzungen ein Zusammenhang erkünstelt werden kann. Selbst die scheinbaren Aehnlichkeiten verschwinden bei einer genauen Zergliederung und es bleiben nur allgemeine Veranlassungen übrig, die sich aus ähnlichen Begriffen erklären. In den Religionen des Orients ist der Himmelsstrich unverkennbar, der sie gebohren hat; der Einfluß desselben verräth sich in allen Bestimmungen; sie hängen genau mit politischen Einrichtungen zusammen, die wesentlich von denen der germanischen Völker verschieden sind; wären auch nur die ersten Keime des Bramismus, Buddismus oder Lamaismus bei ihnen vorhanden gewesen, so würden die politischen Verhältnisse sich nie so haben gestalten können als es wirklich der Fall war.

I. Von den Göttern der alten Germanen.

Die Religion ist das Verhältniß des Menschen zu Gott und führt ihn zu der Quelle zurück, aus welcher alles Dasein stammt: erst mit ihr entwickelt sich ein wahrhaft menschliches Leben, das ohne sie noch gar nicht vorhanden ist: in der menschlichen Natur ist daher auch eine ursprüngliche Anlage zur Religion oder ein religiöser Trieb vorhanden, der sich unaufhörlich zu regen und

zu äußern bemüht ist: in ihrer höchsten Klarheit und Reinheit erkennt der Mensch die Religion nur durch die Offenbarung oder die Gnade Gottes. Sich selbst überlassen, jener höhern Hülfe beraubt, muß er in seinen Bestrebungen, das Göttliche zu finden und in den Kreis seiner irrdischen Wirksamkeit einzuführen, auf Irrthümer und Abwege gerathen; nicht selten werden durch den Namen der Religion die empörendsten und schändlichsten Gräuel geheiligt, und der himmlische Funke wird durch den rohesten und wildesten Aberglauben erstickt, der das Leben statt es zu läutern und wahrhaft frei zu machen, beständigen Sorgen und der gewaltsamsten Knechtschaft unterwirft. Der sich selbst überlaßne Mensch kann sich dem Begriff von der Gottheit nur durch Versinnlichungen oder Symbole nähern: aber eben hieraus entspringt die Abgötterei, der Götzendienst: auf dessen Ausbildung zufällige Umstände, örtliche und klimatische Verhältnisse, die höhere oder geringere Bildung und Verfeinerung, der Einfluß einzelner Denker, Dichter oder Seher und endlich fremdes Beispiel sehr bedeutend einwirken.

Die Vorliebe für ihre Väter hat verschiedne deutsche Schriftsteller veranlaßt, sie, zunächst auf die Ausdrücke des Tacitus in diesem Kapitel gestützt, von dem Götzendienst frei zu sprechen und ihnen eine reine, unbildliche Religion beizulegen, der selbst die hohen Begriffe von der Einheit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele nicht fremd waren: allein so viele Anhänger*)

*) F. C. Fulda von den Gottheiten der alten Deutschen, in Meusel's Geschichtforscher Halle 1775, Thl. I,

diese Ansicht auch gefunden hat, so ist sie doch völlig unhaltbar, sie steht im Widerspruch mit der ganzen Entwicklung, die unter den Germanen Statt fand, mit aller Analogie und allen Zeugnissen, die uns über ihre Religion übrig geblieben sind. Tacitus selbst schreibt an mehrern Stellen den Germanen Bilder und Tempel zu. Ja er führt selbst hier ein Bild (signum) der Isis an: natürlich gab es nicht eine solche Menge prächtiger Gebäude, herrlicher Statüen und Bildsäulen, als in Griechenland und Rom jeden Winkel verherrlichten: hiezu fehlte es dem rohen Volk an Kunstgeschicklichkeit und Reichthum. Die spätern Schriftsteller, die durch ihre philosophische Bildung über den Aberglauben der rohen Menge erhaben waren, benutzen diesen Umstand, eine dem Anschein nach wenig ausgebildete Mythologie und einen einfachen Kultus, um höhere Betrachtungen daran zu knüpfen, die den Barbaren ganz fremd waren: dies ist der Fall bei dieser Stelle unsres Schriftstellers, die lebhaft an eine ähnliche im Plutarch erinnert, der von den Römern sagt*): „es gab früher bei ihnen weder ein gemachtes noch geformtes Götterbild, sondern in den ersten 170 Jahren bauten sie Tempel und errichteten heilige Zellen, machten aber kein leibliches Bild, in der Ueberzeugung, daß es nicht erlaubt sey, das Bessere dem Schlechtern zu verähnlichen noch möglich, Gott anders als durch den Gedanken zu begreifen.

S. 76. dem dann viele andre, besonders die neuern Herausgeber der Germania gefolgt sind.

*) Numa c. 8.

Es folgt aber nothwendig von selbst, daß ein Volk, das mehrere Götter verehrt, sich diese unter abweichenden Attributen, in einer verschiednen äußern Gestalt denken muß. Daß alle germanische Stämme Bilder selbst in menschlicher Gestalt verehrten, geht aus allen alten Nachrichten, namentlich denen hervor, die wir den Bekehrern verdanken. Die fränkischen Könige vor dem Chlodwig waren gewohnt sich Gestalten der Wälder und Gewässer, Vögel und auch andrer Elemente zu erdichten und sie göttlich zu verehren *). Der heilige Remigius sagt vom Chlodwig: er verachtete tausend Gottheiten zu glauben, die als Ungeheuer schrecken in mancherlei Gestalten **). Auf Walcheren war noch zur Zeit Pipin's ein altes Götzenbild vorhanden, wobei sich zu gewissen Zeiten das ganze Volk versammelte, um ihm seine Ehrfurcht zu beweisen ***). Der h. Gallus fand in einem Tempel in der Gegend von Bregenz drei eherne vergoldete Bilder an der Wand befestigt, die das Volk als seine alten Götter und die alten Beschützer des Orts verehrte; er ergriff die Bilder, schlug sie mit Steinen in Stücke und warf sie in den See †). Papst Bonifaz sagt in einem Briefe an Edwin von Northumberland:

---

*) Formas finxisse ipsasque — coluisse consuetos. Greg. Turon. II, 10.

**) C. - - contempsit credere mille Numina, quae variis horrent portenta figuris.

***) Alcuini vita Willibrordi in Opp. ed. Froben. I, S. 188.

†) Walafr. Strab, Vita S. Galli c. S. bei Goldafti scriptt. I, S. 150. u. Ratpertus de origine monast. S. Galli, ebendaselbst S. i.

berland: welchen Göttern ihr selbst das Bild des Körpers gegeben habt *)." Götzenbilder werden auch in den Gesetzen des Königs Knut für die Angelsachsen erwähnt **). Karl der Große zerstörte das Idol der Sachsen, die Irminsul, auf dem Eresberg: der Beweise in dem Verzeichniß abergläubischer Gewohnheiten nicht zu gedenken, da sie sich auf Ueberbleibsel aus dem römischen Heidenthum beziehn können. Dagegen aber ist es aus dem einhelligen Zeugniß aller auswärtigen und einheimischen Schriftsteller völlig ausgemacht, daß die nordischen Völker bildliche Darstellungen von ihren Göttern besaßen, nicht blos in den Haupttempeln, sondern auch in Privatkapellen; nach der Nials Sage ***) zerstörte Hrapp ein Bild von Thorgerda Helgi's Braut, Thors Wagen und ein Bild der Irpa. Thorolf nahm die Materialien eines Tempels mit nach Island, unter andern eine Säule, auf welcher das Bild Thors eingeschnitten war, wie die Eyrbyggiasage berichtet. Im Isländischen heißen die Götzenbilder ausdrücklich Skurdgudar, Schnitzgötter. In einigen Gegenden Deutschlands wird die Weißpappel Götzenholz genannt, vermuthlich weil dieses einer leichten Bearbeitung fähige Holz zur Verfertigung von Idolen vorzüglich benutzt ward.

Cäsar hat eine sehr oberflächliche Nachricht über die Götter der Germanen: „nur solche rechnen sie unter

---

*) Beda hist. eccles. II, 10.

**) §. 5. S. 135. bei Wilkins.

***) Vita Nialis S. 280. Ich habe dieses Märchen nur in der lat. Uebers. benutzt.

der Zahl der Götter, die sie sehen und durch deren Beistand sie offenbar unterstützt werden, die Sonne, das Feuer und den Mond: die übrigen (dem Zusammenhange nach bei den Römern verehrten Gottheiten) kennen sie nicht einmal durch die Sage *)." Es läßt sich diese Stelle auf keine andre Weise erklären und mit den übrigen Angaben in Verbindung bringen als durch die Annahme, daß er über Verhältnisse, die ihm ihrer Natur nach nicht genau bekannt seyn konnten, sich eine Ansicht machte, die er ohne Weiteres ausspricht: es ist wahr, daß die Germanen auf Sonne und Mond gewisse religiöse Rücksichten nahmen: aber es ist falsch, daß sie dieselben ausschließend als Gottheiten verehrten. Tacitus schreibt ihnen einige römische Götter zu, und an andern Stellen führt er noch andre an, die besonders bei einzelnen Stämmen verehrt wurden. Die Vergleichung der germanischen Götter mit den römischen mußte natürlich immer schwankend seyn, da es von der Beurtheilung der Einzelnen abhing, welche die Namen gebrauchten. Wodan oder nach der nordischen Form Odin ist der Hauptgott aller germanischen Völker; gemeiniglich vergleichen ihn die Römer mit dem Merkurius, wahrscheinlich weil man ihn als den Psychopompen betrachtete, der die Seelen der Tapfern in Walhalla versammelte: und diese Ansicht ist auch bei den meisten spätern Schriftstellern herrschend, obgleich einige ihn Mars nennen **). Im Tempel zu Upsala stand nach

---

*) D. B. G. VI, 21.

**) Ionas vita S. Columbani, bei Mab. Acta Bened. saec. II, p. 1. S. 26. cap. 53. Mabillon führt in den Anmerkungen

dem Zeugniß Adams von Bremen, sein Bild gerüstet, wie die unsrigen den Mars auszuschnitzen pflegen: und allerdings ist diese Vergleichung passender, da er eigentlich der Kriegsgott ist, der das Schicksal der Schlachten entscheidet *). Die Formen Wodan, (Voden angels.) und Odin nordisch, sind identisch; denn es ist eine Eigenheit der letztern Mundart die Aspiration vor Wörtern, die mit einem D oder U anfangen fortzuwerfen, z. B. Wurm, plattd. Worm, nord. Orm; Wolle, Wull, Ull, Würze (Kraut) Wört, Ört, Wucher, Woker, Oker u. s. w. Ueber die Bedeutung des Namens läßt sich nichts nur einigermaßen wahrscheinliches auszumitteln.

Spuren von Wodan's Verehrung haben sich im eigentlichen Deutschland selbst bis auf ziemlich neue Zeiten erhalten. Bei der Einführung des Christenthums wurden auch die lateinischen Namen der Wochentage in die germanischen Mundarten übersetzt; die Mittwoche oder der Merkurstag ward Wodanstag, (Vodenesdaeg a. s. Wodensday schott., Wednesday engl., Woensday holl., Jons oder Gonsdag im Westphälischen, Odindag, Onsdag schw. u. dän.). Daß diese Benennungen nicht älter als die Bekehrung der germanischen Völker sind, geht theils aus der Wörtlichkeit der Uebersetzung, theils aus der Verschiedenheit der Namen hervor; insonderheit verdient bemerkt zu werden,

---

ein kürzeres Leben Columbans von einem Ungenannten an, wo es heißt Vuotant, den die Römer Mars nennen. Paul Diac. de gestis Langob. I, 9. Saxo Gramm. Lib. VI, S. 103. ed. Steph.

*) Ad. Brem. de S. D. c. 233. S. 61.

daß bei den Isländern der Dienstag Thridjudagr, der Mittwoche Mitvikudagr, der Donnerstag Femtudagr, der Freitag Föstudagr (Fasttag) heißt. Die Bezeichnung der Wochentage durch die Planeten ist bekanntlich auch bei den Römern erst in spätern Zeiten nach der allgemeinern Verbindung mit Aegypten üblich geworden. Einige Gelehrte *) sind der Meinung, daß die Beziehung der römischen Gottheiten auf die germanischen dadurch entstanden sey, daß man die, deren Namen derselbe Planet trug, für einerlei hielt: aber dieser Ansicht kann man nicht beistimmen, denn es findet sich auch nicht die allermindeste Spur, daß die Germanen irgend etwas von Planeten und Planetengöttern wußten, sondern die Bekehrer suchten in den mythischen Begriffen des Heidenthums Aehnlichkeiten mit den ihnen geläufigern römischen auf: erst nachdem ihnen Thor mit dem Jupiter, Wodan mit dem Merkur, Frigga mit der Venus vermöge der diesen Gottheiten zukommenden Attribute gleichbedeutend zu seyn schienen, übertrugen sie diese Namen auf die Wochentage. Es kann kein Einwand seyn, daß sich nicht denken lasse, wie christliche Geistliche heidnische Götternamen auf diese Art bei dem Volk zu erhalten suchten: allein es ist aus vielen Beispielen bekannt, daß die ältesten Bekehrer sehr schonend und langsam verfuhren: daß es vollends in diesem Fall um so unbedenklicher geschehn konnte, da die lateinischen heidnischen Namen allgemein im Gebrauch waren und

*) Fr. Schlegel Vorlesungen S. 44. Niebuhr's röm. Geschichte I, S. 94.

selbst von den Kirchenvätern angewandt wurden *); ängstlichere und gewissenhaftere Geistliche versuchten auch andre Uebersetzungen einzuführen und selbst in Deutschland sind durch Vertauschung und durch leichte Modificationen, wie in Dingstag, Donnerstag die heidnischen Erinnerungen völlig beseitigt. Weniger bedeutend erscheinen die Ortsnamen, in denen eine Erinnean Wodan erhalten scheint, wie Wodeneswig bei Magdeburg **), Wodanslag in Dithmarsen u. s. w., da auch andre Ableitungen sehr nahe liegen.

Der Fürst Bischof von Fürstenberg fand zugleich nebst dem Verzeichniß abergläubischer Gebräuche in der vaticanischen Bibliothek eine altdeutsche Entsagungsformel ***), die lautet: End ec forsacho allum Diabeles Wercum end Wordum, Thunaer ende (andre Thuna erende,) Woden end Saxnote ende allum then Unholdum, the hira genotas sint. Es sind diese Worte sehr mannichfaltig erklärt worden, und es ist um so schwieriger, den wahren Sinn auszumitteln, da noch Niemand an eine kritische Festsetzung des Textes durch eine sorgfältige Vergleichung der Urschrift ge-

---

*) Beispiele s. in Sam. Mursinnae diff. de hebdomade gentilium et dierum a planetis denominatione, §. 16. in Ioann. Oelrichs Germaniae litt. opuscula T. I, S. 157.

**) Jetzt Gutensweg, die alte Form in einem Diplom des Kaisers Otto v. 963. bei Sagittarius hist. duc. Magdeb. in Boysen's allg. hist. Magazin, I, S. 161.

***) Außer in den oben angeführten Werken auch in Incerti Mon. Weissenb. catechesis theotisca, die J. G. Eccard Han. 1713 herausgegeben hat, S. 77. und in vielen andern Büchern; doch liegt sämmtlichen Abdrücken nur die Fürstenbergsche Abschrift zum Grunde.

dacht hat: wahrscheinlich muß man übersetzen: „ich entsage allen Worten und Werken des Teufels, (dem) Thor und Woden und der Schwertpflicht und allen den Unholden, die jenes Genossen sind". Daß Woden den Gott bezeichnet, ist keinem Zweifel unterworfen: aber auch Saxnote wird allgemeiner durch der Sachsen Odin erklärt. Da aber Wodan und Odin durchaus einerlei sind, so ist es unbegreiflich, wie dieselbe Gottheit zweimal gesetzt werden konnte: Woden ist die sächsische Form; wenn gesagt wäre, der schwedische oder der dänische Odin, so könnte man annehmen, daß vielleicht einzelne Abentheurer den nordischen Kultus befolgten: aber Ote ist eine durchaus unstatthafte Form für Odin. Schon Ihre hat diese Meinung verworfen und will es von dem alten nordischen Note eine Genossenschaft ableiten, und durch sächsische Begleitung, Wodan's vergötterte Anhänger, erklären *); allein diese Deutung ist sehr gesucht und kann auch bei dem Zusatz allen Unholden, die jener Genossen sind, nicht bestehn; die Rechtfertigung der angenommenen Erklärung Schwertverpflichtung oder Schwertnoth wird der folgende Abschnitt enthalten. Man hat in neuern Zeiten noch zwei andre alte schriftliche Denkmäler, worin Wodan vorkommt, ein Gebet an ihn, und eine Art Verpflichtung an Karl den Großen bekannt gemacht, die auf Pergament geschrieben in der Gegend von Goslar in alten Urnen gefunden seyn sollen **): allein man mag nun die

---

*) Gloss. s. v. Note II, 259.

**) Man findet beide Formeln in einer Anmerkung von Zükkert zu seiner Uebersetzung der Abhandlung des J. M. Heine-

Sprache oder den Inhalt erwägen, so erglebt sich, daß es die Ausgeburten eines verschrobnen und unwissenden Kopfes der neuesten Zeit sind; diese Unächtheit ist so in die Augen fallend, daß man sich nur wundern muß, wie selbst neue Schriftsteller *) sich noch immer auf so abgeschmackte und einfältige Erdichtungen als wahre Ueberbleibsel des Alterthums berufen.

Dagegen läßt sich in den Meinungen und dem Aberglauben des Volks manches nachweisen, was auf die alte Verehrung Wodan's deutet: in Nord-Deutschland (namentlich in Mecklenburg, Pommern und Holstein) heißt es vom wilden Heer: der Wode zieht, grade wie man in Schweden sagt Odin's Jagd. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß der im Hochdeutschen ge-

---

cius über den heidnischen Götzen Crodo, im hamburgischen Magazin Bd. XXVI, S. 482. Entdecker dieser Herrlichkeiten ist ein gewisser Erdwin von der Hardt, Bürgerworthalter der Stadt Goslar (tribunus), und er giebt davon einen abgeschmackten Bericht an den berühmten Naturforscher Brückmann, unterz. 1734, mense April: den dieser seiner Centuria secunda epistolarum itinerariarum, Wolfenbüttelae 1749, S. 209. einverleibt hat: auf der 13ten Tafel sind auch einige dieser vorgeblichen Inschriften abgebildet, deren Charactere die eigne Invention vollends verrathen. Ist dieser Erdwin von der Hardt, vielleicht gar ein Bruder des berühmten Herrmann v. d. H. in Helmstädt, der in die Mauer der Universitätskirche Steine mit allerlei seltsamen Bildern und Inschriften einfügen ließ, um die künftigen Alterthumsforscher hinter's Licht zu führen und sich schon im Voraus über ihr Kopfbrechen freute, wenn ein Fremder die Steine mit Aufmerksamkeit betrachtete?

*) z. B. Möhsen, Gesch. der Wissenschaften in der Mark Brandenburg S. 52, Bredow in d. Anm. zu s. Uebers. des Tacitus S. 107. Schon Kinderling Geschichte der nieders. Sprache S. 196. hatte auf die Unächtheit aufmerksam gemacht.

wöhnliche Name, das wüthende Heer, eigentlich aus Wodenheer entstanden ist. Im Hollsteinschen pflegte man noch vor nicht langer Zeit in den Zwölften nicht zu spinnen, auch keinen Flachs auf dem Rocken zu lassen, weil sonst der Wode durchjage*).

Nach den nordischen Sagen hat Odin ein Roß, das die Edda Sleipner nennt: auch hievon findet sich in Deutschland eine merkwürdige Erinnerung. „Ja im Heidenthum haben zur Zeit der Aerndte, erzählt ein alter Schriftsteller, die Mäher dem Abgott Woden, um gutes Korn angerufen: denn wenn die Rockenerndte geendet, hat man auf dem letzten Platz eines jeden Feldes einen kleinen Fleck und Haufen Korns unabgemäht stehn lassen, dasselbe oben an den Aehren dreifach zusammengeschürzt und besprenget (verbunden), alle Mäher sind umher getreten, haben ihre Hüte vom Kopf genommen und ihre Sensen nach derselben Wode und Geschrenke, dem Kornbusch, aufgerichtet, und haben den Wodenteufel dreimal sämmtlich laut überall also angerufen: Wode hole deinem Roße nun Futter, nun Distel und Dorn, zum andern Jahr besser Korn. (Wode, hale dynem Roße nu Voder, un Distel unde Dorn, thom andern Jahr beter Korn). Welcher abgöttische Gebrauch im Papstthum geblieben, woher denn auch noch an diesen Orten wo Heiden gewohnet, bei einigen Ackerleuten solcher abergläubischer Gebrauch in der Anrufung des Woden zur Zeit der Aerndte gespürt wird, und auch oft derselbe höllische Jäger sonderlich im Winter des Nachts auf dem Felde mit seinen Jagdhunden sich hö-

---

*) D Franck altes und neues Mecklenburg, Buch I, S. 55.

ren läßt"*). Dieser Gebrauch hat sich bis in's siebzehnte Jahrhundert erhalten und ein Ueberbleibsel ist das vielleicht noch jetzt übliche Wodelbier, das den Mähern nach vollbrachter Rockenärndte auf einigen adlichen Höfen in Mecklenburg gegeben ward **). Im nördlichen Schottland herrschte bis in's 16te Jahrh. der Gebrauch, daß die Pächter beständig einen Landstrich unbebaut und unbenutzt liegen ließen: er war dem Teufel gewidmet und hieß Gutmanns Platz, (Goodman's croft) was sehr an Wodan erinnert ***).

Aehnliches ist in entlegenen Gegenden unter dem Volk noch viel erhalten, und das Heidenthum hat neben dem Christenthum heimlich seine Rechte behauptet. Vor einigen 20 Jahren hatte auf den Orkneyinseln, wohin der altgermanische Glaube durch die Normänner verpflanzt war, ein junger Mensch einem Mädchen die Ehe versprochen, es geschwängert und verlassen. Das Gericht bewies sich ungewöhnlich strenge: und als der Geistliche, dem es auffiel, sich nach der Ursache erkundigte, sagte man ihm, er wisse nur nicht, was dieser Mensch für ein Frevler sey: er habe Odins Versprechen (the promise of Odin) gebrochen; Partheien, die sich gegenseitig verbinden wollten, wären gewohnt, die Hände durch ein Loch in einem alten Stein zu stecken: ein solches Gelübde heiße Odin's Verspre-

---

*) Wörtlich aus dem Plattdeutschen des Nic. Gryfen Spegel des Pavestdoms, auf der 8ten S. des Bogens E.

**) Frank a. a. O. S. 57.

***) Jamieson dictionary of the scotisch language s. v. Goodman.

chen und werde immer als besonders heilig und unverletzlich angesehn *).

Die zweite Stelle nach dem Wodan nimmt Thor ein: Tacitus scheint ihn sich als Kriegsgott zu denken: noch an einer andern Stelle in einer Rede, die er germanischen Abgeordneten in den Mund legt, nennt er den Mars einen Hauptgott **). Die spätern Schriftsteller aber halten ihn als den Donnergott für den Jupiter, und in der alten isländischen Umschreibung der Bibel, die unter dem Namen Stjorn bekannt ist, heißt das Capitolium Thorshof. Thor hatte ein Zepter, wie Adam von Bremen sagt, oder richtiger einen Hammer in der Hand. In Deutschland haben sich nicht so zahlreiche Spuren von seiner Verehrung als von der des Woden erhalten; doch fehlt es nicht ganz daran. Daß in der Entsagungsformel die Worte Thuna erende, die man ehemals durch Verehrung der Haine übersetzte, Thunaer ende, wie Eccard sie später zusammenstellte ***) Donner und bedeuten, und sich auf den Donnergott beziehn, leuchtet um so mehr ein, da Jupiter im Angelsächsischen durch Thuner (Donner), die Latona durch Thunres modur, Jupiters Mutter ausgedrückt wird. Der fünfte Wochentag wird daher auch fast in allen germanischen Mundarten Thorstag, Donnerstag, Dornstag, Thunresdaeg (a. s.) und daraus abgekürzt im Englischen Thursday genannt. Im Alt-

---

*) Gordon's remarks in a journey to Orkney, in the transactions of the society of Antiquarians of Scotland I, S. 263.

**) Praecipuum Deorum. Hist. IV, 64.

***) In der Francia orientalis.

deutschen kommt für Blitz Thorspfeil, Thurstrahl vor. Romulus, sagt Thomas Lirer *), ward von dem Thurstrahl erschlagen. In den Mythen der Edda ist Thor eins der Hauptwesen, von dem eine große Anzahl zum Theil sichtbar späterer Sagen erzählt wird. Der Donner entstand nach uralter Volksvorstellung durch das Rasseln des mit Böcken bespannten Wagens, auf welchem Thor fährt; daher stammt auch wohl die in Schweden vom Donner übliche Redensart, „der gute Alte fährt"; dieselbe rohe Vorstellung herrschte bei dtn Griechen, die den Donner für eine Wirkung hielten, die der Wagen des Zeus hervorbrachte **); grade wie die Kamtschadalen meinen, daß ihr Gott Kuchta seinen Kahn auf's Land zieht, wenn es donnert. In der Schweiz wird der wilde Jäger Durst, Tyrst, sein Heer Durstengjag, Durstengjey genannt, und es scheint als habe man hier dem Thor beigelegt, was anderwärts dem Wodan zugeschrieben ward.

Die Gemahlin Wodan's Frigga oder Frea scheint dem Freitag (Frigedaeg, a. s.) den Namen gegeben zu haben. Daß sie auch bei den Langobarden verehrt ward, erhellt aus der Sage des Paulus Diaconus ***). Adam von Bremen sagt, wahrscheinlich aus Mißverstand, daß unter den drei Hauptgöttern in Upsala Fricco der dritte sey, der den Sterblichen Frieden und Freude giebt und daher mit einem großen Phallus abgebildet wird. Die spätern isländischen Dichter haben Frea

---

*) Alter schwäb. Geschichten, Lindau 1761, Bogen K. S 2.

**) Hesychius s. v. ἑλχσὶβροντα.

***) De gestis Langob. I, 8.

und Frigga zu besondern Wesen gemacht: die eddische Sage von der erstern hat einen jüngern allegorischen Character. Man verglich die Frigga mit der Venus, weil vermuthlich kein andres mythisches Wesen sich darbot: es ist auch wahrscheinlich, daß Frigga oder Frea bei den Alten die Gottheit der Liebe war; selbst der Name scheint darauf zu deuten, denn Frigon bei Ulfila, Freon a. s., heißt lieben (woher auch unser Freund). Nach Adam von Bremen ward dem Fricco besonders bei Hochzeiten geopfert. Der Freitag wird freilich in dem Volksglauben ziemlich allgemein für unglücklich gehalten, und man fing nicht gern irgend ein neues Geschäft an demselben an, allein in Westphalen hält man ihn doch für den glücklichsten Tag zu Hochzeiten *).

Tacitus erwähnt, daß ein Theil der Sueven auch der Isis opfre: es haben freilich viele ältere Gelehrte ihren Scharfsinn und alle ihre Kenntnisse aufgeboten, um den Isisdienst im alten Germanien nachzuweisen; aber freilich sind ihre Gründe sehr schwach, wie die Ortsnamen Eisenach oder Eisleben oder die Klappern, (sistra) die in Gräber hin und wieder gefunden sind. Offenbar hat der römische Schriftsteller eine ihm zugekommene Erzählung auf die ägyptische Gottheit gedeutet: aber entscheiden läßt es sich nicht, was für ein mythisches Wesen zu der Vergleichung Veranlassung gegeben hat: schon ältere Schriftsteller haben an die Frea gedacht und ein unkritischer Alterthumsforscher könnte leicht eine Aehnlichkeit in der Erzählung der Edda **)

---

*) Weddigen Beschreibung von Ravensberg I, 50.

**) Die Edda, S. 194. nach meiner Uebers. Berl. 1812.

von den Reisen der Frea, um ihren Gemahl Odr wiederzufinden, und den Wanderungen der Isis, um die Leiche des Osiris aufzusuchen, entdecken, allein die nordische Sage ist sichtbar jung. Tacitus scheint blos durch das Bild der Göttin, das wie er glaubte, einem liburnischen Schiff glich, auf seine Meinung gebracht zu seyn. In der Schlacht bei Actium ward Antonius hauptsächlich durch die Hülfstruppen aus Liburnien (in Dalmatien) überwunden und die liburnischen Schiffe, die von verschiedner Größe waren, bewährten sich hier als vorzüglich ausgezeichnet: es wurden seitdem viele Fahrzeuge auf diese Art gebaut und unter dem Namen Liburnen der römischen Flotte einverleibt *). Tacitus hatte das Bild nicht selbst gesehn, er schloß also nur aus einer fremden ihm mitgetheilten Nachricht auf die Gestalt desselben und es ist daher sehr natürlich, daß er in dem ihm geläufigen Kreise mythischer Vorstellungen einen Punct aufsuchte, wo er das fremde anknüpfen konnte **).

Der Kriegsgott der Germanen war Tyr, (nord.) Tiv, Tiig, Tu (a. s.), dessen Andenken im Namen des dritten Wochentags (Tisdag, schw. dän. auch dithmar-

---

*) Veget. IV, c. 33. Es ist der Mühe werth zu bemerken, daß die Liburnen schon mit kupfernen oder ehernen Nägeln verbunden waren, die man statt eiserner oder hölzerner auch bei dem großen Streit über die schnelle Vergänglichkeit der Marine in England, wieder dringend in Vorschlag gebracht hat.

**) J. G. Böhme et J. P. Meisner de Ihide Svevis olim culta ad loc. Taciti de M. G. c. IX. exercitatio, Lips. 1748. 4. eine gelehrte Abhandlung, wo man die Meinungen vieler Schriftsteller angeführt findet, aber in der Sache selbst wird nichts ausgemacht.

fisch, Tiwes = Tuesdäg a. s. u. engl. Dyßen = Diensdag holl., Ciestag oberd. *), Diensstag hochd.) erhalten ist. Einige Schriftsteller sind zwar der Meinung, daß dieser Tag Dienstag genannt worden sey, weil gewöhnlich an demselben die Gerichte gehalten wären: allein der Dienstag war keinesweges allgemein zu gerichtlichen Geschäften bestimmt: die erste Ableitung wird überdies durch die Analogie unterstützt. Im Oberdeutschen (in Salzburg, Schwaben, der Schweiz) heißt der Dienstag Erch = Ertag, und im Oestreichschen Prechtag: die Wurzeln beider Benennungen sind nicht auszumitteln; denn es ist Thorheit, an einen Gott Erich oder eine Göttin Precha zu denken, von denen sich sonst auch nicht die mindeste Spur im ganzen germanischen Alterthum findet. Eine Erinnerung an die alte Verehrung des Tyr ist vielleicht die noch im Plattdeutschen übliche Verwünschungsformel: daß dich der Dütscher! der Dütscher hohle! man könnte den Ausdruck für eine verfeinerte Umschreibung des Worts Teufel halten, wenn nicht auch im Englischen sich dieselbe Form Deuce, (spr. Djuss), in dem Fluch take yon the Deuce erhalten hätte, der auch selbst von schönen Lippen gehört wird **); auch die in Bayern übliche Redensart Pfui Deutsch oder Teutsch scheint hieher zu gehören ***); es ist sehr denkbar, daß der Name eines alten Gottes bei den Christen hernach zur Bezeichnung des bösen Geistes

---

*) Gerberti glossae S. 76.

**) Brand pop. antiq. II, 365. wo es durch die Dusii, eine in Gallien bekannte Klasse von Geistern, deren Augustinus de civ. Dei c. 23. gedenkt, erklärt wird.

***) Radloff Sprachen der Germanen S. 350.

ward*). Sollte vielleicht aus dem Namen dieser Gottheit der Thuisk entstanden seyn, den Tacitus als den Stammvater der Germanen nennt? Ein kriegerisches Volk konnte leicht auf den Gedanken kommen, sich von dem Kriegsgott selbst herzuleiten: die spätern nordischen und angelsächsischen Königsgeschlechter haben den Woden zu ihrem Stammvater gemacht.

Daß die Germanen den Herkules verehrten, wiederholt Tacitus hier noch einmal; und an einer andern Stelle sagt er, daß sie in einem dem Herkules geheiligten Walde zusammengekommen wären**): aber durch beide Aeußerungen wird es nicht klarer, welche Veranlassung den römischen Schriftsteller auf diese Vergleichung geführt hat. In der Folge erwähnt er noch einer Gottheit Alcis bei den Naharvalen und der Hertha: es scheint zweckmäßig die nähere Erläuterung dieser mythischen Wesen bis dahin zu versparen. Auch in den übrigen Quellen der ältesten germanischen Geschich-

---

*) Herr Büsching hat neulich ein in einem Klostergraben in Schlesien gefundnes metallnes Püppchen, dem ein Theil des rechten Arms abgebrochen ist, für einen Tyr erklärt: er hat auch anderwärts einige Gegenstücke dazu aufgefunden, die er, weil sie verstümmelt sind, alle für Bilder des Gottes erklärt; auf diese Weise kann es nicht fehlen, bald ein vollständiges altgermanisches Pantheon zusammenzubringen: nur ist es immer sehr übereilt, völlig unerweisliche Muthmaßungen als unumstößliche Wahrheiten auszugeben, wie schon auf dem Titel der Schrift: Das Bild des Gottes Tyr gefunden in Oberschlesien und verglichen mit zwei andern Bildern desselben Gottes, entdeckt am Rhein und in Meklenburg. Breslau 1819. 8. Vermuthlich hat es auch weibliche Tyrs gegeben, denn man findet auch weibliche Figuren, denen die Hände fehlen.

**) Ann. II, 12.

te kommen fast gar keine Namen von Gottheiten weiter vor. Beda erklärt zwar die Namen der angelsächsischen Monate von göttlichen Wesen, z. B. der Oster, Rheda u. s. w.; allein, da diese Angaben so ganz einzeln sind und durch keine Analogieen bestätigt werden, sich auch weit näher liegende Erklärungen darbieten, so ist dies vielleicht blos Deutung des Schriftstellers, wie auf dieselbe Art die Götternamen Erich und Precha entstanden sind. Als der h. Willibrord um d. J. 699. zur Bekehrung der Friesen auszog, fand er auf der Grenze der Dänen und Friesen eine Insel, die nach einem Gott, Fosite, Fositesland genannt wurde, weil daselbst Tempel dieses Gottes errichtet waren. Dieser Ort ward von den Heiden in solcher Verehrung gehalten, daß Niemand wagte, irgend eines der dort weidenden Thiere oder etwas anderes zu berühren, noch anders als schweigend aus der Quelle, die daselbst hervorbrach, Wasser zu schöpfen *). Adam von Bremen **) sagt, daß jenes Eiland Heiligland sey und dies ist höchst wahrscheinlich, denn unläugbar hat diese kleine Insel, die in einigen Jahrhunderten vielleicht völlig verschwunden seyn wird, ehmals einen weit größern Umfang gehabt: auch die Küsten des festen Landes erstreckten sich viel weiter in die See, so daß sie, nach Adam von Bremen, in der Mündung der Elbe lag. Selbst der Name scheint darauf hinzudeuten, daß hier ein altes Heiligthum war: denn der angeführte Schriftsteller nennt sie ausdrücklich

*) Alcuini Vita Willibrordi in Opp. II, S. 187. ed. Frob.

**) De situ Daniae c. 211.

lich Heiligland: Andre wollen die Benennungen von dem Wort Hallig, einer unbedeichten Insel erklären, das sonst an der schleswigschen Küste nicht ungewöhnlich ist. Der Name Fosite oder Fosete ist aus den germanischen Mundarten nicht zu erklären: er kommt nirgends weiter vor und es ist möglich, daß er durch ein Mißverständniß entstanden ist. Ganz willkührlich machen einige den Forseti der Edda daraus, den Sohn Balder's und der Nanna, der wegen seiner Gerechtigkeit als der weiseste Richter verehrt und gesucht wird: es ist offenbar ein allegorisches Wesen, denn Forseti bedeutet Vorsitzer.

Karl der Große zerstöhrte nach dem Zeugniß der fränkischen Jahrbücher bei der Burg Eresberg das Götzenbild der Sachsen, das sie Irminsul nannten; der Fuldaische Mönch Meginhard aus dem 9ten Jahrh. sagt, daß sie einen in die Höhe gerichteten Holzklotz von nicht geringer Größe unter freiem Himmel verehrten, den sie in ihrer Sprache Irminsul nannten, was lateinisch die allgemeine, gleichsam alles stützende Säule bedeutet *). Schon die alten Chronikanten denken bei der Irmensäule an den Mars oder Ares, aber es ist klar, daß sie ganz ihrer Einbildungskraft folgen und eine dürftige Nachricht möglichst zu erklären, aufzustutzen

*) Meginhardi hist. de translatione S. Alexandri Wildeshusam c. 3. in Scheid Bibl. hist. Goett. I, 5. Aus diesem Schriftsteller giebt Adam v. Bremen Hist. eccles. I, c. 6. einen wörtlichen Auszug: durch einen Schreibfehler heißt er bei ihm Einhardus, wodurch viele Gelehrte zu dem Wahn verleitet sind als wenn Eginhard ein Buch de adventu, moribus et superstitione Saxonum geschrieben habe, was ganz falsch ist.

und zu erweitern suchen. Die alten Quellen enthalten nichts weiter als das Angeführte über die Irmensäule; was neuere Schriftsteller von ihrer Erhaltung und ihrer Versetzung nach Korbei und Hildesheim, wo man lange Zeit einen metallnen Leuchter für das sächsische Götzendienst ausgab, erzählen, ist durchaus Erdichtung; man hat sogar behauptet, daß ein altes Volksfest in Hildesheim ein symbolisches Andenken an die Zerstöhrung der Irmensäule sey; nämlich am Sonntage vor Lätare muß ein Bauer aus einem benachbarten Dorf, der zu diesem Behuf gedungen wird, zwei länglichte Hölzer etwa 6 Fuß lang auf dem Marienkirchhof errichten: auf jedes wird ein kleinerer pyramidalisch zugespitzter Klotz gelegt: alsbald strömt die ganze Jugend mit Knitteln und Steinen herbei und schmeißt aus einigem Abstand die Klötze herunter: dies Spiel treiben sie so lange bis die Ermüdung sie zwingt nachzulassen. Allein dieser Gebrauch ist auch anderwärts üblich gewesen, es ist das sogenannte Austreiben des Todes, was einen ganz andern Ursprung hat *). Ueber die Bedeutung des Namens hat man eine unendliche Menge von Vermuthungen und die Goropius Bekane früherer wie unserer Zeit haben alles aufgeboten um Ungereimtheiten auf Ungereimtheiten zu häufen. Die germanischen Mundarten enthalten keine passende Erläuterung: Irminsul scheint aber eine allgemeine Benennung gewesen zu seyn: in den von Gerbert bekanntgemachten ale-

*) Irminsula Saxonica, auctore H. Meibomio u. s. rerum Germ. T. III. enthält alles was über die Irminsäule bis auf seine Zeit gefabelt und geträumt ist.

manischen Worterklärungen *) heißt es: Colossus, Irminsul, ist eine sehr hohe Säule, ohne alle Beziehung auf einen Gott, unter den Ausdrücken, die sich auf die Wohnungen beziehn. Eine der Hauptstraßen durch England, die noch von den Römern gebaut war, wurde von den Sachsen Ermingestrete genannt; dies könnte man „allgemeine Straße" übersetzen, wie Meginhard unser Irminsul erklärt **).

Daß die germanische Mythologie an eigentlichen Götternamen sehr arm seyn mußte, beweist der Umstand, daß man für den letzten Tag der Woche den römischen Namen Saturnstag beibehielt: (Säternesdäg a. s. Saturday engl., Zaterdag holl., Saderdag im Westphälischen). Es hat nicht an Gelehrten gefehlt, die dem germanischen Alterthum einen Gott Sater aufgebürdet haben, allein die angelsächsische Form führt unverkennbar auf die unmittelbare Entstehung des Wortes Saturn. Auf der Orkneyischen Insel Eda findet sich ein großer platter Stein, der sich ungefähr 16 Fuß grade in der Mitte eines Moors erhebt und der Stein Seters (the stone of Seter) heißt; einige Alterthumsforscher haben hierin einen Beweis von dem Daseyn eines Gottes Sater finden wollen, allein er ist so

---

*) Hinter d. iter alem. S. 86.

**) Sprengel Gesch. v. Großbritanien I, S. 57, meint, daß Ermynstrete aus dem Namen Aernweg, den ein Theil des Wegs in sächsischen Urkunden führt, verdorben sey: dies wird lateinisch prisca via, alter Weg übersetzt: allein mir ist es sehr unwahrscheinlich, daß Ermyn oder Erminge aus Aern entstanden: das Umgekehrte wäre natürlicher, aern heißt auch nicht alt, sondern aerneveg heißt ein Fahrweg von aernan, laufen.

schwach, daß er durchaus keine Beachtung verdient: bei den germanischen Völkern findet sich nicht die entfernteste Spur eines göttlichen Wesens mit diesem Namen, und es ist ganz undenkbar, daß sich auf den Orkneys eine Erinnerung erhalten haben sollte, die selbst im ganzen skandinavischen Norden untergegangen ist. Der Name jenes Tags ist in den andern Mundarten abweichend; bei uns heißt er Sonnabend, Samstag, zusammengezogen aus Sabbathstag *); im Nordischen Laugardag (isl. Lögerdag schw., Lördag dän.,) der Badetag, weil es im Mittelalter auch in Deutschland allgemeine Sitte war, am Schluß der Woche zu baden; die Wurzel des Worts ist Lauga (isl.,) Löga (schw.,) baden: im Isländischen wird er thvottudagr der Waschtag genannt, von thvätta, wodurch die Ableitung des ersten Worts bestätigt wird, das einige auf den eddischen Gott Loki, oder andere vorgebliche Gottheiten zurückführen wollen.

Die spätern Geschichtschreiber haben den Mangel einer germanischen Mythologie zu ersetzen gesucht und nicht nur ausführliche Beschreibungen von den Gottheiten gegeben, sondern alle Bildwerke, die sich zufällig in Deutschland gefunden haben, zu deutschen Gottheiten gedeutet: so sind aus römischen in Deutschland gefundnen Götterbildern die Gottheiten Allmann und Krutzmann, aus etymologischen Träumereien der Krodo, aus einer ungestalteten Figur, die im Mittelalter verfertigt ist, der Püsterich entstanden: es ist der Mühe nicht

*) Des Dages was in wara Sambazdages Fira. Otfried.

werth, diesen Wust falscher und ungegründeter Behauptungen und Meinungen zu widerlegen oder nur näher zu beleuchten. In Gegenden, wo die Römer die Oberhand hatten und lange in Standlagern lebten, richteten sie auch einen, ihren Begriffen angemeßnen Kultus ein: es wurden Altäre den Schutzgottheiten geweiht und selbst Idole aufgestellt; so z. B. der Diana Abnoba, der Diana Arduinna (im Trierschen); man findet häufig Bilder und Inschriften auf Gottheiten, die gewissen Oertern angehören; es ist deutlich, daß sie von Römern herrühren, und die Ungestalt der Bilder und die vielen Fehler in den Inschriften erklären sich leicht aus der Ungeschicklichkeit der Künstler, die man nehmen mußte, wie sie sich grade bei den Legionen fanden.

Die germanische Sprache scheint mehre allgemeine Ausdrücke zur Bezeichnung göttlicher Wesen überhaupt gehabt zu haben, von denen nur Einer Gott, Gud *), der sich auch noch im Persischen wiederfindet, in allen Mundarten sich erhalten hat; die Wurzel ist allem Ansehn nach Gut, God, denn es war sehr natürlich, daß der Mensch mit der Vorstellung höherer Wesen, von denen sein Schicksal abhing, zugleich den Begriff der Güte verband. Die zweite Form As ist hauptsächlich im Norden üblich gewesen und wird seit den Zeiten des Christenthums den alten heidnischen Göttern vorzugsweise beigelegt: selbst viele nordische Gelehrte **) haben

---

*) Im Isländischen heißt Gud Gott, God Götze, ein blos willkührlicher Unterschied, der seit dem Christenthum entstanden ist.

**) Auch ich habe ehmals in der Einleitung zur Edda S. 10. diese Meinung vertheidigt, allein nähere Erwägung hat mich von ihrem Ungrund überzeugt.

ihn historisch durch Asiaten erklärt, um die Einwanderung der herrschenden Geschlechter aus Asien zu bezeichnen: allein bei einer nähern Beleuchtung kann diese Meinung nicht behauptet werden: vielmehr scheint das Wort in den germanischen Mundarten ein göttliches Wesen bezeichnet zu haben: nach dem Jordanes bedeutete Anses bei den Gothen Halbgötter *), was sichtbar mit Asen identisch ist, denn so sagt Ulfila Ansts Gunst, Liebe, und im nordischen und angelsächsischen fällt der Nasenlaut weg, Ast und Est: wie aus Gans Gás (isl.) Gus (a s.) wird. Es kommt hinzu, daß dieselben Eigennamen, die sonst mit Gott verbunden werden, auch bei den meisten Völkern mit Ans oder As zusammengesetzt vorkommen, z. B. Asmund = Gudmund; Ansfried, Gottfried; Answald = Gottwalt, Asvin = Godwin, Ansegißel = Godegißel (Gottesstrahl) u. s. w.

Ueberdies glaubten die alten germanischen Völker an Geister und Untergottheiten der mannigfaltigsten Art; die Luft und die Erde, der Wald und das Meer, ja selbst die friedliche Hütte war mit Wesen bevölkert, die bald günstig oder ungünstig auf die Sterblichen und ihre Wohlfahrt einwirkten. Diese Meinungen hingen zu genau mit dem wirklichen Leben des Volks zusammen, und obgleich die kirchlichen Gesetze ihnen den lebhaftesten Krieg ankündigten, waren sie doch zu tief in den Gemüthern gegründet um so leicht ausgerottet zu werden und sie haben sich von Island und den Thälern Schottlands bis an den Rhein erhalten, freilich nach Verschiedenheit des Orts und des Volks im Einzelnen

*) De rebus get. c. 13.

anders gestaltet: auch in den Volksdichtungen, die sonst von mysthischen Einmischungen ganz frei sind, finden sich unzählige Anspielungen auf diese höheren Wesen: ja ihre Einwirkung macht sehr häufig den wesentlichsten Bestandtheil derselben aus. In dem Lauf so vieler Jahrhunderte, wo der Einfluß höherer Bildung und fremder Berührungen selbst auf die Begriffe der Menge so groß und allgemein war, hat sich der Volksglaube sehr verändert, ausgebildet und zum Theil ergänzt. Die isländischen Dichter haben ihrer Einbildungskraft ein sehr weites Feld eröffnet und Bezeichnungen für diese Untergottheiten erfunden, die dem Volk eben so fremd waren als die von Poole erfundenen herrlichen Namen für den Hofstaat des Feenkönigs Oberon: Perriwiggin, Periwinkle, Puck, Hobgoblin, Tomalin, Tom Thumb die Höflinge, Hop, Mop, Drop, Pip, Trip, Skip, Tub, Tib, Tick, Pink, Quick, Gill, Jin, Tit, Wap, Win, Nit die Ehrenmädchen *).

In den Isländischen Sagen hat jeder Mensch einen Schutzgeist Fylgia, der auch bisweilen sichtbar wird: in der Edda findet sich diese Vorstellung nicht: es scheint aber eine uralte Meinung zu seyn, und obgleich der Name in den unbekannten und ausgebildetern germanischen Mundarten nicht mehr vorhanden ist, hat er sich doch in dem Kuhländchen, an der Grenze von Schlesien und Mähren erhalten, wo er ein geistiges Wesen bezeichnet, das von den Landleuten symbolisch dargestellt wird **). Wahrscheinlich hängt mit dieser Mei-

*) Brand pcp. antiquities II, 343, aus Poole's Parnassus.

**) S. die Vorrede zu den (unvergleichlich schönen) Alte

nung auch die hin und wieder noch vorkommende abergläubische Vorstellung zusammen, daß die Menschen sich bisweilen selbst — das heißt ihre Schutzgeister ganz in ihrer Gestalt — erblicken. Im Isländischen heißen sie auch Hamingior, von Hamr, eine angenommene Tracht oder fremde Gestalt, weil sie bei ihrer Erscheinung sich verkörpert darstellten. Auf Island herrscht noch der Wahn, daß diese Geister in der Haut enthalten sind, die das Kind im Mutterleibe umgiebt und die bei der Geburt zugleich mit ans Licht kommt; die Hebammen glauben daher, daß man sie ja nicht verletzen müsse und begraben sie mit großer Sorgfalt; sie behaupten, daß diejenigen, die diese Haut wegwerfen oder zerstöhren, ihrer Schutzgeister beraubt werden *). Der Glaube an Hausgötter hat sich bei allen germanischen Völkern erhalten: es ward ihnen selbst in sehr neuen Zeiten Speise und Trank vorgesetzt und zur Dankbarkeit verrichteten sie manche häusliche Arbeiten. Ihr alter Name hat sich verlohren, und man hat sie späterhin, offenbar um ihre Gunst zu sichern, mit freundlichen und wohlwollenden Benennungen belegt, wie gute Hulden, Hellkeppslein, Hausalter, (Tomtegubbe schw.) guter Nachbar (schott.) Robert guter Knecht, (engl.) u. s. w. Das deutsche Wort Kobold scheint dem griechischen *Κόβαλος* nachgebildet zu seyn, wie auch das Mittellateinische Gobelinus; es bedeutet eigentlich einen verschlagnen Lustigmacher, besonders mit dem Nebenbegriff der Scha-

---

teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens v. J. G. Meinert, Wien u. Hamb. 1817, I, S. III.

*) Edda Saemundar hinns Froda. II. Gloss. S. 633.

denfreude *), und eine gewisse oft gutmüthige Neckerei gehört auch zum Character unsrer germanischen Hausgötter. Vielleicht war der ursprüngliche Name Puki, der im Nordischen und auch im Englischen als Bezeichnung des Teufels sich erhalten hat: im Dithmarsichen heißt der Hausgott noch gegenwärtig Nische-Puk: wahrscheinlich ist das Wort auch im Angelsächsischen Paeca, Betrüger, wovon Paecan betrügen, erhalten. Ein Plagegeist ist der Mar (nord., angels., engel., niederdeutsch), der Nachts in die Häuser schleicht, um die Schlafenden zu quälen. Allem Ansehn nach gehören alle diese Geister und Genien zu der zahlreichen Klasse mythischer Wesen, der Zwerge, Elfen oder Unterirdischen, die einen Hauptbestandtheil im Glauben der germanischen Völker ausmachen. Die Edda unterscheidet freilich Zwerge und Elfen, allein eine genaue Vergleichung der Sagen bei den verschiednen Stämmen beweist, daß sie offenbar zusammenfallen. Die Unterirrdischen bilden eine eigne Welt, und es fehlt ihnen nicht an den Erfindungen und Genüssen des geselligen Lebens; über die Beschaffenheit dieses unterirrdischen Volks und den Verkehr, den bisweilen zum Glück, öfter zum Verderben Menschen mit demselben gepflogen haben, haben sich bis auf die neuesten Zeiten im Norden, in England und in Deutschland dieselben Sagen und Vorstellungen erhalten, von deren Wahrheit ehmals selbst die Gelehrten völlig überzeugt waren **). Die

*) Vergl. Aristoph. Plut. 279.

**) M. s. was Torfäus in der Vorrede zur Historia Hrolfi Krakii Havniae 1705, 8, aus den Anzeichnungen eines Geistlichen Einar Gudmundsen darüber anführt.

Edda unterscheidet zwischen hellen und schwarzen, wohlthätigen und schadenfrohen Elfen, eine Vorstellung, die sich im englischen Volksglauben erhalten hat, der schwarze und weiße Hexen annimmt. Hauptsächlich hatten sie in Bergen und Steinen ihre Wohnung, und deswegen scheint man denselben als den Aufenthaltsörtern höherer Mächte eine Verehrung gezollt zu haben, die in den alten Gesetzen öfters verboten wird. Hiemit hängt wohl der Glaube (in Schottland, Schweden, auch in Preußen) zusammen, daß die Steine auf den Aeckern das Getreide schützen, und daß es deswegen nicht rathsam sey, sie wegzunehmen: in Schweden besäen daher die Bauern oft Felder, die so steinigt sind, daß man nicht begreift, wie Getreide darauf wachsen kann. Auch die Verehrung der Bäume hat dieselbe Veranlassung: noch gegenwärtig werden sie in verschiedenen Gegenden für heilig gehalten; die Schweden nennen diejenigen, unter denen sich die Unterirdischen aufhalten, Wohnungsbäume und sind für ihre Pflege sehr besorgt: es wird auch nicht für rathsam gehalten, sich nach Sonnenuntergang unter denselben aufzuhalten; besonders ist die Linde in dieser Hinsicht sehr im Ansehn *), so wie bei uns die Erle oder der Ellhorn: selbst in neuern Zeiten wagte man es nicht einen solchen Baum anders als unter demüthigem Gebet umzuhauen; Arnkiel erzählt, daß noch zu seiner Zeit die Holzhauer, wenn sie einen Ellhorn fällen wollten, mit gebeugten Knieen und entblößtem Haupte zu sagen pflegten: Frau Ellhorn gieb mir etwas von deinem Holz, dann will ich dir von meinem

*) Swenska Folkvisor III, S. 114.

auch was geben, wann es wächst im Walde *). Wegen dieser Heiligkeit, die man der Erle zuschrieb, mußte auch wohl derjenige, der sich der Verwandtschaft und den daraus entspringenden Verpflichtungen entsagen wollte, vier Erlenstäbe über dem Kopf zerbrechen und in's Gericht werfen, wie das salische Gesetz vorschreibt **). In der See, in den Flüssen wohnen die Necken oder Nixen (in allen germ. Mundarten) die Meermänner und Meerfrauen: diese Geister erscheinen unter mancherlei Gestalt und so wie die Oertlichkeit auch auf den Volksglauben und die religiösen Vorstellungen immer einen bedeutenden Einfluß hat, sind in den Seegegenden die Erzählungen von ihnen besonders reich und mannichfaltig ausgebildet; auch sie sind launenhaft und bald wohlthätig, öftrer verderblich: sie stellen den Sterblichen nach, und Menschen, die im Wasser umkommen, wurden als durch ihre Schuld verunglückt, als ihre Opfer angesehn. Den Meerfrauen war insonderheit die Gabe der Prophezeihung eigen und um die Zukunft zu erforschen, kam es nur darauf an, sie zum Sprechen zu bringen, wie aus so vielen alten Volksdichtungen erhellt.

II. Religiöse Vorstellungen und Begriffe.

Ueber die mit der Religion zusammenhangenden Begriffe und Meinungen sind wir noch weit unvollständiger unterrichtet, als über die Götter selbst: nichts als

---

*) Cimbrische Heydenreligion, Hamb. 1703, I, S. 179.

**) Lex Sal, T. 63. Wiarda Geschichte und Auslegung des salischen Gesetzes S. 232.

einzelne Spuren bieten sich dar, die nur durch Hülfe von Combinationen einigen Aufschluß geben. Es ist eine sehr allgemeine, bei den verschiedensten Völkern, z. B. den Indern und den Bewohnern des indischen Archipelagus, den Negern, den Arabern u. a. wiederkehrender Glaube, daß Sonne und Mond menschliche Wesen waren, daß sie zu gewissen Zeiten von Drachen, Fischen oder andern Unthieren verfolgt werden, und daß sie vorzüglich aus Furcht sich verfinstern. Diese Meinung war auch den germanischen Völkern eigen: die Edda hat eine freilich mit spätern Ausschmückungen sehr überladne Sage, nach welcher Mond ein Knabe, Sonne ein Mädchen war *); diese Mythe erklärt aber die Eigenheit der germanischen Sprachen, daß Mond **) (Mana a. s. Mani isl., Måne schw.) männlich, Sonne (Sunno bei Ulfila, der es aber auch in neutraler Form gebraucht, Sunne, a. s. Sunna isl. u. altschw.) weiblich ist. Sie werden von zwei Wölfen Skoll und Hati verfolgt: daher heißt auch in einigen schwedischen Gegenden die Nebensonne Sonnenwolf, und im Isländischen Skoll oder Hati. Man scheint geglaubt zu haben, daß man dem verfinsterten Mond durch Geschrei und tobenden Lärm zu Hülfe kommen könne: das Verzeichniß abergläubischer Gebräuche erwähnt eines dann gewöhnlichen Zurufs: Siege Mond, (Vince Luna). Es ist indessen ungewiß, ob diese Stelle sich auf Deutschland bezieht, da eine ähnliche Vorstellung auch unter

---

*) Die Edda S. 171.

**) Mena bei Ulfila ist weiblich, wohl nach der Analogie des Griechischen.

den Römern herrschend war und viele alte kirchliche Schriftsteller dagegen eifern *).

Es scheint daß die Germanen ein Schicksal annahmen, dem niemand entgehn konnte, namentlich in Hinsicht des Todes. Menschen, von denen man glaubt, daß sie in einer bestimmten Zeit sterben müssen, heißen auf Island, den Farörn, in Schweden und selbst im nördlichen Schleswig fei, feigr, auch im Angelsächsischen hat das Wort faeg noch dieselbe Bedeutung: slaegefaeg heißt Jemand, der zum Tode bestimmt ist: in Deutschland ist feig nur in dem beschränkteren Sinn für Furchtsam übriggeblieben, wobei zunächst von dem Begriff der Todesfurcht ausgegangen ist. Den Todesgott scheinen die alten Germanen unter dem Namen Hell sich persönlich gedacht zu haben: denn noch im 17ten Jahrhunderte glaubte das Volk besonders in Jütland und Schleswig, daß der Hell zu Pestzeiten auf einem dreifüßigen Pferde umherreite, um die Menschen zu tödten, daher pflegte man alsdann zu sagen, daß der Hell umhergehe und wenn die Hunde bellten, der Hell sey bei den Hunden: man glaubte auch, daß es Menschen gebe, die den Hell vertreiben könnten: auf diese Vorstellung deuten noch manche andre Redensarten, z. B. von einem Todtkranken er habe die Hellsot (Todsucht) und einem Genesenen, er habe sich mit dem Hell abgefunden **). Hieraus ist auch offenbar der Ausdrücke Hölle entstanden als Wohnort des Todes: im angelsächsischen heißt Hellevite, Hellawizzi bei Tatian

---

*) Du Fresne Gloss. s. v. Vincelina

**) Arnkiel Theil I. c. 9. §. 2.

hälwete, (schw.) Todtstrafe, eigentlich der Aufenthalt der Verdammten. Daß das Wort nicht von hohl, Höhle abstammt, geht aus den altdeutschen Zusammensezzungen Helleloch, Hellegruoba, Hellagrund deutlich hervor. Nordische Sprachforscher wollen es wiewohl wenig glücklich von dem Wort Hel, scharfe Kälte ableiten, weil die Wohnung der Todten kalt sey *).

Die germanischen Völker glaubten ein künftiges Leben, gleichsam eine verschönerte Fortsetzung des gegenwärtigen: Spuren der Seelenwanderung finden sich aber durchaus nicht. Schon Appian sagt, die Germanen sind Verräther des Todes wegen der Hofnung der Auferstehung **). Die Helden erwartete eine immerwährende Freude, ein stetes Gelag und unaufhörlicher Kampf in Wodan's Wohnung: daher wollte auch der Friesenhäuptling Radbod kein Christ werden, weil er nach dem Tode lieber zu den friesischen Fürsten und Helden, seinen Vorfahren, als in den Himmel kommen wollte. Es ist eine vielen Völkern gemeinsame Vorstellung, daß tapfre Männer, die in der Schlacht umkommen, einem ausgezeichnet glücklichen Schicksal entgegen gingen. Die Kinay, ein tonjäglischer Stamm am Cooksfluß, meinen, daß die Seelen der Ertrunknen oder an einer Krankheit umgekommnen sich unter der Erde, die der Erschlagnen aber im Himmel aufhalten ***).

---

*) Edda Saemundar I, 558.

**) Hist. Rom. IV, 3.

***) Dawúdow's Nachrichten von der Insel Kadjak, in Ewers und Engelhard's Beiträgen zur Kunde Rußlands I, S. 138.

Von den Parthern erzählt Ammianus Marcellinus *), daß sie sehr kriegerisch sind, und daß derjenige vor allen andern für beglückt gehalten werde, der im Kampf gefallen sey, diejenigen aber, die durch einen zufälligen Tod aus dem Leben scheiden, verfolgen sie mit Schmähungen, wie Entartete und Feige. Auch die Bewohner des Berglandes oder Kohestan's von Kabul halten es für eine Schande, wenn ein Mann auf seinem Bette stirbt **). Derselbe Glaube beseelte auch die Germanen und trug nicht wenig zur Erhöhung ihres kriegerischen Sinnes bei; blutige Wunden gaben auch in der andern Welt ein Anrecht auf Ruhm und Bewunderung: deswegen pflegten auch diejenigen, die von einer Todkrankheit auf dem Bette überrascht wurden, sich mit einer Wunde zeichnen zu lassen. Odin, da er dem Tode nahe war, ließ sich mit der Gerspitze (Geirs oddi) zeichnen und eignete sich alle Waffengetödtee Männer zu: er sagte, er gedenke nach Godheim zu fahren und alle seine Freunde gut zu empfangen ***). Unläugbar ist es dieselbe Sitte, die Procopius als ganz unerhört von den Herulern erzählt †): es wird Greisen und Kranken nicht vergönnt zu leben, sondern wenn sie hohes Alter oder Krankheit ergreift, sind sie verpflichtet die Verwandten zu bitten, sie von den Qualen des Lebens zu befreien. Diese, nachdem sie einen hohen Scheiterhaufen aufgethürmt und den Menschen darauf gesetzt haben, schicken

*) L. XXIII, c. 6. **) Elphinstone I, S. 494.

***) Heimskringla Ynglinga Saga c. 10, S. 14. I, ed. Havn.

†) De B. Goth. II, c. 14. (S. 256 bei Grotius).

einen andern Heruler, der aber nicht zur Sippe gehört, gegen ihn; weil sie es nicht für erlaubt halten, daß ein Verwandter sich mit dem Blut eines Verwandten beflecke. Sobald der zur That Auserwählte hinzugetreten ist, zünden sie schnell von Unten beginnend, den Scheiterhaufen an, und wenn die Flamme vorbei ist, begraben sie die zusammengehäuften Knochen. Es sind dies lauter Züge germanischer Sitte, obgleich Procopius den Zusammenhang nicht richtig aufgefaßt hat. Auch bei den Thüringern wollte ein gewisser Oddilo, einem seiner Verwandten, der dem Tode nahe war, den Kopf abhauen und nach heidnischer Art verbrennen lassen *). Dies ist aller Wahrscheinlichkeit nach, die Sitte, der die Neubekehrten in der erwähnten Abschwörungsformel unter dem Namen der Saxnote, der Schwertverpflichtung feierlich entsagen mußten: Note im Angelsächsischen bedeutet Gebrauch, Nutzen, aber auch einen Dienst, eine Verpflichtung, Saxnote ist also der Schwertdienst, welchen die Verwandten ihren sterbenden Angehörigen schuldig waren. Auch im Altdeutschen bedeutet Not, Sorge, Fleiß. Die auffallende Aehnlichkeit zwischen Geirsoddi und Saxn-oti könnte auf den ersten Anblick reizen Oti für die letzte Silbe zuhalten und ebenfalls der Schwertspitze zu übersetzen: allein so schön die Analogie hier zu Hülfe kommt, muß dieser Gedanke doch aufgegeben werden, weil die isländische Form Oddr, (Udd schwed.) in den eigentlich deutschen Mundarten Ort heißt.

Nach

*) Eccard Francia or. I, 407. ex vita S. Arnulphi.

Nach der Meinung des Volks gab es verschiedne Mittel, um sich den Beistand der Götter zu versichern und geheime Kräfte in Wirksamkeit zu setzen: es gab Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, die mit der Anwendung dieser Mittel vorzüglich bekannt waren: hauptsächlich durch gewisse Worte und Besprechungen: daher heißt Bezauberung in den germanischen Mundarten Galdr (nordisch und Angels. Galstr im Altdeutschen) von gala, singen, (auch vom Hahnenschrei): in der Schweiz heißt ergalstern, vergalstern bezaubern. Die Franken glaubten dem Bier durch ein solches Besprechen eine geheime Kraft zu geben, daß es die Gemüther betrüge *). Die Angelsachsen nahmen auch noch als Christen oft zu Tränken, Zaubersprüchen und andern Hellmitteln des Aberglaubens ihre Zuflucht **). Noch jetzt ist es in vielen Gegenden Deutschlands allgemeiner Volksglaube, daß Personen durch Worte ein Pferd im Lauf aufhalten, das Blut stillen und ähnliche Wirkungen hervorbringen können ***). Im Norden herrschte besonders die Ueberzeugung, daß die Waffen durch Zauberei stumpf gemacht werden könnten: auch glaubte man den Leib gegen Feuer und Eisen fest machen zu können, eine Meinung die auch in Deutschland sich bis auf die neuesten Zeiten fortgepflanzt hat. Man bediente sich auch gewisser Amulete, Anhängsel u. dgl., die in den ältesten Kirchengesetzen strenge untersagt werden. Das

---

*) Alcvini Vita S. Redasti c. III, p. 169. II. ed. Frob.

**) Beda IV, c. 27. Turner hist. of the Anglo-Saxons IV, 185.

***) Webdigen westphälisches Magazin III, S. 714.

isländische Kirchenrecht verbietet in abergläubischer Absicht Menschen oder Vieh Steine umzubinden, namentlich die Donnerkeile, die dem Thor angehörten: sie werden auch häufig in den Gräbern gefunden und wurden vermuthlich ihrer heiligen und schützenden Eigenschaften wegen den Todten mitgegeben. In dem Glauben an Mittel dieser Art sind rohe Völker wenig eigensinnig: besonders glauben sie, daß Fremde die Kraft besitzen, diese Zaubereien von vorzüglicher Wirksamkeit zu verfertigen, die Neger z. B. versehn sich mit Zetteln, die ein muhamedanischer Priester oder ein Christ geschrieben hat und glauben dadurch gegen Krankheit oder den Biß giftiger Thiere gesichert zu seyn, und wohl gar Glück und Reichthum zu erlangen; auch die Germanen haben auf diese Weise von den Römern Amulete entlehnt oder die bei diesen üblichen in andern Stoffen mit geringerer Kunst nachgebildet; ein solches scheint das bei Jena gefundne Herkulesbild in einem Thonschiefer zu seyn, das bei den Alten bekanntlich für besonders glückbringend angesehn ward *). Der heilige Bonifazius beklagt sich bei dem Papst Zacharias, daß es so schwer sey, die rohen Alemanen, Bajoarier oder Franken von ihrem alten Aberglauben abzubringen, weil sie sich darauf beriefen, daß Aehnliches auch in Rom selbst im Schwange gehe, wo Weiber an den Armen und Schenkeln Amulete und Talismane trügen und dergleichen sogar feil böten **).

---

*) Ueber ein deutsches Amulet v. J. G. S. Schwabe in Meusel's Geschichtforscher I, 121, eine sehr verwirrte und ganz ungründliche Abhandlung.

**) Bonifacii epp. 132. S. 182. ed. Serar. auch bei Eccard Francia orient. I, 402.

Die germanischen Sprachen sind reich an Ausdrükken um die Personen zu bezeichnen, die mit übernatürlichen Künsten bescheid wissen: Zauberer (Töfrari isl., Towerer holl. u. plattd.) Gaukler (Kuklari isl. auch in andern nord. Mundarten). Wikker (plattd. u. holl., vicca a. s. weiblich vicce, weche schott., witch engl., vielleicht von vikia (isl.) bewegen), Lachsner (in der Schweiz, Lachsnerin, Lachsnen) vielleicht mit Lach, altd. Laece a. s. Läkare schw. Arzt zusammenhangend, weil die älteste Heilkunde zunächst in Zaubermittel bestand, Hexe (haegesse a. s.) wahrscheinlich v. huga isl. denken, hagr klug, geschickt. Das Wort scheint ursprünglich eine allgemeine und gute Bedeutung gehabt zu haben: in der Schweiz heißt eine kluge, verschmitzte Frau Hagsche und einige Mundarten fügen noch besondre Bezeichnungen hinzu, um die schlimme Bedeutung hervortreten zu lassen, z. B. Töwerhäxa schw., Wederhex plattd., der angelsächsische Name Dry, Dryman scheint von dreman, dryman, singen, Dryminge Murmeln, zu kommen, wie im Isländischen Galldrama von Galldr *). Hiezu kommen noch die vielen Benennungen für Zeichendeuter und Wahrsager, von denen in der Folge die Rede seyn wird. Das Ansehn der Zauberer und Hexen war sehr groß, obgleich man sie immer nur mit heimlicher Furcht betrachtete; insonderheit ward ihnen die Schuld beigemessen, wenn Menschen an langsamen Krankheiten allmählig hinschwanden; man meinte, daß sie innerlich von den

*) Wenn es nicht vielleicht von den alten Britten entlehnt ist: im Irländischen heißt Drui ein Zauberer, Druidheacht Zauberei.

Hexen gleichsam aufgegessen würden: die alten Gesetze bedienen sich des lateinischen Ausdrucks comedere (essen, verzehren) und einige Ausleger haben deswegen die Hexen für Menschenfresserinnen im eigentlichen Sinn gehalten: dies ist ganz falsch. Viele Völker, z. B. die Hottentotten, die Abiponer, die Grönländer u. A. schreiben den Tod ihrer an Krankheiten sterbenden Angehörigen den Zauberern oder Hexen zu, und selbst in dem spätern Volksglauben haben sich Spuren dieses Wahns erhalten. Es ist natürlich, daß die Angehörigen sich an denen zu rächen suchen, die sie als die Thäter im Verdacht haben, und oft müssen alte Frauen mit dem Tode büßen. Das salische Gesetz bestraft eine Hexe die überführt wird, einen Menschen aufgezehrt zu haben, mit 200 Schillingen; aber die spätern Gesetze erklären die Sache selbst für unmöglich, den Glauben daran für unchristlich; und es wird verboten wegen dieser Beschuldigung irgend ein unglückliches Geschöpf zu tödten *). Im langbardischen Gesetz heißt eine solche Hexe Maske, ein Name der sich in derselben Bedeutung wie Larve, das ursprünglich auch ein Gespenst bedeutet, erhalten hat; es ist zweifelhaft, ob das Wort germanischen Ursprungs ist; wenigstens läßt sich keine Ableitung nachweisen, wenn es nicht etwa eine abweichende Form für Mare ist **). Nach dem salischen Gesetz ist es eine strafbare Beleidigung, wenn Jemand einen andern einen

*) Wiarda Gesch. und Auslegung des sal. Gesetzes S. 89.

**) Es findet sich in gleicher Bedeutung auch Talamasca; im Altholländischen soll Talemaschen eine Maske anlegen heißen; s. Du Fresne. Kommt davon vielleicht unser Dollmetschen?

Hexenträger nennt oder ihm vorwirft, daß er bei der Hexenversammlung den Kessel getragen habe, ohne es beweisen zu können *).

III. Kultus der alten Germanen.

Die Religion ward bei den Germanen nur auf eine traditionelle Weise fortgepflanzt: es gab weder heilige Schriften noch eine eigne Priesterkaste, die eine besondre Erziehung und Einrichtung hatte, wie die Druiden; es gehört zu den unverzeihlichen Fehlgriffen Möser's, alles was Cäser ausdrücklich von den Gallern sagt, auch ganz in der Stille auf die germanischen Völkern anzuwenden, und ihren Priestern einen furchtbaren Kirchenbann beizulegen und sie zum Adel zu zählen **). Allem Ansehn nach verrichteten die Stamm- und Familienhäupter oder die Alten die Opfer und Gebete, so war es noch vor nicht langer Zeit bei den Inguschen im Kaukasus ***). Auch im Norden waren die Stammhäupter zugleich die Vorsteher des Gottesdienstes; namentlich auf Island, in dieser Eigenschaft übten sie auch die Gerichtsbarkeit aus und waren die Vollzieher der Urtheile, und dieser Umstand erklärt vielleicht die frühere Nachricht des Tacitus, daß es nur den Priestern erlaubt sey zu strafen †). Bei einigen Völkern hatten sich die Verhältnisse bestimmter ausgebildet; be-

---

*) Lex Sal. T. 67. §. 1. Das deutsche Wort ist Hereburgum, das im Lat. durch Strioportium übersetzt ist; ich lese Hegeburdum, was das Lat. genau ausdrückt.

**) Osnabr. Gesch. I, S. 50.

***) Engelhard's und Parrot's Reise, I, 241.

†) J. Arnesen Islandsk Raettergang, Kjöbenh. 1762, S. 475.

sonders da, wo große Haupttempel einen größern Vereinigungspunkt darboten, wie in Schweden und Dänemark; hier schlossen die Priester sich mehr aneinander, doch ohne in Hinsicht ihres Standes in eine veränderte Lage zu treten: auch bei den Angelsachsen scheinen die Priester mehr ausgezeichnet gewesen zu seyn, denn sie durften keine Waffen tragen und nur auf einer Stute reiten *). Es ist auffallend, daß die germanischen Sprachen so arm an Ausdrücken für Priester sind: die Burgunder hatten nach Ammianus Marcellinus einen beständigen Oberpriester, der nicht den Gefahren, wie der König ausgesetzt war: er hieß Sinistus, d. i. der älteste, denn im Ulfila kommt Sinistans die Aeltesten sehr häufig vor **). Bei Ulfila und im Isländischen heißt der Priester Gudgi, Godi; wahrscheinlich nichts weiter als ein guter Mann in dem Sinn der Alten, ein Ehrmann, der Ansehn in der Gemeinde genoß: daher wird zu genauerer Bezeichnung im Isländischen auch oft Hof oder Blotgodi, Tempel- oder Opferherr gesagt. Die deutsche Sprache hat nur den Ausdruck Ehwart, den Gesetzwärter. Das Angelsächsische Hadod, geweiht ist von späterer Entstehung, wie unser Geistlicher, der Name Thrut, Drott kommt in keiner germanischen Mundart in der Bedeutung eines Priesters vor, obgleich die unglückliche Aehnlichkeit mit Druide viele Schriftsteller veranlaßt, hat uns ein solches Wort aufzudringen. Die Priester hatten auch keine Besoldung: höchstens Antheil an den Opfern und vielleicht freiwillige

---

*) Beda h. e. II, c. 13.

**) Amm. Marc. XXVIII, 5.

Geschenke. Grundfalsch und mit der ganzen altgermanischen Verfassung im Widerspruch ist die Meinung Möser's als wäre das was wir jetzt Regalien heißen, Gottesrecht gewesen und habe zum Unterhalt des Priesters gedient, nirgends findet sich auch nur die mindeste Spur eines solchen Zustandes: Wald und Wild, Flut und Fisch waren frei: ja es läßt sich nicht einmal denken, wie die Priester unter solchen Verhältnissen als im alten Germanien Statt fanden, die Regalien hätten nutzen können.

Daß den Gottheiten gewisse Plätze, Wälder und andre Oerter geweiht waren, ist gewiß: es ist ein sehr allgemeiner Glaube, daß die Götter einige Oerter vorzugsweise lieben und sich gern in der Nähe derselben aufhalten: die Germanen glaubten, daß an der (fränkischen) Sale und den angränzenden Wäldern die Gebete der Sterblichen sich einer vorzüglichen Erhörung erfreuen durften *). Die rohesten Polarvölker, die Samojeden, Ostjaken u. A. haben in den Wäldern gewisse heilige Stellen, wo sie kein Thier zu tödten, keinen Zweig abzubrechen wagen, weil sie die Nähe ihrer Götter scheuen. Die Oßeten (im Kaukasus) haben einen heiligen Wald, in dem sie opfern und beten; sie glauben, daß wer in demselben Holz fällt das Gesicht verliert und es nur durch das Opfer eines Ochsen wieder erlangt. Diese Furcht vor den Göttern ist ein sichres Mittel zur Erhaltung der Waldungen **). Diese Völker weihen

---

*) Tac. Ann. XIII, 57.

**) Klaproth Reise II, 283. Engelhard und Parrot Reise I, 42.

den höhern Wesen freie Plätze nicht weil sie es für unwürdig halten, sie in Mauern einzuschließen, sondern weil es ihnen an Geschicklichkeit oder Kräften fehlt, ihnen Gebäude zu errichten: es geschieht so bald sie dazu im Stande sind, aber die alte Ehrfurcht vor Oertern, die einst geweihet waren, dauert fort. Auch bei den germanischen Völkern gab es solche heilige Stellen: es scheint sich darauf die Stelle im Verzeichniß abergläubischer Gebräuche zu beziehn: von den heiligen Plätzen in Wäldern, die Nimidas heißen *). Dies Wort ist freilich den germanischen Sprachen fremd: einige haben es daher durch das gallische Nem ein Wald erklärt, wodurch denn allerdings zweifelhaft würde, ob ein germanischer Gebrauch gemeint sey. Eccard verwandelt es in Ninuhidas oder Nunhedas, neun Häupter, und will, daß darunter ein Opfer von neun Menschen oder Thierhäuptern verstanden werde **). Wie gewaltsam und unnatürlich diese Deutung sey, bedarf keiner Auseinandersetzung: ist eine so große Veränderung erlaubt, so bietet sich eine weit leichtere und natürlichere dar: Viwidas oder Viwedas, von Vih oder Wih, heilig und Wid oder Wed, ein Holz, (vidr isl., wid, wed schw. auch plattd. vuda a. s. wood engl.) also heilige Holzungen.

Alle germanische Völker hatten Tempel, auch im eigentlichen Deutschland fanden sie sich in den frühesten Zeiten: Tacitus selbst erzählt, daß die Römer im J. 14 den sehr gefeierten Tempel, der Tanfana hieß, der Erde

---

*) De sacris silvarum, quae Nimidas vocant.

**) Francia or. I, 413.

gleich machten *). In der vielleicht vom heiligen Burchard Bischof von Würzburg herrührenden Sammlung von Homilien, wird zur Zerstöhrung der Tempel aufgefordert **). Gregor III. befahl den Angelsachsen die heidnischen Tempel nicht abzubrechen, sondern in christliche zu verwandeln; sie waren mit Gehegen umgeben ***), was auch im Norden, namentlich auf Island der Fall war: hier heißt eine solche Einschließung Fiörbaugsgardr und alle Verbannte und Friedbrecher durften sich nur bis zu derselben den heiligen Stellen nähern. Bei den Schweden, Dänen und Norwegern waren überall Tempel, die sich zum Theil schon durch ihren Umfang auszeichneten: und einzelne bildeten den religiösen Mittelpunct ganzer Völkerschaften, wie Upsala, Lethra u. a.

Zu gewissen Zeiten wurden große allgemeine Feste gefeiert, an denen das ganze Volk Theil nahm. Die nordischen Völker hatten jährlich drei Hauptfeste: das eine gegen den Winter um ein gutes Jahr, das zweite in der Mitte des Winters um Gedeihen der Saat und das dritte im Sommer, das Siegopfer, vermuthlich um Glück in den Krieg- und Raubzügen.

Diese Feste scheinen bei allen germanischen Völkern üblich gewesen zu seyn und Spuren derselben haben sich bei ihnen allen erhalten; das wichtigste ist unstreitig das zweite, das bei den Angelsachsen, Engländern und

---

*) Ann. I, 51. Das Wort Tanfana ist ganz unerklärt: wahrscheinlich bedeutet es den Ort.

**) Bei Eccard Fr. or. I, 842.

***) Beda I. c. u. II, c. 13.

nordischen Völkern Geohol, Jul heißt; ursprünglich ward es im Februar gefeiert, ward aber hernach auf das Weihnachtsfest der Christen übertragen und mit demselben identifizirt. In Deutschland ist der Name fremd; er scheint von den angelsächsischen Bekehrern in den Norden gebracht zu seyn, aber die ursprüngliche Bedeutung ist sehr ungewiß und alles was die Sprachforscher darüber angeführt haben, ist wenig genügend *). Im Norden ist das Julfest noch gegenwärtig eine Zeit allgemeiner Freude, die mit Schmausereien und allerlei Lustbarkeiten gefeiert wird: die ganze Weihnachtsnacht hindurch wird in Schweden Bier auf den Tisch gesetzt für die Engel, offenbar ein Ueberbleibsel der alten Opfer **). Auf dieses Fest bezieht sich höchst wahrscheinlich die Stelle im Verzeichniß abergläubischer Gebräuche von den Unflätereien im Februar ***). Der h. Burchard ereifert sich in einer Homilie sehr über die im Anfang Januars gebräuchlichen Reste des Heidenthums;

*) Ihre s. v. Jul. J. Hallenberg de nominibus in lingua Sviogothica Lucis et visus cultusque solaris in eadem lingua vestigiis. Stockholmiae 1816, II, S. 520.

**) Beskrifning om Swenska allmogens sinnelag, Seder vid de årliga högtider, Frierier, Bröllop, Barndöp, Begrafningar, Widskeppelser, Lefnadssätt i mat och drick, Klädedrägt Sjukdomar och Läkemedel, Orternas Läge och Beskaffenhet Stockh. 1774, 4. S. 24. der Verf. heißt Westerdahl, die Schrift handelt nur von Wäßbohärad in Småland; es ist Schade, daß nicht mehr erschienen ist, es wäre ein schönes Gegenstück zu Brand's popular antiquities geworden.

***) De spurcalibus in Februario. Entweder muß man spurcaminibus lesen oder spurcalia ist eine eigne barbarische Form. Heidnische Gebräuche werden gewöhnlich spurciciae, spurcamina genannt.

die Bauern besetzten eine ganze Nacht hindurch die Tische mit Speisen, in der Hofnung, es werde ihnen dann im ganzen Jahre an nichts fehlen: sie gaben und nahmen Geschenke, und litten nicht, daß ein Andrer am Neujahrstage eine Kohle von ihrem Heerd nehme oder eine andre Wohlthat erhalte *).

Bei diesem Feste waren besonders Verkleidungen hauptsächlich in Thiergestalten üblich, woran sich bei allen germanischen Völkern Spuren erhalten haben. Merkwürdig ist die Erzählung Moorcroft's, der an einem Ort im Hymelajagebirge lederne Masken sah, die Köpfe von Hirschen, Tigern, Bären und andern Thieren darstellten und zur Feier irgend eines großen Festes getragen werden **). Bei den germanischen Völkern war es so allgemein, daß sie diese Mummereien selbst in die römischen Provinzen einführten: es finden sich häufige Concilienschlüsse dagegen, auch hat der h. Augustinus diese gotteslästerlichen Gräuel verdammt ***). Der h. Burchard erklärt sich mit großem Unwillen: einige sagt er, bekleiden sich mit Thierfellen; andre setzen jauchzend und jubelnd die Köpfe von Bestien auf †). In Schweden legen junge Leute ein Widderfell mit Hörnern an und springen in dieser Verkleidung auf die Umstehenden: derjenige, der diese Rolle übernimmt, heißt der Julnbock. In England ist der Hobby Horse Tanz noch

---

*) A. a. O. S. 332.

**) As. researches XII, 428. (Der Calcuttaausg., die frühern Bände sind nach dem Londoner Nachdruck angeführt).

***) S. die Stellen bei Du Fresne s. v. Cervula.

†) A. a. O. S. 338.

hin und wieder im Gebrauch: einer trägt die Figur eines Pferdes aus dünnen Brettern zwischen seinen Beinen und in seiner Hand Bogen und Pfeil. Der letztere geht durch ein Loch in dem Bogen und auf einer Schulter liegend macht er, wenn er hin und her gezogen wird, ein klapperndes Geräusch. Mit diesem Mann tanzen sechs andre, die auf ihren Schultern jeder einen Renthiergeweih tragen *). Auch gehört hieher wahrscheinlich die Posterlijagd, die zuweilen am Donnerstage in der vorletzten Woche vor Weihnachten im Entlibuch vor sich geht. Am Abend versammeln sich die jungen Männer und Junggesellen einer Pfarre und bestimmen den Ort, wohin sie ziehn wollen: dann ertönt ein entsetzlicher Lärm von Kuh- und Ziegenschellen, Kesseln und Pfannen: messingne und eiserne Bleche werden an einander geschlagen, und dazwischen knallen armsdicke, klafterlange Peitschen und ertönen Alp- und Waldhörner. In dem Dorf, wo sie hin ziehn, erwartet sie eine ähnliche Anzahl rüstiger Jünglinge und stimmt in den Lärm ein. Einer aus dem Haufen macht das Posterli in Gestalt einer Ziege, einer alten Hexe oder eines Esels oder man schleppt eine solche künstliche Figur auf einem Schlitten nach. Das Posterli wird in einer Ecke des Dorfs zurückgelassen. Posternächten ist ein allgemeiner Ausdruck für Jubeln **). Solche Aufzüge werden allem Ansehn nach im Verzeichniß abergläubischer Gebräuche mit den Worten genennt: von

---

*) Brand I, 381.

**) Stalder im schweizerischen Idiotikon s. h. v. und Fragmente über Entlibuch I, 101.

dem heidnischen Lauf, der Yrias (Isrias) heißt, in zerrissnen Kleidern und Schuhen. Eccard, der in seinen etymologischen Erläuterungen immer sehr unglücklich ist, will Scyrias lesen und das soll zerrissene Schuh heissen: allein es bieten sich, wenn anders die Leseart richtig ist, zwei sehr leichte und nahliegende Ableitungen dar, entweder von dem Angelsächsischen yrnan laufen oder dem Nordischen yra, toben, in heftiger Bewegung seyn.

Spuren des Sommerfestes haben sich in der Sitte erhalten, die fast bei allen germanischen Völkern, in Island wie in der Schweiz, in Deutschland und in England Statt findet, an gewissen Tagen, am ersten May oder um Johannis, große Feuer auf den Höhen anzuzünden. In Schottland heißt das Fest Beltan: die Hirten versammeln sich und halten ein gemeinschaftliches Mittagsessen. In einigen Gegenden ist ein eigner Kuchen bestimmt theils Schutzgottheiten, theils gewissen Thieren mit den Worten geopfert zu werden: dies geb' ich dir, erhalte meine Pferde; dies dir, bewahre meine Schafe; dies geb' ich dir, o Fuchs, schone meine Lämmer, dies dir, o Adler u. s. w *). In Appenzell wird das Feuer an einem gewissen Sonntage zu Ende des Märzes angezündet, welches der Funkensonntag heißt: die ganze Jugend versammelt sich und tanzt und jubelt um die Flammen **). Diese Feuer wurden auf eine ungewöhnliche Weise durch das Reiben zweier Stücken Holz hervorgebracht, wie ebenfalls in neuern Zeiten noch

---

*) Iamieson scottish dictionary s. v, Beltan.

**) Ebel Schilderung der Gebirgvölker der Schweiz, I, 348.

üblich war: man legte ihnen heilbringende Kräfte bei; die Capitularien verbieten diesen Aberglauben und im Verzeichniß abergläubischer Gebräuche ist ein Artikel: vom aus Holz geriebnen Feuer, d. i. Rodfyr. Dies auch die jetzt gewöhnliche Form des Wortes, aber wahrscheinlich hat sie ursprünglich Riedfyr gelautet, wie auch wirklich eine Handschrift der Liptinensischen Concillenbeschlüsse liest: anderwärts wird Nedfri, Nedfratres gelesen *). Riedfeuer aber steht unaspirirt für Gnidfeuer, von gniden (plattd. gnida schwed. gnidan a. s.) reiben, also das Reibfeuer, welches dann dem schwedischen wredeld, von wrida umdrehen, genau entspricht.

Bei den Festen wurden zuerst Opfer gebracht: wofür sich der allgemeine Name Blot (isl.) in den meisten Mundarten erhalten hat: (Blotan bei Ulfila Gott ehren, blotan a. s. opfern, Bloustar, Ploostar altdeutsch, Opfer, Ceremonie). Unläugbar ist es, daß die germanischen Völker auch durch Menschen ihre Götter zu versöhnen suchten, obgleich verschiedne Schriftsteller diese Sitte unwürdig finden und daher zu beweisen gesucht haben, daß sie unsern Vorfahren blos von den Römern aus Mißverstand aufgebürdet sey **), allein aus allgemeinen Gründen läßt sich eine Thatsache nicht abläugnen, die durch die ausdrücklichsten Zeugnisse fast von allen Stämmen bestätigt wird. Menschenopfer entscheiden an und für sich nicht über die größere und geringere Wildheit der Völker, bei denen sie im Schwan-

*) Du Fresne s. v. Nedfri. Eccard a. a. O. S. 424.

**) Delius in Gräter's Bragur VII, S. 25.

ge gehn: denn so lange sie der Segnungen des wahrhaft göttlichen, von dem höchsten Wesen selbst ausgegangnen Lichtes beraubt sind, so müssen sie sich ihre Götter menschlich denken, und es wird ihnen nicht anders als natürlich erscheinen, ihnen selbst Menschen als das Edelste, das die Erde besitzt, darzubringen. Auch im indischen Cultus sind Menschenopfer den Göttern angenehm und gewähren ihnen eine lange Zeit Freude. Doch müssen die Opfer ohne Fehl seyn *). Bei den Griechen wurden ja bis auf die Perserkriege und vielleicht noch später Menschen geopfert: und die freiwillige Aufopferung der Makaria in den Herakliden des Euripides söhnt durch die hohe tragische Würde mit dem grausenvollen Ritus aus. Auch bei den Römern wurden sie erst in einer verhältnißmäßig späten Zeit durch ein Verbot abgeschaft.

Die Galler brachten ebenfalls Menschenopfer: doch hatten die Druiden der strengen Sitte eine mildre Wendung zu geben gesucht, indem sie Verbrecher und nur, wenn diese fehlten, auch andre Menschen zu Opfern wählten **). Aehnliche Verhältnisse scheinen auch bei den Germanen Statt gefunden zu haben: sie pflegten besonders gefangne Feinde den Göttern zu weihn. Die Kimbern zerstöhrten die ganze Beute die sie dem Manlius und Cäpio abgenommen hatten: die Menschen wurden mit Stricken um den Hals an Bäumen aufgehangen ***). Die Römer sahn die wilden Altäre, bei de-

*) S. das blutige Kapitel aus dem Calica Purana. As. researches V, 378. Mill's history of british India I, 271.

) Caesar de B. G. VI, 16. *) Oros. V. 15.

nen die Obersten und Hauptleute nach der Niederlage des Varus geschlachtet waren *). So machten die Chatten im Kriege mit den Hermunburern ein Gelübde, alles Leben dem Verderben zu weihn **). Die Franken, die noch vieles von ihrem alten Glauben beibehielten und Menschenopfer gebrauchten, opferten selbst noch als Christen die Kinder und Weiber der Gothen als Erstlinge der Kriegsbeute ***). Auch die Heruler glaubten, daß es recht sey, die Götter mit Menschenopfern zu versöhnen †). Die Sachsen waren gewohnt bei der Rückkehr von ihren Streifzügen jeden zehnten Gefangnen nach dem Loose auf eine qualvolle Weise zu opfern und sie zogen die Erfüllung einer religiösen Pflicht dem Lösegeld vor ††). Bei den Friesen war ein Gesetz, daß zu gewissen Zeiten ein durch das Loos bestimmter Mensch den Göttern geopfert werde. Als der h. Ulfram hier das Werk der Bekehrung trieb, traf das Schicksal einen vierzehnjährigen Burschen Ovo, der durch einen Strick getödtet werden sollte. Der heilige Mann rettete diesen und mehre andre zu demselben Schicksal verdammte Unglückliche: auch den Sohn einer Wittwe, der zur Ebbezeit auf den Meeresgrund geführt ward, um von der rückkehrenden Flut verschlungen zu werden †††). In den altfrisischen Gesetzen ist eine merkwürdige Stelle die

*) Tac. Ann. I, 61. **) Tac. Hist. XIII, 57.

***) Proc. de B. G, II, 25. †) Das. II, 14.

††) Sid. Apoll. epp. L. VIII. ep. 6.

†††) Vita Sti Ulframi, ep Senonensis, bei Mabillon acta Bened, saec. III, I, S. 359.

die folgendermaßen lautet: wer einen Tempel erbricht und daselbst etwas von den heiligen Dingen fortnimmt, wird an's Meer geführt und auf dem Sand, den die Flut zu bedecken pflegt, werden ihm die Ohren abgeschnitten, er wird entmannt und den Göttern geopfert, deren Tempel er verletzt hat *). Offenbar ist dieser Zusatz von den Verfassern des Gesetzes in der Absicht beigefügt, um zu zeigen, daß schon im Heidenthum die Verletzung der Götzentempel höchst strafbar gewesen sey. Der h. Bonifazius meldete dem Papst Gregor III. daß selbst Christen ihre Sklaven an die Heiden verkauften, um geopfert zu werden: der heilige Vater forderte ihn auf, dies abzustellen und alle, die es ferner thun würden, als Mörder anzusehn.

Bei den nordischen Völkern werden die Menschenopfer sowohl durch das Zeugniß der auswärtigen Schriftsteller als der einheimischen Quellen und Sagen bestätigt. Procopius erzählt von den Thuliten, den Bewohnern des skandinavischen Nordens, daß sie den Menschen für das vorzüglichste Opfer halten, den sie im Kriege fangen: sie bringen ihn dem Mars dar, und es wird für recht gehalten, ihn auf eine qualvolle Weise hinzurichten **). Adam von Bremen sagt von den Schweden, daß sie an einem großen Fest, das alle 9 Jahre gehalten, von jedem Thier männlichen Geschechts neun Häupter opfern, mit deren Blut die Götter besänftigt, deren Körper aber in dem Hain in der Nähe des Tempels aufgehangen werden: denn dieser Hain

*) LL. Fris. §. ult.

**) Procop de B. G. II, 261. ed. Grotii.

war den Heiden so heilig, daß sie die einzelnen Bäume desselben wegen des Todes oder des Genusses der Opfer für heilig hielten. Ein Christ erzählte, daß er dort auch 72 Hunde zwischen den Menschen, deren Körper vermischt aufgehangen waren, gesehn habe *). Dasselbe erzählt Dithmar von Merseburg von den Dänen, die auch alle neue Jahre zu Lederun (Lethra) auf Seeland ein Opferfest feierten, wobei sie 99 Menschen und eben so viele Pferde, nebst Hunden und Hähnen, die anstatt Habichte dargebracht wurden, opferten **.). Die Gottländer opferten dem Heidengott ihre Söhne und Töchter und Vieh mit Speise und Trank: das thaten sie nach ihrem Unglauben. Das ganze Land hatte sein höchstes Opfer mit Menschen oder jedes Drittheil hatte das seinige: aber kleinere Sprengel hatten geringere Opfer mit Vieh, Speise und Trank ***). Olof Trygväson drohte den Bauern, die verlangten, daß er mit ihnen opfern sollte, er wolle das größte Opfer veranstalten, das je gebracht sey, und Menschen opfern: und zwar werde er dazu nicht Sklaven oder Uebelthäter wählen, sondern die angesehensten und vortrefflichsten Männer †). Hokon Jarl bot seiner Schutzgöttin Thorgerda Helgabrud um ihre Gunst in seinem Streit mit den Jomsvikingarn zu erhalten, Menschenopfer an, alle Leu-

---

*) Ad. Brem. hist. eccles. c. 234. S. 62.

**) Chron. L. I, S. 10. ed. Maderi.

***) Die alte Erzählung hinter dem gottländischen Recht, s. Guta-Lagh d. i. der Insel Gothland altes Rechtsbuch, herausgegeben v. D. K. Schildener, Greifswald 1818, S. 108.

†) Heimskringla I, 272.

te, sich und seinen Sohn ausgenommen: ja aus Verzweiflung opferte er zuletzt seinen siebenjährigen Sohn Erling *). Es kann an diesen Stellen, die sich mit leichter Mühe vermehren lassen, genug seyn; sie werden hinreichen, um die Allgemeinheit der Menschenopfer unter den germanischen Stämmen zu beweisen.

Es wurden aber auch herkömmliche, gewöhnliche Thiere (concessa) geopfert; ausdrücklich werden Pferde, Ochsen bei den Angelsachsen, auch im Norden besonders nach Zweikämpfen, zur Abwendung alles Uebels von dem Sieger **), Hunde, Hähne erwähnt. Nach der angeführten Stelle des Dithmar von Merseburg wurden die letztern statt der Habichte dargebracht; die letzte Nacht, die die Sonne in dem Zeichen des Steinbocks zubringt, hieß bei den nordischen Völkern Hökunatt; die nordischen Gelehrten erklären es durch Habichtsnacht und suchen dadurch den alten einheimischen Kultus mit dem ägyptischen Sonnendienst in Verbindung zu setzen ***), allein die Ableitung von Haukr der Habicht ist eine Uebereilung, denn im Isländischen müßte es Haukarnatt heißen: richtiger gehört es zu Haki, das Aeußerste einer Sache, also die letzte Nacht: die Stelle Dithmars (pro accipitribus oblatis) läßt sich denn vielleicht so verstehn, daß die Hähne nicht anstatt, sondern um der Habichte, der Raubvögel willen geopfert wurden, um sie von den Heerden abzuhalten.

---

*) Nach der allerdings ganz erdichteten Jomsvikingasaga, utgifwen af L. Hammarskjöld. Stockh. 1815, 4. c. 35, S. 148.

**) Arnesen S. 163. Beda I, 30.

***) Ihre s. v. Hökanatt I, 912. Hallenberg II, 542.

Das gewöhnlichste Opfervieh scheinen Schafe gewesen zu seyn: bei Ulfila heißt Saud ein Opfer, sichtbar von Saudr, das sich noch in der ursprünglichen Bedeutung für Schaf im Isländischen erhalten hat.

Mit den Festen waren zugleich große Schmausereien verbunden; das Fleisch der geopferten Thiere ward von der Versammlung zu Ehren der Götter verspeist. Im Norden musten die Bauern alles dazu erforderliche mit sich bringen: vor allem Bier. Mit dem Blute wurden die Pfosten und Wände des Tempels aus- und inwendig bestrichen: eben so das Volk: aber das Fleisch ward zur Bewirthung gekocht. Mitten auf dem Boden im Tempel war ein Feuer angezündet und darüber hingen die Kessel *). Auch in Deutschland waren diese Schmausereien gebräuchlich: der h. Columban fand, daß die Sueven eine große Kufe voll Bier, die gegen 26 Maaße **) faßte, hingestellt hatten, um ihrem Gott Wodan ein Opfer zu bringen; der heilige Mann blies gegen das Gefäß, das krachend auseinander sprang ***). In den Capitularien Karls des Großen wird die Theilnahme an solchen Opferfesten bei einer verhältnißmäßigen Geldbuße verboten. Wahrscheinlich wurde auch dem Brot eine besondre Beziehung auf das Fest gegeben: das Verzeichniß abergläubischer Gebrauche spricht von Götzenbildern aus geweihtem Mehl: es scheint dieser Gebrauch auf die Christen übergegangen zu seyn,

---

*) Heimskringla I, 139.

**) Modios. Ein Modius — 16 Sextarien oder 8 Quart.

***) Ionae vita Columb. §. 53. ap. Mabillon acta Bened. Saec II, S. 26.

denn in allen Gegenden herrscht noch die Sitte, an den verschiednen Festen besondre Formen von Brot und Kuchen zu backen, die zum Theil durch Gestalt und Namen an heidnische Begriffe erinnern, in Schweden der Weihnachtseber, (Julgalt) ein Brot das zur Weihnachtszeit aus Weizenmehl gebacken und dem die Figur eines Ebers eingedrückt wird, in Appenzell bei dem Frühlingsfest Kuchen in der Gestalt eines Ohrs, (daher Oehrlisonntag) in einigen Gegenden Pommerns zu Ostern eine Art gesottnes Waizenbrot mit Kümmel Osterwölfe, die Martinshörner und mancherlei andres *). Man opferte auch bei Quellen und Flüssen: und diese Gewohnheit hat sich im Norden und Schottland bis auf die neuesten Zeiten erhalten: das Volk erwartet noch von dem Gebrauch des Wassers Heilung für sich und sein Vieh; besonders wurden diese Quellen an gewissen Festtagen besucht. Wer es wagte aus einer Opferquelle etwas zu stehlen, ward nach dem Glauben des Volks mit einer unheilbaren Krankheit heimgesucht **).

---

*) Anton Geschichte der deutschen Landwirthschaft I, 401.

**) Westerdahls Beskrifning S. 46. Swenska Folkvisor I, 244.

Zehntes Kapitel.

Vorbedeutungen und Erforschung der Zukunft.

Vorzeichen und Looſe beachten ſie ganz beſonders; die Anwendung der Looſe iſt einfach: eine von einem fruchttragenden Baum abgeſchnittne Ruthe zerlegen ſie in Reiſer, und dieſe mit gewiſſen Zeichen unterſchieden, ſtreuen ſie zufällig und ohne Rückſicht über ein weißes Kleid: dann wenn öffentlich Rath geſucht wird, fleht der Ehwart der Gemeine, wenn beſonders, der Hausvater ſelbſt die Götter an und zum Himmel ſchauend, nimmt er die einzelnen dreimal auf und deutet die aufgehobenen nach dem vorhin eingedrückten Zeichen: wenn ſie es verbieten, iſt an dem Tage über die Sache keine Berathung: wenn es erlaubt iſt, wird noch die Zuſtimmung der Vorzeichen erfordert. Und auch das iſt hier bekannt, die Stimmen und Flüge der Vögel zu befragen: eigenthümlich dem Volk iſt es auch die Vorherſagungen und Erinnerungen der Pferde zu verſuchen. Sie werden in den (heiligen) Hainen und Wäldern öffentlich unterhalten, weiß, und von keinem menſchlichen Werk berührt; vom heiligen Wagen gedrückt, begleiten ſie der Ehwart

und der König oder Fürst der Gemeinde und beobachten ihr Wiehern und Schnauben. Und keinem Vorzeichen ist ein größeres Vertrauen nicht bloß bei dem großen Haufen, sondern bei den Vornehmen, den Priestern: denn sich halten sie für Diener, jene für Vertraute der Götter. Es giebt auch noch eine Beobachtung von Vorzeichen, wodurch sie den Ausgang schwerer Kriege erforschen. Sie lassen einen auf irgend eine Weise aufgehaschten Gefangnen des Volks, mit dem der Krieg ist, mit einem auserlesenen Volksgenossen, jeden mit seinen vaterländischen Waffen streiten; der Sieg des einen oder des andern wird als Vorentscheidung angenommen.

Der Erfolg aller Unternehmungen, die von äußern Umständen abhangen, ist immer ungewiß; es giebt nur eine sittliche Bestimmung; nur die Absicht das Beste und das Rechte zu wollen, macht gegen den Ausgang gleichgültig und unbekümmert. Es ist ein sehr nahliegender Gedanke, daß er von einer höhern Leitung und Bestimmung abhängt und die Menschen werden Mittel suchen, den Willen der höhern Mächte zu erforschen: bis die Herrschaft des Verstandes die Oberherrschaft gewinnt und der Mensch anfängt, die künftigen Ereignisse als die Folge seiner Berechnung und Klugheit zu betrachten: dann sinkt die Mantik in Verachtung und

Verstand und Einsicht werden wie Euripides sagt, die besten Weissagerinnen.

Die Deutung der Zeichen hängt natürlich von gewissen vorher bestimmten, an und für sich willkührlichen Regeln ab: allein wenn sich unter einem Volk ein eigner Priesterstand absondert und großes Ansehn erlangt, so wird dieser sich die Erklärung der Vorzeichen und die Leitung der Orakel anmaßen: er läßt sie den Umständen gemäß nach vorhergegangner Berathung entscheiden. Die Ueberzeugung mit Rath und Genehmigung der Götter zu handeln, muß natürlich auf die Gemüther der Menschen und ihre Bestrebungen den größten Einfluß äußern, sie zur Ausdauer, zur Zuversicht und zur höchsten Anstrengung aller ihrer Kräfte ermuntern. Daher ist auch der Einfall Mösers*) völlig unhaltbar, der darin den Geist der Freiheit erkennt, daß die Germanen zweifelhafte Sachen lieber durchs Loos, durchs Wiehern eines Pferdes und durch das Geschrei der Vögel als durch Weisheit und Willkühr entscheiden lassen wollten. Es liegt hier keine politische Rücksicht zum Grunde, sondern blos ein einfacher, frommer Glaube: Orakel finden sich auch bei den allersklavischten Völkern: die Hindu's z. B. halten außerordentlich viel auf Vorbedeutungen und Vogelflug und die jetzigen Perser werden nicht das Geringste unternehmen, ohne vorher einen Zeichendeuter um Rath gefragt zu haben.

Tacitus unterscheidet zwischen Loosen und Vorzeichen: jene waren eine eigentliche Befragung der Götter, diese eine freiwillige Aeußerung derselben, die un-

---

*) Osnabr. Geschichte I, 14.

aufgefordert in mannichfaltigen Zeichen geschah, und die man nur zu beobachten gebrauchte. Die Art durch Stäbe und Ruthen zu loosen, ist einfach und sehr alt: die skythischen Wahrsager bedienten sich Weidenruthen; nachdem sie große Ruthenbündel herbeigebracht haben, sagt Herodot, lösen sie dieselben auf der Erde legend auseinander, und jede Ruthe einzeln nehmend wahrsagen sie und während des Sprechens, binden sie die Ruthen hinterwärts zusammen und vereinigen sie wieder *). Dasselbe erzählt Ammianus Macellinus von den Alanen: auf eine wunderbare Weise wissen sie das Künftige vorher, denn grade und schlanke Ruthen sammelnd und sie mit gewissen geheimen Zaubereien prüfend, wissen sie deutlich, was vorbedeutet wird **).

Auch in spätern Zeiten war der Gebrauch des Looses bei den germanischen Völkern durch die Gesetze geheiligt: bei den Friesen sollten, um aus einem Haufen einen Todtschläger auszumitteln, Loose auf den Altar oder wenn keine Kirche in der Nähe war, auf eine Reliquie gelegt werden: zwei Zweige — Tene — wurden von einer Ruthe geschnitten: der eine ward mit dem Zeichen des Kreuzes bemerkt, der andre aber leer gelassen, beide wurden mit reiner Wolle umwunden. Der Priester oder in dessen Ermangelung ein unschuldiger Knabe mußte eins der Loose vom Altar nehmen: ergriff er den bekreuzten Zweig, so galten alle Angeklagte für unschuldig: im umgekehrten Fall ward aber noch eine besondere Untersuchung durch das Loos über

---

*) Herodot IV, 67.

**) Amm. Marc. XXXI, 2.

die Einzelnen verhängt *). Noch im J. 1450 nahm das Gericht auf Femarn sechs kleine Stöcke, von denen einer schwarz, die fünf andern weiß bemahlt waren; diese wurden mit Weihwasser besprengt in einen Topf geworfen: darauf mußten sechs Diebe, von denen Einer bei einem nächtlichen Einbruch die Hausfrau genothzüchtigt hatte, hineingreifen und wer den schwarzen Stab herausholen würde, sollte für den Thäter gehalten werden **). Einige Schriftsteller sind der Meinung, daß die Zeichen, womit die Stäbe versehn waren, Buchstaben oder Runen gewesen sind: allein diese Vermuthung ist ohne allen Grund; sie bestanden in blossen Einschnitten, Kerben oder Strichen von andrer Farbe, wie selbst die spätern Beispiele beweisen.

Das in dem frisischen Gesetz vorkommende Wort Tenus ist das angels. Tan, eine Gerte, (Teinn isl. Teene holl.) das auch für Loos gebraucht wird: tanhlyta losen, Tanhlytare ein Wahrsager. Der Ausdruck Loos (hlauts bei Ulfila, hlet, hlyt, a. s. Lott schwed. u. plattd.) ist allen Mundarten eigen und scheint da er auch in den sklavischen Sprachen sich findet, sehr alt zu seyn: deswegen läßt sich auch die ursprüngliche Bedeutung nicht mehr nachweisen. In den niederdeutschen Mundarten heißt das Loos Kawel (plattd., holl. Kevil schott.) kaveln loosen, von Kafle (schwed.) ein runder Stock, den man zum Loosen gebrauchte. In

---

*) Leges Fris. T. XIV. Auch bei den Uferfranken muste, wer keine Mitschwörer finden konnte, sich durch die Feuerprobe oder durch das Loos reinigen. Legg. Rip. T. XXXIII, §. 5.

**) Dreyer verm. Abhandlungen II, 875.

Schottland wird das Loos ein Schnitt, (offenbar von einem Zweige) genannt; man sagt Schnitte ziehn to draw cuts: auch ist eine gewöhnliche Art des Looses zwei ungleiche Strohhalme zu nehmen: (in Schweden at draga Strå, einen Halm ziehn).

Die Vorzeichen bestehn in natürlichen und zufälligen Erscheinungen, denen eine bestimmte Beziehung auf die künftigen Ereignisse gegeben wird: es muß daher eine große Uebereinstimmung in den Meinungen der verschiednen Völker Statt finden: und man findet überraschende Aehnlichkeiten in den entferntesten Gegenden: die Tagaler auf den Philippinen z. B. halten wie die Germanen die Eule für einen unheilbringenden Vogel, und verlassen die Hütte, auf deren Dach sie ihn erblikken: Reisende kehren um, wenn jemand auf dem Wege niest oder ein Hund bellt *).

Besonders ist die Meinung allgemein, daß die Vögel besonders die Boten der Götter sind und durch ihren Flug und ihre Stimme den Willen derselben verkündigen. Sie bringen nach uraltem Glauben Orakel: in Dodona war es eine schwarze Taube auf einer heiligen Eiche oder Buche und bei den Aboriginern ein Specht, der auf einer Säule saß **). Man war der Meinung, daß die Vögel sprechen konnten und auch den Menschen ihre Warnungen mittheilten, wenn diese nur ihrer Sprache kundig wären. Die Griechen glaubten von der Schwalbe, daß sie in einer unbekannten Sprache rede und verborgne Dinge anzeige, wie die Geschich-

*) Gemelli Carreri voyage V, 158.

**) Herod II, 53. Dion. Halic. I. 14.

te des Vatermörders Beßus beweist: die Pythagoräer verabscheuten sie deswegen *). Sigurd verstand, nach der Erzählung der Edda, nachdem er Fofners Herz gebraten hatte und das Herzblut ihm auf die Zunge gekommen war, was die Schwalben sangen, die oben in den Bäumen saßen **). Die Schwalbe ist auch in dem Volksglauben ein bedeutender Vogel: wer eine todtschlägt, verursacht dadurch einen vier Wochen anhaltenden Regen: wo Schwalben neue Nester bauen, muß Jemand in dem Jahre sterben: in einigen Gegenden bedeutet ihre Ansiedlung Armuth, in andern Reichthum.

Der eigentliche prophetische Vogel der germanischen Völker ist der Rabe, der dem Wodan heilig war: er heißt daher auch bei den isländischen Dichtern der Kluge. Wenn bei einem Opfer Raben erschienen, galt es im Norden für ein günstiges Zeichen, und man glaubte, daß Wodan damit zufrieden sey ***). Besonders kündigt er Tod und Unglücksfälle an: wenn sich ein Rabe auf ein Haus setzt, worin jemand krank liegt, so stirbt der Kranke. Identisch mit dem Raben ist in dieser Beziehung die Krähe: Hermenegioklus, König der Warner, ritt einst mit seinen Großen über Feld und

---

*) Plut. de sera numinis vindicta, c. 8. T. X, 234. ed. Hutten.

**) Edda S. 261. Sigurdar quida, II, in Edda Saemundar II, S. 181. Der isländische Ausdruck ist Jyda, den die ältern Uebersetzer und auch Björn Halderson durch Schwalbe erklären: der neue Herausgeber übersetzt es durch Adler und zwar soll es die weibliche Form von Egdir seyn.

***) Heimskringla I, 219,

hörte eine laut schreiende Krähe*): er sagte den Anwesenden, daß er nach 40 Tagen sterben werde, dies verkündige der Vogel: entweder verstand er die Stimme des Vogels oder anderswoher belehrt stellte er sich das Orakel zu begreifen, das auch wirklich in Erfüllung ging. Die Krähe ist unter dem Namen St. Martinsvogel auch der Prophet des Mittelalters: im Reinke Fuchs sagt Hinze der Kater als ihm auf seiner Farth eine Krähe begegnet:

Gut Heil eddel Vagel,
Kere hieher dinen Vlögel
Un fleg to miner rechten Syde;

allein der Unglücksbringer erhörte ihn nicht**).

Aber auch viele andre Vögel sind in dieser Hinsicht wichtig: der Kukuk giebt bei uns Auskunft über die künftige Lebensdauer: in Schweden kommt es darauf an, in welcher Himmelsgegend man ihn zuerst sieht: im Westen bedeutet er Freude, im Osten Noth, im Norden Tod, im Süden gute Zeit ***). Als die Longobarden den Hildebrand, Neffen des Königs Liutbrand, während einer schweren Krankheit des letztern, zum Nachfolger ausriefen, setzte sich ein Kukuk auf den ihm überreichten Speer, was den Klugen eine ungünstige Vorbedeutung schien †). Die Bewohner der Insel Nord-

---

*) Daß es eine Krähe war, muß man aus den Worten πολλὰ κρώζησαν schließen: die Geschichte erzählt Procop de bello Goth. IV, 20.

**) Reinke de Voß Buch I, c. 13. Du Fresne s. v, avis s. Martini führt auch die Stelle aus dem franz. Original an.

***) Westerdahl beskr. 44.

†) Paul. Diac. de gest. Langob. VI, 55.

marsch halten die schwarze Drossel für den Unglücksvogel, und meinen, daß, wenn sie sich nahe bei einem Hause aufhält, bald Jemand in demselben sterben wird*). Die Eulen, die Elstern, die Bergenten, die Rothkelchen und andre Vögel haben ebenfalls prophetische Eigenschaften. Es scheint auch ein alter Glaube zu seyn, daß die Geister der Abgeschiednen die Gestalt von Vögeln annehmen und sich ihren Freunden und Verwandten kund geben**).

Die Orakel durch die Pferde erklärt Tacitus für eine Eigenthümlichkeit der Germanen, die sie jedoch mit den Persern, bei denen die Pferde noch bis auf diesen Tag für so heilig gelten, daß der Stall oder im Freien die Stelle beim Kopf des Pferdes als ein unverletzliches Asyl selbst der größten Verbrecher angesehn wird, und mit den Slaven gemein hatten. Einige Stämme der letztern hatten heilige Rosse, die über Pfeilspitzen hingeführt wurden: es war ein günstiges Zeichen wenn das Roß zuerst mit dem rechten Fuß darüber schritt: ungünstig war es, wenn es den linken Fuß auch nur einmal eher als den rechten bewegte, es war eine dreimalige Entscheidung nothwendig eh' über eine wichtige Unternehmung ein Entschluß gefaßt ward ***). Auch nach der Ansicht der nordischen Völker hatten die Pferde weissagende Eigenschaften, wie viele Beispiele in den

---

*) L. Lorenzen Beschr. der Insel Nordmarsch in Camerer's verm. Nachrichten II, 84.

**) Lord Byron führt mehre Beispiele davon an in den Noten zur Braut von Abydos, Works, Lond. 1815. II, S. 202.

***) Dithmari Merseb. chron. L. VI, S. 135. Saxo Gramm. hist. Dan. XIV, S. 331.

isländischen Sagen beweisen *). Noch jetzt sind Spuren dieses Glaubens übrig: man muß fleißig zuhören, wenn die Pferde wiehern oder schreien, denn sie deuten gut Glück an. Schnauft das Pferd bei der Abreise, so ist nach der Meinung des schwedischen Bauers, der Reiter willkommen: und wenn der Priester einen Bettlägrigen besucht und das Pferd beim Absteigen den Kopf niederschlägt, stirbt der Kranke **).

Aber auch die Erscheinung andrer Thiere dient bald als gute, bald als üble Vorbedeutung: läuft ein Hase über den Weg, so ist es ein schlimmes Zeichen: ein günstiges, wenn man einem Wolf, Hirsch, Schwein oder Löwen begegnet. Ein Reisender, der auf Schweine stößt, findet eine schlechte Aufnahme, Schafe verkündigen das Gegentheil. Putzt sich die Katze, so kommen Gäste und wem ein Floh auf der Hand hüpft, der wird etwas Neues erfahren. Wahrscheinlich lag hiebei der Glaube zum Grunde, daß die Schutzgötter der Menschen sich in Thiergestalten verwandelten, um den Sterblichen Winke und Warnungen zu geben ***).

Außer den von Tacitus angedeuteten Arten von Vorbedeutungen gab es noch viele Andre: die Wahrsagerinnen der Sueven weissagten aus den Wirbeln der Flüsse und den Bewegungen und dem Geräusch der Wellen †). Dem Rhein ward die Eigenschaft beigelegt,

---

*) Joh. Erici disquiss. duae de veterum septentr. peregrinationibus et philippia, Lips. 1755, S. III.

**) Westerdahl S. 45.

***) Joh. Erici obss. ad antiqq. boreales S. 155.

†) Plut. Jul. Caes. 19.

daß er anzeige, ob ein neugebornes Kind ächt oder unächt sey, und daß er untergeschobne Geschlechter tödte: indessen stammt diese Sage aus späterer Zeit und da Nonnus auch bei dieser Gelegenheit der iberische Rhein sagt, so bleibt es zweifelhaft ob wirklich unser Strom gemeint ist *). Das Verzeichniß abergläubischer Gebräuche führt noch Weissagungen und Vorzeichen aus dem Mist der Vögel, Ochsen oder Pferde, dem Niesen, das schon im Homerischen Zeitalter als Bestätigungszeichen galt und auch noch gegenwärtig in der Meinung des Volks diese Bedeutung hat **), vielleicht auch dem Gehirn der Thiere und der Asche an. Das abergläubische Volk deutete alles, was sich ereignete, nach irgend einer herkömmlichen Regel bald günstig bald nachtheilig: im Lateinischen des Mittelalters heißen solche Zufälligkeiten Venta oder Superventa, und die Beobachtung derselben wird öfters von der Kirche untersagt: aber umsonst, diese Meinungen haben sich überall erhalten und sie finden sich bei allen Stämmen: auch hier ist es unverkennbar, daß der ursprüngliche Vorrath sich mit der Zeit vermehrt hat, und daß vieles aus dem Alterthum entlehnt, manches erst durch das Christenthum unter das Volk gekommen ist ***).

Den Ausgang eines Krieges zu erforschen, ist allerdings

---

*) Nonni Dionys. XXIII, S. 397 und XLVI, S. 779.

**) Brand II, S. 456. Westerdahl 47.

***) Man findet eine große Menge angeführt in: gestriegelte Rockenphilosophie, Chemnitz 1729, S. II, woraus ich manches entlehnt habe, bei Brand im 2ten Bde, Omens S. 447. und bei Westerdahl S. 21. überall die größte Uebereinstimmung.

lerdings von großer Wichtigkeit, besonders wenn die Veranlassung willkührlich ist, Raubsucht oder eine ähnliche Rücksicht; die Haraforas z. B. auf den Inseln des indischen Archipelagus beobachten vor jedem Angriff mannichfaltige Anzeichen, um über den Erfolg gewiß zu seyn*). An die germanische Art erinnert eine bei den Kalmycken übliche Sitte: vor kleinen Kriegszügen muß ein verkleideter und von allem unterrichteter Kalmyk sich, wenn das Heer versammelt ist, in voller Rüstung gleichsam als ein Kundschafter dem Lager nähern. Sogleich wird er von den Wachen verfolgt, die mit blinden Schüssen auf ihn feuern bis er endlich gefangen eingebracht wird. Man bindet ihn, droht ihn mit Schlägen und befragt ihn nach dem Stande und der Stärke des Feindes und dem wahrscheinlichen Ausgang. Es versteht sich, daß die Berichte, die er abstattet, immer günstig ausfallen: und endlich wird der Gefangne in Freiheit gesetzt **). Es scheint ein symbolisches Ueberbleibsel eines ältern Gebrauchs zu seyn, demzu Folge man einen wirklichen Feind zu erhaschen suchte, welchen man um der größern Sicherheit willen auf die angeführte Weise umänderte.

Zum Schluß muß noch ein Mittel zur Erforschung der Zukunft angeführt wurden, das, wie fast bei allen Völkern so auch bei den Germanen in großem Ansehn war, der Traum. In den isländischen Sagen kommen unzählige Beispiele vor, wie dadurch künftige Ereignisse, namentlich die Geburt ausgezeichneter Männer, Unglücks-

*) Valentyn het oude en nieuwe Oostindien II, S. 81.

**) Pallas mongol. Völkerschaften I, 223.

fülle, Theurung, Kriege u. s. w., angezeigt wurden, sie wurden durch die Götter selbst, die Schutzgeister und die Todten veranlaßt und es war eine eigne Kunst sie zu deuten, worauf viele Personen sich mit großem Eifer legten. Auch bei dem Volke hat sich der Glaube erhalten und es sind sogar verschiedne Mittel erdacht, um bestimmte weissagende Träume hervorzubringen *).

*) Joh. Erici obs. de Somniis in s. Obss. ad. antiquitates septentrionales pert. spec. Hafniae 1769. S. 12. Brand. II, 463.

Verbesserungen.

Seite	25	Zeile	12 v. o. statt Gallner lies Galler.
=	31	=	17 v o. lies wie von
=	38	=	13 v. o. statt Verhältnisse ihres Lebens l. Lebensverhältnisse.
=	66	=	5 v. o. lies nennt Galler nur die Stämme.
=	80	=	12 v. u. statt schneiden l. schneidet.
=	105	=	6 v. o. statt Urächtheit l. Unächtheit.
=	106	=	6 v. o. statt Walafriedus l. Walafridus.
=	117	=	2 v. u. statt lay l. lag.
=	122	=	6 v. u. statt Strumpf l. Stumpf.
=	123	=	14 v. u. sind Lök und pa zu trennen.
=	123	=	13 v. u. statt helfrete l. helfuete.
=	123	=	11 sind Bidrag und til zu trennen.
=	137	=	2 v. u. statt Jans l. Joms.
=	213	=	17 v. o. ist hinter es ein Kolon zu setzen.
=	213	=	4 v u. statt golde l. goldne.
=	218	=	10 v. u. statt auseinander l. einander.
=	224	=	14 v. o. statt Amyn l. Amye.
=	224	=	1 v. u. statt Carucallae l. Caracallae.
=	227	=	8 v. u. ist Mosers wegzustreichen.
=	228	=	1 v. u. statt Vegel l. Veget.
=	244	=	4 v. u. statt dib l. lib.
=	245	=	2 v. u statt cilt l. celt.
=	247	=	7 v. u. statt kräftigen l. kräftigern.
=	251	=	3 v. u. statt lay l. lag.
=	253	=	8 v. o. statt nachgezeigte l. nahgezeigte.
=	258	=	13 v. u. statt kümmerten l. kümmern.
=	262	=	4 v. o. statt Hollen l. Höllen.
=	262	=	1 v. u. statt Scet. l. Suet.
=	263	=	5 v. u. statt ** l. *.
=	268	=	12 v. u. statt Aufstützung l. Aufstutzung.
=	295	=	2 v. o. statt mysthischen l. mythischen.
=	295	=	8 v. u. statt unbekannten l. bekannten.
=	313	=	6 v. u. statt Julnbock l. Julebock.
=	330	=	10 v. u. statt sklavischen l. slavischen.

Geringere, den Sinn nicht entstellende Fehler beliebe der geehrte Leser selbst zu verbessern.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rühs, Friedrich,

Ausführliche Erläuterung der zehn ersten Kapitel der Schrift des Tacitus ü
ber Deutschland

Berlin 1821
A.lat.b. 1930 o
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10246972-9